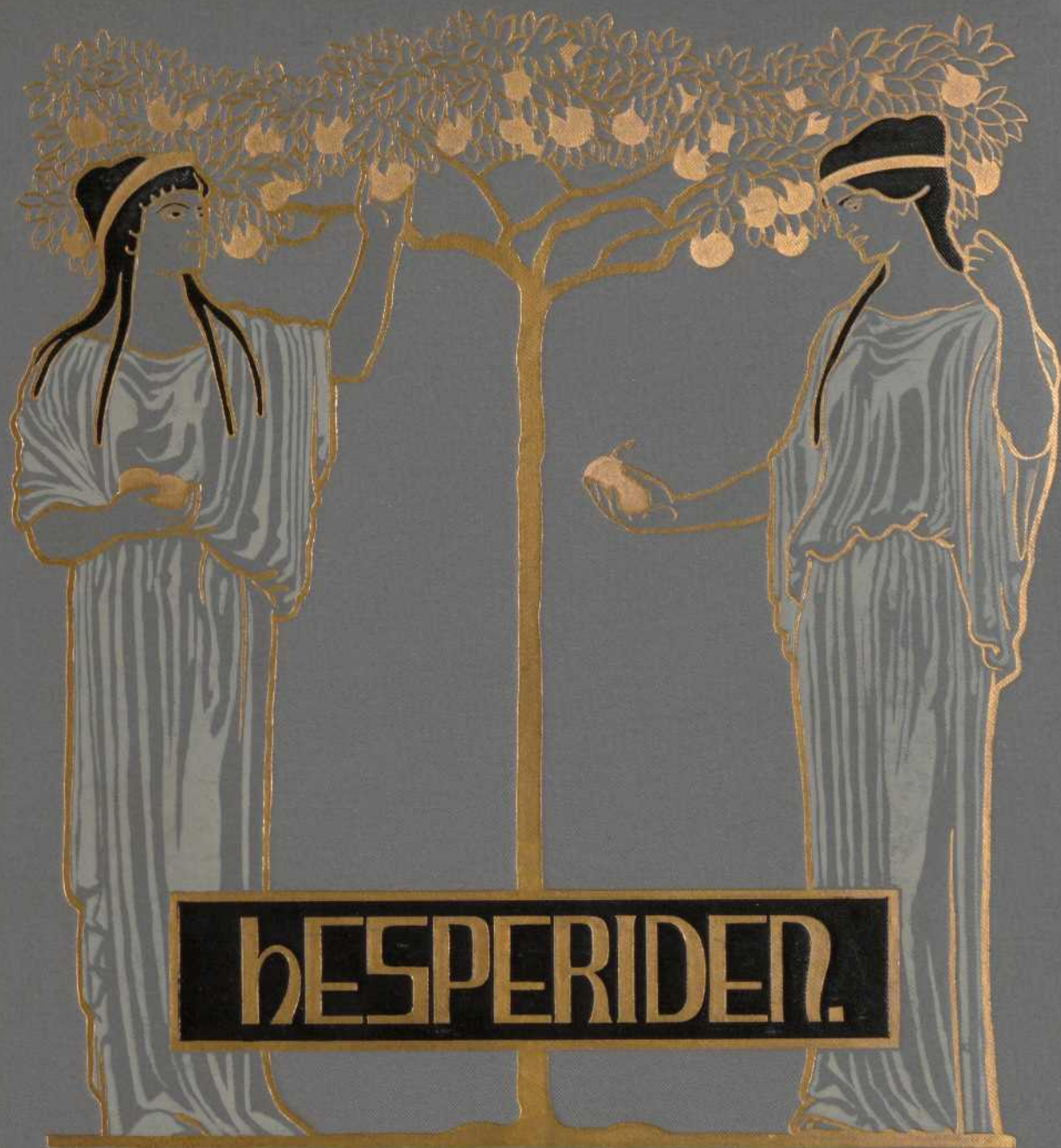
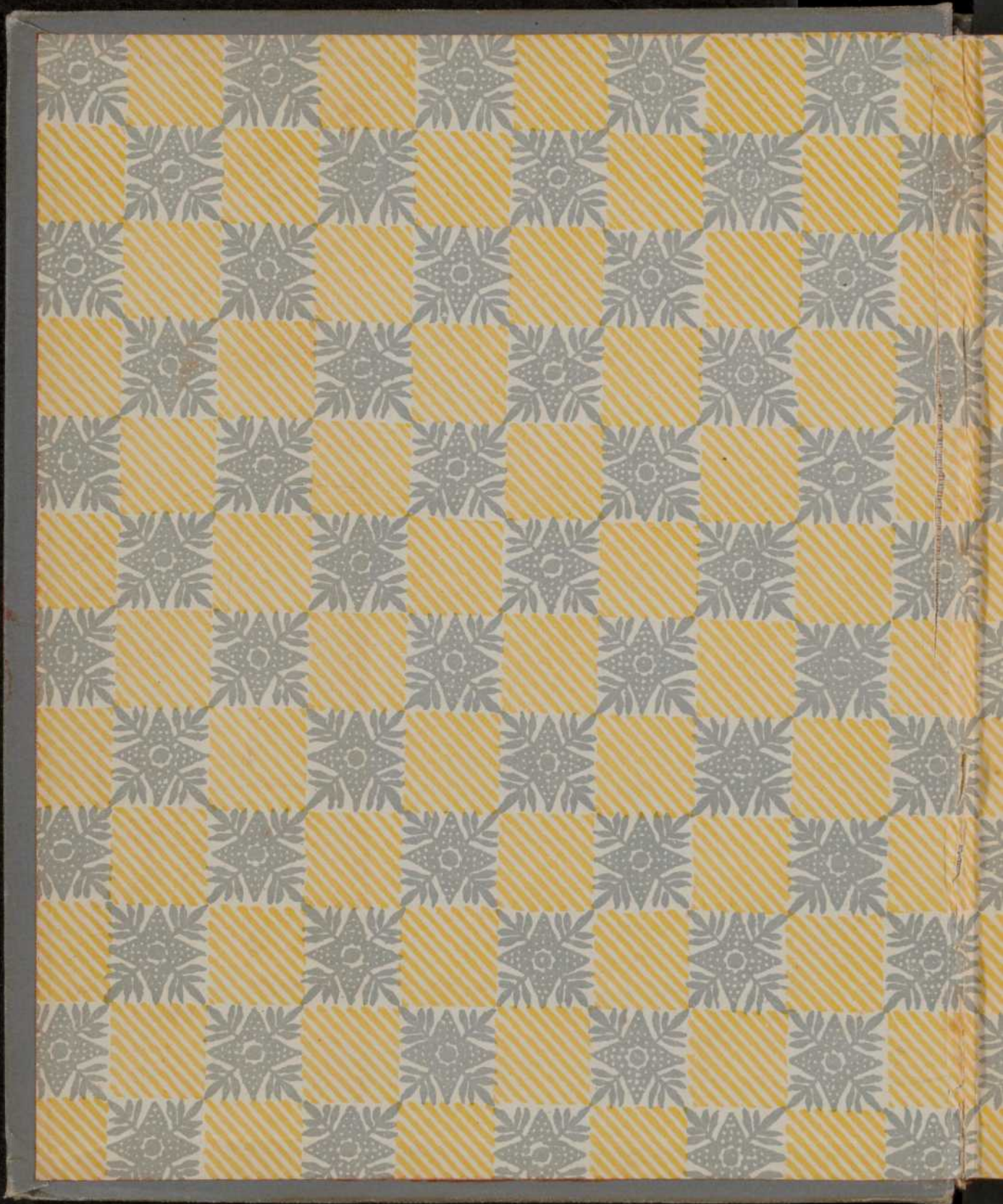
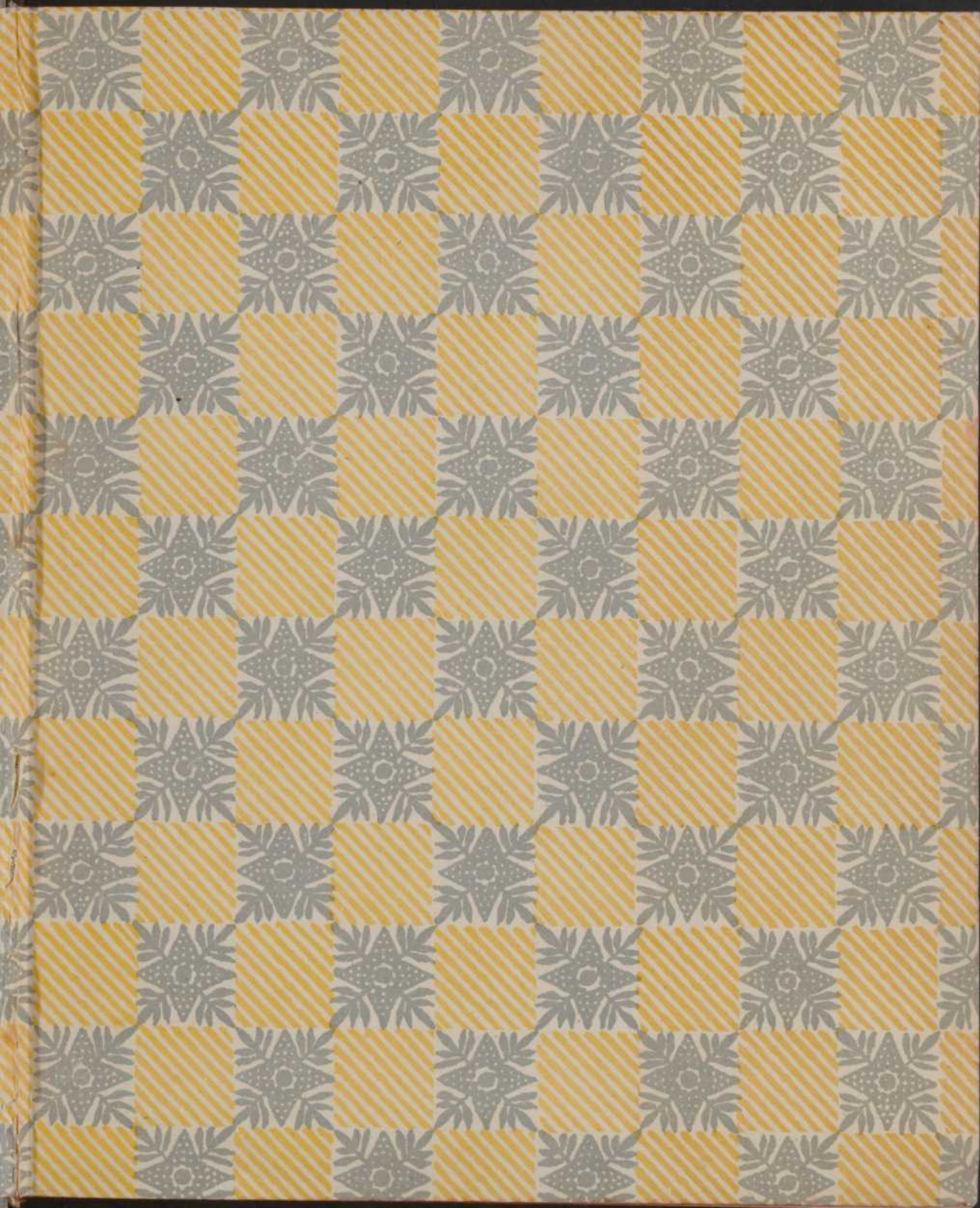




hESPERIDEN.

VICTOR BLÜTHGEN'S^{IST.}
MÄRCHEN FÜR JUNG UND ALT





Leffel Lindemann.

Hesperiden

Respectfully

Hesperiden

Victor Blüthgens Märchen für jung und alt

Vollständige Ausgabe



— Mit 20 ganzseitigen und 20 Textbildern von Ludwig Berwald —
Robert Engels, Paul Heydel, W. Müller-Schönefeld, Carl Röhling, Franz Stassen
L. von Zumbusch



Dritte Auflage



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

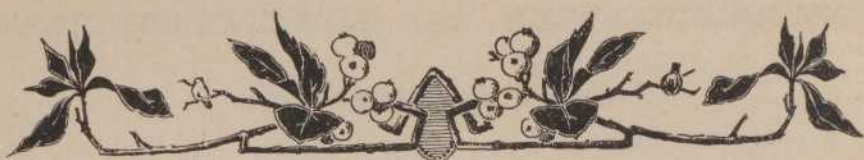
Nachdruck verboten

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten

H/M 137450

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Inhalt.



Erster Teil: Kinder- und Volksmärchen.

	Seite
1. Von den zwei Fröschen, die das Nähen lernten	1
2. Der Schneider und die Wölfe	3
3. Wie die Nadelbäume entstanden	8
4. Die Unglücksrabben	11
5. Die Hühnerburg	19
6. Die Zauberpfeife	29
7. Die Windhunde	38
8. Die drei Wehe	40
9. Grünfitteln und Federweiß	55
10. Der Rabenonkel	64
11. Das Jaköbchen und der Zuckerdütenbaum	71
12. Teerpitterchens Tochter	79
13. Prahlhans	87
14. Der arme Hans Christoph	93
15. Friedchen in der Rumpelkammer	100
16. Im Hause des heiligen Nepomuk	107
17. Die schuldige Hand	118
18. Der Minimus	121
19. Die sieben Hulegeisterchen	133
20. Der Spuk auf der Bleichwiese	141
21. Das Märchen vom Weihnachtsbaum	149
22. Die alte Standuhr	157


~~~~~ Inhalt. ~~~~~

Zweiter Teil: Nachdenkliche Märchen.

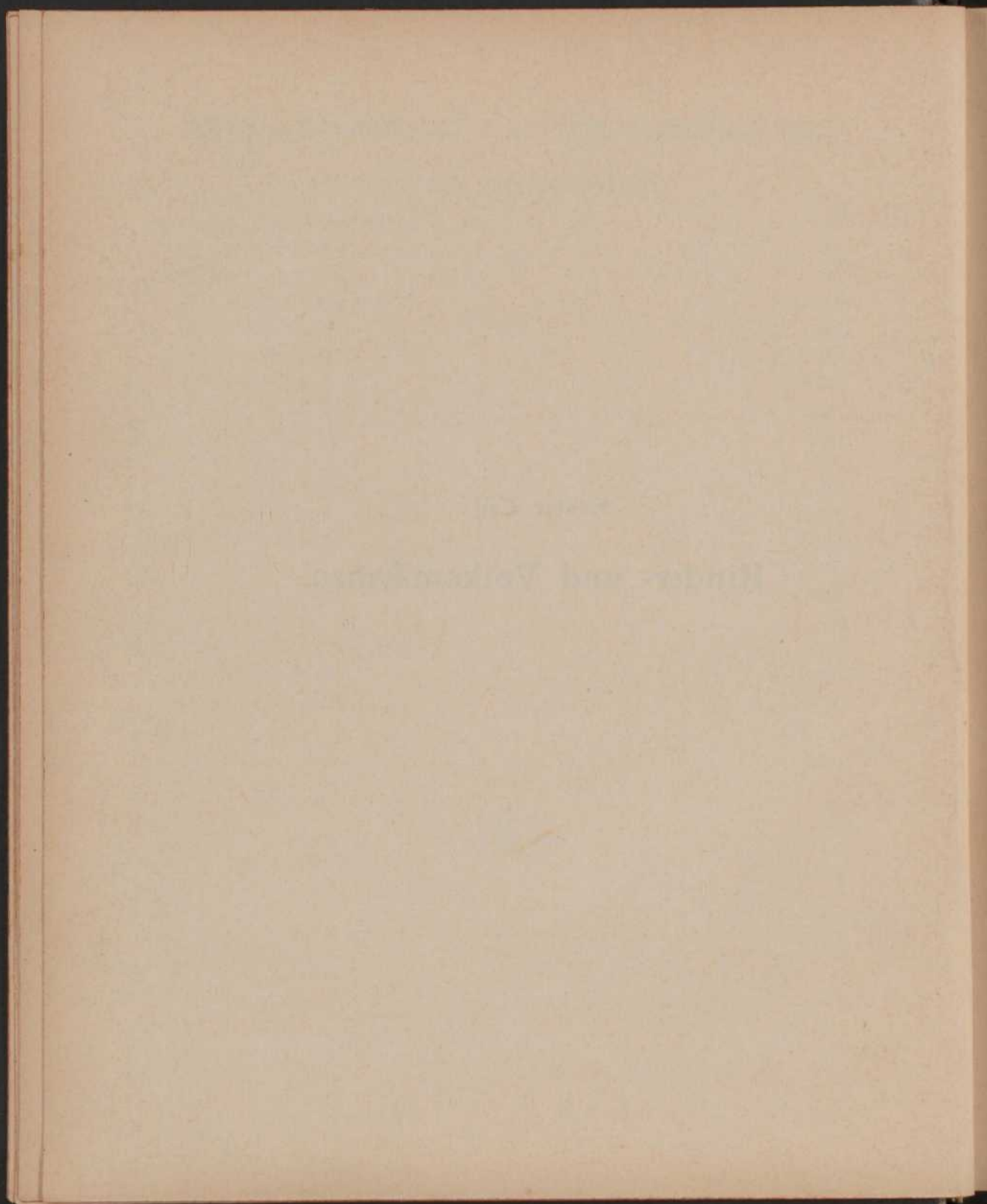
|                                        | Seite |
|----------------------------------------|-------|
| 23. Der junge Schmetterling . . . . .  | 169   |
| 24. Der Heidegeist . . . . .           | 176   |
| 25. Die Hochzeitsreise . . . . .       | 184   |
| 26. Die Spinnenprinzessin . . . . .    | 192   |
| 27. Die Schneckenpost . . . . .        | 203   |
| 28. Der Brautspiegel . . . . .         | 212   |
| 29. Zimmerhöher . . . . .              | 226   |
| 30. Allerseelen-Nacht . . . . .        | 233   |
| 31. Der Tautropfen . . . . .           | 238   |
| 32. Die Kunstpuppe . . . . .           | 244   |
| 33. Der Totengräber . . . . .          | 255   |
| 34. Der Ring des Bildhauers . . . . .  | 261   |
| 35. Der Abendfriede . . . . .          | 270   |
| 36. Venezia . . . . .                  | 274   |
| 37. Die drei Brillen . . . . .         | 282   |
| 38. Der Ostwind . . . . .              | 294   |
| 39. Das Kind mit dem Käzchen . . . . . | 310   |
| 40. Der einsame Vogel . . . . .        | 313   |
| 41. Der Erbschab . . . . .             | 314   |



Erster Teil:

Kinder- und Volksmärchen.







## Von den zwei Fröschen, die das Nähen lernten.



**E**s waren einmal zwei Frösche, die lebten in einem sehr großen Garten. Als sie nun eines Tages, da die Sonne hell in den Garten schien, am Springbrunnen auf Fliegen paskten, hörten sie plötzlich etwas mit einem so lauten Krach neben sich auf die Erde fallen, daß sie heftig erschrakten und geschwind davon springen wollten. Aber da lag dicht vor ihnen kläglich zappelnd ein großer Käfer, den sich ein wilder Spaz zum Mittagsbrot gefangen und übel zugerichtet hatte. Den ganzen Bauch hatte der Räuber dem armen Schelm aufgehakt und nur wie durch ein Wunder war derselbe aus seinen Klauen entkommen. Jetzt flehte er die beiden Frösche um Hilfe an, und diese besahen ihn mitleidig, während er aus Leibeskräften schrie und über große Schmerzen klagte. „Höre du,“ sagte der eine Frosch zum anderen, „wenn wir doch nähen könnten; dann könnten wir jetzt dem armen Dinge den Bauch wieder zunähen, daß es nicht stirbt.“ „Der Tausend!“ sagte der andere, „das ist ein herrlicher Einfall; wir wollen gehen und es lernen.“ Der erste war es zufrieden, und so trösteten sie den Käfer, er sollte nur warten, sie würden ihm schon helfen. Sie gingen darauf in das Dorf zur Näherin und quakten immerzu, sie wollten nähen lernen. Aber die

Blüthgen, Gesperiden.



## 2 ~~IIII~~ Von den zwei Fröschen, die das Nähen lernten. ~~IIIIII~~

Näherin verstand sie nicht, schimpfte sie Dickbäuche und Kahlköpfe, nahm einen großen Besen und lehrte sie hinaus.

Als sie draußen waren, ratschlagten sie, was nun zu thun sei. Sie kamen endlich überein, erst in die Schule zu gehen und die Menschensprache zu lernen. Als sie indessen an die Schule kamen, getrauten sie sich nicht hinein wegen der Buben, die den armen Fröschen immer so übel mitspielen. Während sie noch ratlos dastanden und hin und her janneten, kam aus einem Mauselloch eine Maus heraus und besah sich das Wetter. „Grüß Gott,“ sagte sie, als sie der Frösche ansichtig wurde, „wollt ihr eine Badereise antreten?“ Die Frösche erzählten ihr, wie es ihnen ergangen sei und in welcher Verlegenheit sie sich befänden. „Wenn's weiter nichts ist,“ meinte sie; „dem Dinge kann abgeholfen werden,“ lud die Frösche in ihre Wohnung ein und brachte sie dort zu einem Loche, durch das man in die Schulstube sehen konnte. Da saßen denn die beiden Frösche mäuschenstill und horchten und horchten, bis sie dem Schulmeister das Reden abgelernt hatten; und es war ihnen gar nicht schwer geworden, weil sie beide schon bei Jahren und sehr verständig waren. Als aber der Schulmeister den Stock ergriff und einem Buben ein Duzend aufzählte, wovon auch nicht einer daneben fiel, wurde es ihnen angst, und sie ließen sich von der Maus davon führen. Sie gingen darauf abermals zur Näherin und berichteten ihr deutlich, was sie im Sinne hätten. „Schön,“ sagte diese; „aber wo habt ihr das Lehrgeld?“ Da gestanden die Frösche betrübt, daß sie kein Lehrgeld hätten. „Dann macht, daß ihr fortkommt,“ sagte die Näherin kurz, „denn umsonst ist der Tod, und der Kaffee wird alle Tage teurer.“

So standen die beiden wieder auf der Straße und hingen die Köpfe. „Mir fällt etwas ein,“ sprach endlich der eine, „wir wollen zur Muhme Unke gehen, die ist reich, die hat den ganzen Keller voll Geschmeide.“ — „Wenn sie nur nicht so geizig wäre,“ sagte der andere. Sie machten sich aber doch auf den Weg und kamen zu der Unke; die saß unter einem Lattichblatte und fing Fliegen. Sie war aber alt und sehr wohlbeleibt; deshalb wollte die Jagd nicht glücken, was ihr sehr verdrießlich war, weil sie gerade recht großen Appetit hatte. „Willkommen, teure Anverwandte,“ rief sie den Fröschen entgegen und wackelte so schnell sie konnte unter dem Lattichblatte hervor. „Seid so gut und verhelft eurer alten Muhme zu ihrem täglichen Brote.“ — „Gerne,“ sagte der eine Frosch, „aber wir müssen ein Geschmeide dafür haben.“ Zwar verdroß das die Unke sehr, aber Hunger thut weh.



„Wenn ihr jeder eine Mandel Fliegen fangt,“ meinte sie endlich mit saurem Gesicht, „so sollt ihr ein Ringlein haben.“ Da stellten sich die beiden Frösche auf den Anstand, und weil sie noch ziemlich behende waren, brachten sie bald die beiden Mandel zusammen und obendrein noch ein paar Mücken als Zugabe. Dafür erhielten sie das goldne Ringlein, trugen es zur Näherin, und jetzt unterwies sie die aufs beste. Zum Abschiede schenkte sie ihnen dann noch eine Nadel und einen Faden Zwirn vom allerfeinsten, und so wanderten sie vergnügt nach Hause. Als sie aber zu dem Käser kamen, war der schon tot. Da klagten sie sehr und begruben ihn und setzten einen großen weißen Kieselstein auf sein Grab als Denkmal. Jetzt wußten sie aber nicht, was sie mit der Nadel und dem Zwirn anfangen sollten. „Weißt du was?“ sagte endlich der eine zum anderen, „wir wollen uns jeder ein Ende des Fadens ans Bein nähen, damit wir uns nicht verlieren können.“ Dem andern gefiel das Stück, und so führten sie es aus.

Als sie eben damit fertig waren, kam ein großer Storch gestrichen, der noch kein Abendbrot verzehrt hatte. Die Frösche wollten ihm eiligst entweichen, aber ach! das ging nicht, denn jeder hielt den anderen am Beine fest. So griff denn der Storch erst den einen bei den Hinterbeinen und verschluckte ihn, und nun war auch der andere verloren und mußte seinem Gefellen nachmarschieren.

Jetzt waren die Frösche beide tot. Die Nadel aber fand ein kleines Mädchen und nähte ihrer Puppe ein Kleid damit.



## Der Schneider und die Wölfe.



Es war einmal ein Schneidergesell, der ein fröhliches Herz, aber auch einen großen Buckel hatte, so daß er ausfah, wie ein Bauernweib, das am Samstag in die Stadt geht und ihre Ware auf den Wochenmarkt trägt. Derselbe kam nachts von einer Kirchweih nach Hause und mußte einen dichten Wald durchwandern, in dem es so dunkel war, daß er die Hand vor den

Augen nicht sehen konnte. Wie er nun wohlgenut darin einherschlenderte und den letzten Walzer vor sich hin pfiß, den er von Anfang bis Ende mitgetanzt hatte, versah er es mit dem Wege und fiel in eine tiefe Grube, daß ihm Hören und Sehen verging und daß er dachte, jetzt sei sein letztes Brot gebacken. Als er indessen merkte, daß nach dem Fall noch alles an ihm heil sei, hub er an kläglich zu schreien und nach Hilfe zu rufen. Da hörte er plötzlich nicht weit von sich reden. In der Grube, die seitwärts noch tief in die Erde hineinging, wohnte ein großer Wolf mit seiner Frau und zwei kleinen Wölfen. Als nun der Alte des Schneiders Fallen und Geschrei vernahm, sagte er vergnügt: „Hei, Frau, mich dünkt, es gibt diese Nacht noch einen Feiertagsbraten.“ Diese Worte drangen dem Schneider zu Ohren, und in großer Angst schwieg er mäusestill. Der Wolf aber leuchtete mit seinen Augen so lange in der Grube umher, bis er den Schneider entdeckte, worauf er ihn bei den Beinen packte und ohne weiteres in die Stube zog. Wie sie ihn nun umbringen wollten, schrie und wehklagte der Schneider ganz herzbrechend, so daß die Wölfin, die eine gute Seele war, ein Wort für ihn einlegte. „Schön,“ sagte darauf der Wolf, „so mag er am Leben bleiben, aber hinaus und zu den Menschen darf er nicht wieder, sonst würde er uns verraten; er muß hier bleiben und ein Wolf werden.“ „Mit tausend Freuden,“ sagte der Schneider: „Mensch hin, Mensch her, ich will lieber als Wolf lebendig, denn als Mensch verspeist sein.“ So holte denn der Wolf seines seligen Vaters Pelz hervor, und der Schneider, der immer Nähzeug bei sich trug, mußte sich hineinnähen; nur um den Buckel herum reichte es nicht zu, worüber indes der Schneider die Wölfe beruhigte, indem er versicherte, daß alle buckligen Wölfe der Welt den Pelz auf der Brust ein wenig offen trügen. Der Schneider blieb nun da, lernte auch bald vortrefflich heulen und auf allen vieren laufen, und im Kaninchensfangen wurde er Meister, während das die Wölfe, weil sie sehr plump und tölpisch sind, nicht gut fertig zu bringen wissen.

Als sie nun zusammen eines Tages auf den Fang ausgegangen waren, begab es sich, daß der König desselben Landes in dem Walde jagte. Sobald die Jäger in die Nähe der Wölfe kamen, gaben diese eiligst Fersengeld und der Schneider mit ihnen, weil er fürchtete, er möchte um seines Pelzes willen für einen richtigen Wolf gehalten und geschossen werden. Sie rannten in das dichte Unterholz und verbargen sich hinter Büsche, worauf der alte Wolf den anderen zuflüsterte, sie sollten sich nur ruhig verhalten, er habe keine Hunde gesehen, und ohne diese werde sie kein Jäger finden. Und so war es: ein







Wildschwein hatte die Hunde samt und sonders getötet, und nach einiger Zeit hörten sie die ganze Gesellschaft dicht bei ihrem Versteck vorbeireiten. Da aber fiel es dem König ein, aus Aerger über den Tod seiner Hunde eine große Prise zu nehmen, wonach er heftig nießte. Der Schneider, der die Höflichkeit noch nicht verlernt hatte, sagte respektvoll: „Zur Gesundheit!“ Wie der König das hörte, ritt er in das Gebüsch hinein und die Jäger thaten es ihm nach. Hier erblickten sie die Wölfe, und der König erhob alsbald mit dem ganzen Jagdgesinde ein Freudengeschrei. Sie stachen und warfen mit den Spießen, so daß nur der alte Wolf entkommen konnte. Den Schneider entdeckte man erst zuletzt, weil er sich besonders gut verkrochen hatte, und ehe man auf ihn zielen konnte, wälzte er sich jämmerlich heulend vor den König hin. Dieser stieg vom Pferde herab und besah sich den Schneider hinten und vorn, konnte aber nicht begreifen, was dies für ein seltsames Tier sei. Da es einen Höcker habe, müßte es nach der Naturgeschichte ein Dromedar oder Büffel sein; im übrigen hingegen sei es einem Wolfe nicht unähnlich. Der Schneider aber richtete sich zitternd auf und sagte: „Um Vergebung, ich bin eigentlich ein Schneidergeselle und nur aus Versehen unter die Wölfe gekommen.“ Da fing alles an zu lachen, und ein Jäger schnitt ihn aus dem Pelze heraus. Auch mußte ihm ein Pferd gegeben werden, damit er neben dem Könige reiten und seine Geschichte erzählen konnte. „Schneider,“ sagte hierauf der König sehr gnädig, „Ihr habt mir vielen Spaß gemacht, und wenn Ihr wollt, so könnt Ihr bei mir bleiben.“ Das gefiel unserem Schneiderlein so, daß er gleich mit auf das Schloß ritt, und von nun an lebte er bei Hofe als des Königs Hof- und Leibschneider herrlich und in Freuden.

Der alte Wolf aber, der glücklich mit dem Leben davongekommen war, hatte eine schreckliche Wut auf alle Menschen gefaßt, insbesondere auf den Schneider, weil der am Tode seiner Frau und seiner Kinder schuld sei, und er beschloß sich zu rächen. So lag er denn immerfort auf der Lauer, und jeder Mensch, der ihm vor die Augen kam, war ein Kind des Todes. Das ganze Land war voll Jammer und Wehklagen, denn es verging fast kein Tag, wo nicht wenigstens einer unter den Pfoten des erbosteten Wolfes ein jämmerliches Ende fand. Der Wolf aber sagte: „Noch nicht genug; alle müssen sie daran glauben, und dem Schneider soll es am schlimmsten ergehen, der mir Frau und Kinder zu Tode gebracht, weil er sein Schwazmaul nicht halten konnte.“ Darauf ging er nach dem Schlosse hin, wo der Schneider eben zum Fenster herausah und eine Pfeife Tabak rauchte. „Schneider,“ sagte der

Wolf, „du mußt sterben, eher ruhe ich nicht.“ Da faßte diesen die Angst und er berichtete dem Könige, was der Wolf ihm gedroht. „Wartet, Schneider,“ antwortete der König, „jezt ist es die höchste Zeit, daß wir diesen Wege-  
lagerer fangen, und sollte es mich meine einzige Tochter kosten. Er hat schon keinen Respekt vor einem königlichen Hof- und Leibschneider mehr; wo soll das hinaus? Und meine Unterthanen frißt er mir auch alle weg, was ich nicht zugeben kann, wie Ihr einsehen werdet; denn wenn ich keine Unterthanen mehr habe, so kann ich nicht mehr König sein. Aber lebendig müssen wir ihn fangen; er darf keines ehrlichen Todes sterben, er muß hängen, und wir wollen dabei zusehen.“ Sprach's und ließ im ganzen Lande ausrufen, wer den Wolf lebendig brächte, solle sein Eidam werden. Aber als die Herolde zurückgekommen waren, blieb alles wie zuvor, denn niemand getraute sich das Wagestück zu vollbringen.

Nun hatte sich der Schneider lange Zeit nicht das Herz fassen können, aus dem Schlosse zu gehen, aus Furcht vor dem Untier. Endlich aber konnte er das Stillsitzen nicht mehr aushalten und erging sich an einem hellen Sommertage im Garten. Da mit einemmal sprang der Wolf hinter einem Baume hervor, erwischte den Schneider beim Rockschöß und zerrte ihn, so sehr er auch zappelte und schrie, vorwärts bis in den Wald hinein. Hier drehte sich der Wolf um und sah den Schneider, der wie Espenlaub zitterte und sich einmal über das andere den Angstschweiß abtrocknete, grimmig an. „Hund von einem Schneider,“ sagte er, „du hast mich ins Unglück gebracht, dafür mußt du jetzt sterben.“ Da klapperte der Schneider mit den Zähnen und sagte in der Stille alle Stoßgebetlein her, die er wußte. „Hast du noch etwas zu sagen, so sprich, aber mach es kurz,“ fuhr der Wolf fort. Der Schneider gedachte sich aufs Unterhandeln zu legen und sprach: „Ach, wenn Ihr mich laufen lassen wolltet, so würde ich den König vermögen, Euch alle Tage so viele Schafe fressen zu lassen, als Ihr Lust hättet.“ Aber der Wolf wies ihm die Zähne und sagte: „Nein, du mußt sterben.“ „Wenn Ihr mich laufen laßt, so sollt Ihr ein großer Herr im Reiche werden und eine güldene Gnadenkette und einen Orden bekommen.“ „Nein,“ antwortete der Wolf, „sondern du mußt sterben.“ Da kam in der Not dem Schneider ein püßiger Einfall und er rief laut: „Seht Ihr, dort kommen die Jäger!“ und wie der Wolf sich erschrocken umwandte, saß mit einemmal der Schneider auf seinem Rücken und hielt ihm die Augen zu. Da lief der Wolf, wie er in seinem Leben noch nicht gelaufen war, daß er jeden Augenblick dachte, nun müßte der



verwünschte Reiter doch herabfallen. Der saß aber ganz wohlgemut fest, stieß ihm die Stiefelhaken in die Seiten, als ob Sporen daran wären, und sagte dazu: „Gotte hü, mein Pferdchen.“ Und weil der Wolf nicht sehen konnte, wohin er lief, so lenkte ihn der Schneider gradeaus auf das Schloß zu bis vor eine offene Stallthür, stellte sich dort auf seine Beine und ließ den Wolf dazwischen hindurchschießen, mitten in den Stall hinein, worauf er die Stallthüre zuriegelte. „Warte, Gevatter,“ sagte er dann, „jezt will ich dir einen Strick kaufen,“ ging zum Könige und meldete, daß er den Wolf gefangen habe. Der König war hoch erfreut, daß der Schneider solch ein Pissfikus sei, und sagte auch zu, daß die Verlobung mit der Königstochter in Richtigkeit gebracht werden sollte.

Der Wolf aber ward wirklich geangen, und sein Fell, das der Schneider zur Hochzeit als Fußteppich bekam, hat sich bis auf unsere Tage erhalten und liegt gerade unter dem Tische, an dem dies Märlein geschrieben wurde.



✱  
Wie  
die Nadelbäume  
entstanden.  
✱

**E**s gibt Laubbäume und Nadelbäume.

Die Laubbäume wissen vom Winter nichts: sie lassen im Herbst die Blätter fallen, schlafen ein, hören und sehen nichts, bis wieder Sommer ist. Die Nadelbäume aber behalten ihre Nadeln durch den Winter, frieren und tragen schwere Schneelasten, finden keinen Schlaf: trübe und dunkel stehen sie in sich versunken, warten und warten...

Einst trugen alle Bäume nur Laub. „Der Winter ist eine böse Zeit, nichts für euch,“ sagte der liebe Gott immer wieder. „Schlaft nur, schlaft!“

Aber da gab es Bäume: die Fichten, die Tannen, die Kiefern und andere, die machten sich Gedanken. Es verstreicht mehr als ein Vierteljahr, wo man gar nicht lebt; was mag da vorgehen? Es geschieht da etwas, was man nicht kennt — warum denn nur nicht? Darüber kann man ganz schwermütig werden.

Diese Bäume fingen an, den lieben Gott zu quälen: sie wollten gern einmal den Winter sehen; und als sie nicht aufhörten, sagte der liebe Gott endlich: „Wenn ihr durchaus wollt, so sollt ihr das ganze Jahr hindurch munter bleiben; aber ihr werdet es bereuen; ihr dürft dann nie mehr schlafen.“

Da wollten sie.

Die Neugier, als der Herbst zu Ende ging!

Der erste Frost kam. Das Gras starb, die letzten Blumen starben, die Blätter fielen tot von den anderen Laubbäumen, nur von ihnen nicht. Die Neugierigen sahen das kahle Land, und die Kameraden wie Gerippe dastehen; da war ihnen doch recht unheimlich und bang. Die Sonne am Himmel wärmte nicht mehr, der Nordwind fuhr eiskalt daher und drängte sich durch die Blätter: „Na?“ sagte er ärgerlich. Aber die Blätter wickelten sich zusammen, immer enger, je mehr sie froren.

„Noch ist's Zeit,“ sprach der liebe Gott.

Die Bäume hätten beinahe gebeten, es möchte ihnen ergehen wie früher; aber — am Ende kommt nun erst das Schöne! Nur die Lärchenbäume, deren Blätter schon zu dünnen grünen Nadeln gewickelt waren, verloren auf einmal den Mut. „Adieu!“ nickten sie und ließen die Nadeln fallen.

Immer kälter wurde es, immer enger schrumpften die Blätternadeln der anderen zusammen. „Nur ausharren!“ trösteten sie einander. „So bleibt es nicht, das soll uns niemand einreden.“

„Alles tot!“ schnaubte der Nordwind ungeduldig; „wollt ihr wohl ein Ende machen?“

„Wir brauchen es nicht,“ sagten die Bäume zuversichtlich, „wir dürfen unser Laub behalten.“

„Gut, ihr Narren, die Ruhme Hölle wird euch das schon verleiden.“

Da kamen die grauen Wolken, und die Flocken fielen daraus nieder: es schneite, schneite —

„Das ist schön, das muß man sehen,“ sprachen die Nadelbäume zitternd. „Es thut freilich ein bißchen weh, Regen ist angenehmer.“



Acht Tage lang schneite es; nichts zu sehen, als ein graues Gewimmel in der Luft, und dann war alles Land verschwunden, es gab nur noch das Weiß und die beschneiten Baumgerippe und die totkalte Luft und die Sonne, die nicht wärmte. Mit Mühe nur konnten die Nadelbäume das sehen, denn auf ihnen lag eine dicke Schneeschicht, krallte weiße, eiskalte Finger um die Blätternadeln, als sollten die damit erstickt werden. Richtige Nadeln waren sie schon, spitze, harte Nadeln, so waren sie in sich zusammengekrochen, und es war keine Rede davon, sie abzuwerfen, wenn es auch der und jener Baum heimlich versuchte.

Niedliche Meisen und Goldhähnchen flogen draußen, man hörte ihre Metallstimmchen und sah sie an den Knospen picken. Sie scheuten sich vor den fremden Bäumen. Aber endlich wagten sich welche heran.

„Piep — trrrr . . . Wer seid ihr?“

„Kennt ihr uns nicht mehr? Wir wollten sehen, wie es im Winter zugeht, und nun müssen wir wach bleiben, wir mögen wollen oder nicht. Es ist schrecklich, ganz schrecklich; wir sind ganz elend. Man friert — das thut so weh; und das Weiße da drückt, als sollten einem alle Glieder entzweibrechen. Man kann kaum mehr reden vor Kälte, kaum mehr sehen und hören und denken.“

„Ja, schön ist anders,“ sagte ein Goldhähnchen mit hübschem rotem Häubchen. „Ich verschliefe ganz gern den Winter, wenn ich könnte. Da seid ihr recht dumm gewesen.“

„Wielange dauert denn das nur?“

„Lange, sehr lange. Es hat erst angefangen. Mit der Sonnenwende wird's erst recht schlimm.“

Da krachte es; ein Ast brach unter der Schneelast ab, und die Vögel erschrafen und flogen davon.

Dunkle Tage kamen, und endlos lange Nächte. Die Holzhauer gingen und schlugen Bäume ab. „Das ist eine ganz neue Sorte,“ sagten sie, „die haben wir noch nicht gesehen; wir wollen einmal probieren, wie die heizt.“ Und sie schlugen lauter Nadelbäume ab. „Recht so, recht so,“ schrie eine alte heifere Krähe schadenfroh, „schlägt sie tot, schlägt sie tot!“ Jedesmal wenn einer umkrachte, freute sie sich wieder; die anderen Bäume aber warteten in Todesangst, an wen jetzt die Reihe kommen würde.

Dieser Winter war ganz besonders hart und schneereich. Noch mancher Ast brach, und zuweilen gab es einen Knall, dann war an einem der Bäume eine klaffende Wunde aufgesprungen. Bis in den April währte der Frost.

Da kam warme Luft und Regen. Und dann das erste Grün und der Frühling. Aber die Nadelbäume standen starr und stumpf, ihr Grün war dunkel wie die Trauer. Die Finken saßen an zu schlagen, an den Bäumen gab es Augen, und die schlugen sie auf und waren wach.

„Wie seht ihr aus und was habt ihr gemacht?“

„Wir haben den Winter gesehen, wir haben gar nicht geschlafen,“ sagten die Nadelbäume. „Es war entsetzlich und wir werden nie wieder froh.“

„Wollt ihr keine Blätter machen?“

„Nie mehr,“ sprachen die Nadelbäume.

Als alles grün war und auflebte, so recht im Frühlingsjubiläum mitten inne, bekamen sie doch Lust. Aber die Nadeln waren ganz in eins gepreßt, gar nicht mehr aufzuwickeln, und die Bäume brachten nichts zu stande, als ein bißchen grünen Maiwuchs an den Spitzen, und das waren auch nur Nadeln; da versanken sie wieder in ihre Melancholie, und der grüne Maiwuchs wurde bald so dunkel wie alles Grün an ihnen.

„Ich habe es euch vorher gesagt,“ sprach der liebe Gott zu ihnen, „allein ihr wolltet nicht hören.“

Die Lärchenbäume bekamen auch nur Nadeln, als sie wieder trieben, das behielten sie zur Erinnerung und Warnung. Aber sie waren lustig und die Nadeln hübsch grün.

Sie konnten doch im Winter schlafen!



## Die Unglücksraben.



Eine alte Waldfrau hatte neun Enkelkinder, die nahm sie alle, da ihre Eltern starben, zu sich in den Wald. Es waren aber acht davon Brüder und nur das jüngste war ein Mädchen; das war so schön wie der lichte Tag, hatte Haut wie Wachs, Haar wie Flachs, Augen so blau wie ein See, eine Gestalt so schlank wie ein Reh, und das Herz war das allerbeste an ihr; und wenn sie einmal in den Wald gegangen war, so war es den Brüdern



im Hause, als wenn die Sonne untergegangen wäre. Freilich blieben die Brüder den Tag über selten zu Hause, denn sie waren Jäger und durchstreiften den Wald nach Wildbret. Das mußte die Schwester braten, und dazu aßen sie Beeren, welche diese gesucht hatte, auch Obst von den Bäumen, die um das Haus herum wuchsen, und mancherlei Gemüse aus dem Garten. Und wenn sie durstig waren, so tranken sie von einem Brunnlein, das aus dem Felsen quoll und dessen Wasser sie zum Kochen und Waschen in einen Ziehbrunnen leiteten und sammelten. Die Waldfrau aber war eine Zauberin und aller Kräuter kundig; sie feierte ihnen ihre Waffen, und heilte sie, wenn eine Krankheit über sie kam; und so lebten sie alle zusammen ein paar Jahre sehr glücklich und zufrieden.

Eines Morgens nun zogen sieben der Brüder in den Wald auf die Jagd; nur der jüngste blieb im Hause, um es zu bewachen. Die Schwester hatte allen einen Kuß zum Abschied gegeben und stand auf der Treppe, die in den Garten hinunterführte. Wie sie sich jetzt nach dem Garten umdrehte, sah sie die Feuerlilien an, die gleich vorn unter dem Apfelbaum wuchsen, und dachte: heute will ich einen Strauß pflücken. Darauf stieg sie die Steintreppe hernieder, kniete auf ihr Kleid und brach eine der großen Blumen vom Stengel. „Rab!“ sagte es mit einemmal unten, und ein junger Rabe flog auf, als käme er aus dem Feuerlilienbusch, und ließ sich zur Seite auf der Treppemauer nieder. Sie erschrak, dachte aber an nichts Böses und pflückte eine zweite Blume. Und richtig flog ein zweiter Rabe davon und nahm auf dem Brunnenvrohr Platz.

„Gi,“ sprach das Mädchen, „wo mögen die versteckt gewesen sein?“ Und als sie gleich zwei Lilien auf einmal abriß, schrie es „Rab!“ „Rab!“ und zwei Raben huschten aus den Blättern und begaben sich freischend davon.

Dem Mädchen kam das spaßhaft vor, und es wollte eben die fünfte Blume pflücken, da hörte es eine Stimme hinter sich sprechen: „Ach du lieber Gott, was hast du gethan!“ und wie es sich umsah, stand die Waldfrau da und machte vor Schrecken Augen so groß wie Taubeneier.

„Was denn, Großmutter?“

„Ach, Kind, das sind Unglücksililien, denn gestern nacht habe ich alles Unglück hineingebannt, das euch bedrohte, und wenn die Lilien verwelkt wären, so konnte euch nichts geschehen. Nun hast du vier davon gebrochen, und viererlei Unglück ist frei geworden und fliegt als vier Raben in die Welt hinaus!“



C. RÖHLING-GRUNEWALD.



Da fing das Mädchen bitterlich an zu weinen. „Großmutter,“ sprach es, „kannst du sie nicht wieder bekommen?“

„Bleibe knien und verscheuche sie nicht,“ antwortete die Waldfrau, „vielleicht daß ich sie noch binden kann.“

Aber der jüngste Bruder, der oben in der Hausthür stand, hatte die Raben erblickt, nahm sein Weidmesser und warf es auf den einen. Da flog der schreiend in die Luft und die drei anderen ihm nach, und bald waren sie im Walde verschwunden.

„Ach das Unglück,“ sprach die Waldfrau, „ach das Unglück! Ich kann nicht hinterdrein, denn ich bin schon zu alt dazu. Sage nur deinen Brüdern nichts, damit sie dir nicht gram werden!“

Da ging das Mädchen den ganzen Tag traurig im Hause herum bis zum Abend und hatte verweinte Augen, und als abends die Brüder fragten, was ihr fehle, so gab sie keine Antwort, richtete ihnen stumm die Abendmahlzeit zu und wartete, bis sie, müde von der Jagd, das Lager aufsuchten und entschliefen.

Sie war auch müde, aber sie fand keine Ruhe, weil sie immer dachte, sie müsse gehen und die Raben wieder fangen. Da band sie ihr Flachshaar in ein rotes Tuch, färbte sich mit Nußsaft das Gesicht braun, damit die Raben sie nicht erkennen möchten, und verhüllte sich mit einem weißen Laken; dann befahl sie Gott ihre Seele und ging zum Mondschein in das Holz hinaus.

Sie blickte nach allen Bäumen empor und horchte, aber es war kein Rabe zu sehen oder zu hören. Endlich kam sie zu einem Opferstein, bei dem zwei Holzwege sich kreuzten; da sah sie etwas Schwarzes, und als sie näher ging, war es der eine Rabe, der stand vor dem Stein auf dem Wege und wiegte immerfort den Schnabel herüber und hinüber.

„Was machst du da?“ fragte das Mädchen.

„Ich spinne Trübsal, hier eine Elle, da eine Elle, hier eine Elle, da eine Elle! Willst du eine davon haben?“

„Nein, ich will bloß zusehen.“

Nach einer Weile setzte sie sich, breitete das weiße Laken über den Schoß und sprach: „Spinne hier drauf, dann kann ich den Faden besser sehen und du machst dir die Fehen am Tau nicht naß.“

Da flog der Rabe auf ihren Schoß und wiegte wieder mit dem Schnabel; das Mädchen aber schlug mit einem Klaps das Tuch zu, da war er gefangen.

„Dumme Gans!“ schrie er, „willst du mich heraus lassen!“

Aber das Mädchen that, als hörte sie nichts, lief vor Freude was sie laufen konnte, und weckte daheim ihre Großmutter. „Einen habe ich!“ sagte sie der ins Ohr. — „Was denn für einen?“ — „Nun den einen Rabben!“

„Warte!“ sagte die Waldfrau, stand auf, warf ihren Mantel mit der Kraunwurzelspange über und griff nach dem Saken, worin der Rabe zappelte. „Ginten an der Schlehdornhecke stehen auch noch Lilien, dort will ich ihn wieder einsperren. Bleibe oben und gehe zu Bett.“ Das Mädchen gehorchte, wusch sich die braune Haut, bis sie wieder weiß war, und begab sich darauf zur Ruhe.

Als nun die Brüder am nächsten Tage mit sinkender Sonne heimkehrten, war der eine davon ganz blaß. „Was fehlt dir denn, mein Sohn?“ fragte die Waldfrau. „Ei,“ antwortete der, „es hätte beinahe ein Unglück gegeben, denn der größte Block von dem alten Steinhausen, der Teufelmühle, kam durch die Tannen herunter gerollt und ich entramm ihm mit genauer Not.“

Das hörte die Schwester, und das Herz klopfte ihr, denn sie dachte: wäre er umgekommen, so wäre ich schuld daran gewesen. Sie wartete mit Angst, bis die Brüder schliefen, verkleidete sich dann rasch, nahm aber, da sie das Saken nirgends fand, einen Deckelkorb mit und begab sich zum zweitenmal auf das Suchen.

Sie ging unter den alten dunklen Bäumen hin bis an den Kreuzweg, wo sie den ersten Rabben gefunden hatte; aber dort war diesmal nichts zu erblicken. Da schritt sie weiter, bis sie an ein Wasser kam. Das Mondlicht glitzerte im Wasser, und auf einer Wurzel saß der zweite Rabe, der hatte eine hohle Eichel in einer Pfote und schöpfte Wasser, das er einmal rechts, dann wieder links ausgoß. Dabei hörte sie ihn sagen: „Hier ein Maß, da ein Maß, hier ein Maß, da ein Maß.“

„Du säest wohl Wasser?“ fragte das Mädchen.

„Nein,“ antwortete der Rabe, „sondern ich messe Trübsal, hier ein Maß, da ein Maß.“

„Du kannst ja nicht ordentlich hinunterreichen,“ sagte das Mädchen, nachdem es ihm eine Weile zugehört hatte. „Ich habe dir einen Kahn mitgebracht.“ Sie nahm darauf den Deckel vom Korb und setzte den Korb aufs Wasser, daß er schwamm.

„Das ist eine schöne Erfindung,“ meinte der Rabe, wie er in den Korb stieg. Das Mädchen aber sprach: „Ja, und ich habe auch ein Regendach dazu, daß man in dem Kahne vom Wetter nicht naß wird.“ Damit brachte



sie den Deckel hervor, deckte ihn geschwind auf den Korb und nahm diesen mit samt dem Raben auf den Arm.

„Aufmachen!“ schrie der; „es regnet ja nicht!“

Aber das Mädchen lachte und sprang wie ein Reh durch den Wald, bis sie nach Hause kam.

„Großmutter,“ sprach sie, und rüttelte diese am Arme, „wach auf, ich habe den zweiten!“

„Ei du Glücksvogel,“ antwortete die und rieb sich die Augen; „jezt soll er niemandem mehr schaden!“ Und sie trug den Korb wieder hinunter in den Garten und haunte auch den zweiten Raben.

Den anderen Tag aber stürzte ein Baum im Walde um, gerade als die Brüder unter ihm vorbeigingen, und schlug zwischen ihnen auf den Boden. Sie sprangen rasch auseinander, und nur der eine wurde von dem dicksten Ast am Kopfe gestreift, daß er ein wenig blutete. Die Schwester aber hörte diesmal ganz ruhig davon erzählen. „Habe ich zwei gefangen,“ sagte sie bei sich, „so wird es mir wohl auch mit den beiden letzten glücken.“

Sie nahm also des Nachts ein Jägernez und machte sich zum drittenmal auf den Weg. Aber sie suchte und suchte, bis ihr die Füße weh thaten und ihr Kleid vom Morgentau anfang feucht zu werden. Da ward ihr so bang um das Herz, wie noch nie, und eben wollte sie umkehren, als sie eine alte Rüster gewahr wurde, die war vertrocknet und die Blätter lagen unten auf der Erde. Unter der Rüster aber saß der dritte Rabe, nahm die dürrn Blätter mit dem Schnabel und warf sie rechts und links auf zwei Häufen. „Hier für 'n Pfennig, da für 'n Pfennig,“ sprach er.

„Du zählst wohl dein Geld?“ fragte das Mädchen.

„Nein,“ antwortete er, „Unglück ist es; wart ein bißchen, dann bin ich fertig.“

„Ach, wie schade,“ sagte das Mädchen und zitterte am ganzen Leibe, „dazu hättest du von mir eine schöne Börse haben können, daß der Wind deine Münzen nicht verwehte.“ Und damit breitete sie das Nez aus. „Willst du es einmal probieren?“

„Da sind ja Fenster drin,“ sprach der Rabe, stieg auf das Nez und fing an es zu besehen.

„Ja,“ antwortete das Mädchen, „man hat Aussicht von allen Seiten, wenn man drin sitzt,“ und rasch schlug sie das Nez um und trug den Gefangenen fort. Der schrie, bis er heiser war, aber es half ihm alles nichts, und er mußte so gut wieder in eine Kiste, wie seine Kameraden.

Da sie ihn aber so spät erst gefunden hatte, daß er mit seinem Zählen fast fertig geworden war, so war der Schwester doch ängstlich zu Mute, was geschehen würde; denn sie dachte daran, daß am Tage zuvor schon der eine Bruder eine Wunde davongetragen hatte. Und richtig, als es Abend ward und die Brüder heimkehrten, trugen sie den einen, weil ein wilder Eber ihm das ganze Bein zerschligt hatte. „Es ist, als wenn wir behext wären,“ sprach der älteste; „es geht kein Tag mehr vorüber, ohne daß uns ein Unglück zustoßt.“

Die Waldfrau aber legte Kräuter auf und meinte, wund sei immer noch besser als tot.

Jetzt aber freute sich die Schwester ordentlich, daß die Dunkelheit vollends zur Nacht wurde, und stellte sich heimlich schon einen alten Drahtkäfig zurecht, worin ehemals ein Weib gefessen hatte. Gegen Mitternacht putzte sie sich heraus wie alle Nächte, that zur Vorsicht noch etwas Fleisch in den Käfig und schlüpfte hinaus, um den letzten Raben zu fangen. Aber wie viel sie sich auch Mühe gab und wie weit sie schritt, kein Rabe war zu erblicken. Die Sterne gingen unter und der Tag begann zu grauen, da begab sie sich müde und matt auf den Heimweg. Sie kam an das Wasser, und da sie Durst hatte, wollte sie trinken. Sie bog sich aber zu weit vornüber und fiel hinein, und weil das Wasser sehr tief war, konnte sie nicht wieder an das Land kommen und mußte ertrinken.

Als die Brüder früh erwachten, waren sie verwundert, daß die Schwester nirgends zu sehen war, und weil die Großmutter ihnen sagte, sie möchte etwa im Walde sein, so machten sie sich auf, um nach ihr zu forschen. Endlich kam der eine an das Wasser und sah ihr langes Flachshaar auf den Wellen schwimmen. Da weinte er laut auf und rief noch einen der Brüder, der in der Nähe war; die beiden zogen sie heraus und trugen sie nach Hause. Da war der Jammer groß; die Großmutter aber erzählte jetzt, was sich mit den Raben zugetragen hatte, und daß bloß der vierte Rabe am Tode des Schwesterchens schuld sei.

„Du mußt sie wieder lebendig machen, Großmutter,“ sagte einer der Brüder.

„Das kann ich nicht, ihr lieben Kinder,“ antwortete diese betrübt; „aber wenn jemand den Raben fände und tötete, so würde sie wieder zum Leben aufwachen. Bis dahin will ich schaffen, daß sich ihre Gestalt nicht verändert.“

Da schwuren die Brüder, sie wollten nicht ruhen noch rasten und die Welt durchstreifen, bis sie den Raben gefunden hätten; nur einer sollte daheim



bleiben und für die Großmutter sorgen. Alle Jahre aber wollten sie einmal im Waldhause zusammenkommen und sich überzeugen, ob ihr Schwesterchen noch nicht erlöst sei. Sie warfen darauf das Loß, damit es bestimmen sollte, wer diesmal zu Haus bliebe, und es traf den jüngsten. Die anderen nahmen ihre Waffen, sagten sich und den Zurückbleibenden lebewohl, küßten ihr totes Schwesterchen und eilten, jeder auf seinem Wege, in die weite Welt.

Als das Jahr um war, kam zuerst der älteste der Brüder und brachte einen Raben mit, den er erlegt hatte. Und siehe da — aus der Thür sprang ihm die Schwester entgegen, frisch und gesund, und herzte und küßte ihn.

„Gi,“ sprach der, „wie bin ich so froh, daß ich den Raben geschossen habe, der uns dich rauben wollte.“

Bald aber kam der zweite, der hatte auch wieder einen Raben und behauptete, der seine sei der richtige, und so war es mit jedem anderen, der eintraf. Nur der siebente fehlte noch. Weil die übrigen sechs aber zu streiten anfangen, so fragte die Waldfrau, wer seinen Raben am St. Hubertustage geschossen habe, denn an dem sei ihre Schwester aus dem Todeschlummer erwacht.

„Ich,“ sagte da plötzlich der siebente, der eben zur Thür hereintrat, und fiel einem nach dem anderen um den Hals. Da wollte jeder Genaueres wissen, und nun sprach er: „Wisset, daß ich an diesem Tage aus dem Wald heraus in eine dürre wüste Heide kam, und wie ich ein Stück darin gegangen war, stand ich an einem Wasserpfuhl, bei dem wuchsen eine Menge Ginstersträucher. Es dämmerte schon, und ich sah von weitem in den Sträuchern etwas springen; ich schlich mich hinzu, und da erblickte ich den Raben, der sprang auf einem Beine herum und schrie lustig:

Erst ertränkt,  
Dann versenkt,  
Endlich in das kühle Grab!  
Rab! Rab! Rab!

und hinterher wollte er sich ausschütten vor Lachen. Da zielte ich auf das Untier so gut, wie ich noch nie gezielt habe, und der Bolzen fuhr ihm mitten durch den Leib, daß es mit seinem Lachen aus war. Und hier habt ihr ihn!“

„Nun ist alles gut,“ sprach die Waldfrau; „die Lilien sind vertrocknet, das Leid ist tot, hinfort können wir glücklich leben bis an unser Ende.“

Und so geschah es auch.



## Die Hühnerburg.



Was für ein schläfriger Nachmittag das war! Die heiße Sonne flimmerte im Bauerngehöft, daß es nicht zum Aushalten gewesen wäre, wenn dort nicht so viel Gras und grüne Sträucher gestanden hätten, die dem Auge wohl thaten und Schatten gaben. Die Hühner in dem verwilderten Hinterhofe freilich inkommodierte die Sonne gar nicht, denn zum Schlafen hatten sie Zeit, und sie schliefen am liebsten da, wo es am heißesten war, nämlich auf der nackten Erde.

Es waren ihrer fünf, ein Hahn und vier Hühner. Zwei Hühner waren im ganzen Dorfe berühmt, denn sie hatten Federhauben auf den Köpfen statt der roten Backenkämme; und der Hahn war auch sehr stolz, daß er zwei solche feine Frauen hatte. Dafür war er selber auch ein sehr stattlicher Herr, mit schwärzlich-grünem Bäuchlein und im übrigen gelblich-bunt, alles vom schönsten Schmelzglanz. In den Kämpfen mit gewissen jungen Hähnen in der Nachbarschaft, welche die Neugier wegen der beiden fremden Frauen in den Hof trieb, war er stets Sieger geblieben, weshalb sich jene höchstens noch bis auf den Baum wagten und, sobald er die Augen zuklemmte und den Kriegsruf ausstieß, sich eiligst davon machten.

Die fünf also saßen und standen im Hinterhofe beisammen, und sie hatten Langerweile. Was nämlich das Schlafen betrifft, so hatten sie zwar ein bißchen genickt, aber dann hatten die Tagelöhner in der Scheuer nebenan zu dreschen angefangen, und davon muß beinahe ein Toter aufwachen, geschweige denn daß ein lebendiges Huhn dabei schlafen könnte.



„Ich wollte, es erzählte jemand etwas,“ sagte das eine gewöhnliche Huhn und raschelte sich von frischem die Federn zurecht. „Zum Scharren bin ich zu müde und das Fliegenfangen schickt sich bloß für Sperlinge und solches Volk!“ Das sollte nämlich ein Hieb sein für das eine fremde Huhn, das eben seitwärts in das Gras gegangen war und Fliegen pickte; denn die beiden gewöhnlichen Hühner ärgerten die fremden gern, weil es sie verdroß, daß sie nicht auch so merkwürdig und so berühmt waren. Das fremde Huhn hatte es denn auch gehört und rief spitzig von weitem: „Wenn man nicht eine dumme Dorf-Grete wäre, dann könnte man selber etwas erzählen.“

„Damit kann ich nicht gemeint sein, denn ich weiß Geschichten genug,“ sagte das gewöhnliche Huhn und wandte den Kopf auf die Seite, was ihre Verachtung bedeuten sollte. „Zum Beispiel: Es war einmal ein Huhn, das legte lauter krüpplichte Eier —“

„Damit kann ich nicht gemeint sein, denn ich habe nur einmal ein krüpplichtes Ei gelegt,“ versetzte das fremde Huhn geärgert. „Ich bin sehr neugierig, wie die Geschichte weiter geht.“

„Das kann sich jeder selber denken,“ sprach das andere.

„Du könntest uns wirklich etwas erzählen, Papachen,“ meinte das zweite gewöhnliche Huhn, das neben dem Hahn stand; „sie fangen vor lauter Langerweile an sich zu zanzen.“

„Still,“ machte der Hahn; „ich besinne mich eben.“ Und er hatte richtig schon ein Bein in die Höhe gezogen, wie er zu thun pflegte, wenn er nachdachte. Und endlich sagte er: „Ich werde euch die Geschichte von der Hühnerburg erzählen.“

\* \* \*

Es war einmal Kirmeßzeit, wo die Menschen den großen Appetit bekommen und so viele Tiere auf einmal schlachten. Da kam eines Tages die Köchin eines Gutes auf den Hühnerhof und besah sich die Hühner, und aus ihren Reden hörten die, daß am nächsten Morgen sieben von ihnen in den Bratpfannen schwoizen sollten. Da entstand große Trauer, denn keines war sicher, daß es nicht zu den sieben gehörte, und niemand wußte, wie das drohende Unheil abzuwenden sei.

In ihrer Not gingen endlich ein paar junge Hähne zu dem Hofhund, Flaps mit Namen, welcher ein guter Freund von ihnen war, und klagten

ihm ihr Leid. „Warum bleibt ihr denn hier?“ sagte der. „Wenn ihr Courage habt, so macht euch davon.“ — „Ach ja,“ seufzten die jungen Hähne, „wer doch Courage hätte! Aber du hast auch keine, sonst lägest du nicht den ganzen Tag an der Kette und ließe dich von den Kindern foppen; woher sollen denn wir sie nehmen?“

„Oh,“ sprach der Hofhund, „man hat sein gutes Auskommen so. Aber wenn ihr wollt, so gehen wir zusammen und lassen uns irgendwo nieder. Füttern freilich müßt ihr mich, das sage ich euch gleich.“

Da bekamen die jungen Hähne mit einemmal Courage, liefen in den Hühnerhof und überredeten alle Hühner, mit ihnen und Flaps zusammen die Flucht zu wagen.

Als es dunkel war und Flaps von der Kette losgelassen, ging er in den Hühnerhof, schob den Riegel von der Stallthür und ließ alles hinaus, und nun machte sich die ganze Gesellschaft so still wie möglich unter dem Hofthor hindurch in das Freie.

Seelenvergnügt flogen und wanderten sie darauf während der Nächte über Felder, fraßen Getreide von den Aehren, die noch standen, oder von den Stoppeln, und wenn Flaps Hunger bekam, so legten sie ihm schnell ein paar Eier. In menschenarmen Gegenden zogen sie auch des Tages vorwärts, aber wo Gefahr war, rasteten sie und verbargen sich bis nach Sonnenuntergang.

Die Köchin aber, die früh in den Hühnerstall schlachten ging, fiel vor Schrecken in Ohnmacht, als sie alles leer fand, und man mußte sie unter die Pumpe legen und einen ganzen Eimer Wasser über sie pumpen, ehe sie wieder zu sich kam.

Die Gesellschaft gelangte auf ihrer Wanderung in eine kahle Heide, und nachdem sie zwei Tage und zwei Nächte gewandert waren, ohne Spuren von Menschen zu sehen, stießen sie auf ein verfallenes Haus, dessen Thür offen stand. Flaps durchsuchte es, und da er nichts Verdächtiges darin finden konnte, beschloßen sie, sich darin niederzulassen und eine feste Burg daraus zu machen, damit sie gegen alle Gefahr gesichert wären. Sie stopften alle Lücken mit Grasbüscheln, und Flaps sammelte einen Ball von großen und kleinen Steinen ringsherum. Ein Teil aber mußte weithin ausfliegen und Getreide sammeln, das schütteten sie auf dem Boden für den Winter auf, und im Frühjahr säten sie den Rest aus, der wuchs und wurde ein großes Getreidefeld. So lebten sie ein ruhiges vergnügtes Dasein, und Mery, der Wächter,



nämlich ein alter Hahn, der auf dem Schornstein seinen Sitz hatte und das Warnungssignal geben sollte, wenn er etwas sah, was ihm nicht geheuer dünkte, schlief schon zuweilen vor Altersschwäche und Langerweile ein, weil er gar nichts zu thun bekam, und Flaps, der die Verteidigung der Burg übernommen hatte und die erste Zeit sehr pflichtgetreu innerhalb des Balles und auf demselben herumgetrabt war, wußte jetzt meistens auch nichts Besseres anzufangen.

Eines Abends aber, zur Zeit des ersten Schnees, sagte es in einer Ecke des Futterbodens „piep“. Zur selben Zeit waren zwei alte Hennen auf dem Boden, um ein paar Körnchen zu sich zu nehmen, und die eine hörte es.

„He,“ sprach sie, „was ist das? Wir haben doch um jehige Zeit keine Eierkinder mehr? Dort piepte etwas in der Ecke.“

Eben piepte es wieder.

„Es ist auch eine andere Art piep,“ meinte leise die zweite.

Wie sie hinzu schlichen, sahen sie zwei Mäuse sitzen; der Mauspapa puzte sich den Bart, aber die Mausmama fraß Körner, und das war das Gefährliche.

„Ihr da,“ rief die eine Henne, „das ist unser Getreide; den Winter wollen wir euch mit durchfüttern, aber im Frühjahr hört das auf und ihr macht, daß ihr fortkommt!“

„Piep!“ sagten die Mäuse, und fort waren sie.

Die Hennen erzählten das, aber man sorgte sich nicht weiter darum.

Eines Tages indessen hatte die Mausmama sieben Junge, sieben nackte, winzige Mäusejunge. Und es kam eine Zeit, da piff es in allen Ecken des Bodens, hinter allen Balken waren Löcher, und im nächsten Winter nahmen die Getreidevorräte so rasch ab, daß man sah, es würde gar keine Ausfaat bleiben.

Nun war in der Hühnerburg guter Rat teuer. Zwar fiel manche Maus einem wohlgezielten Schnabelhiebe zum Opfer, aber die Mäuse wehrten sich auch und bissen nach den Beinen. Und alles in allem wurden ihrer immer mehr statt weniger. Da beschloßen die Burgleute, drei weise Hähne auszusenden, ob sie nicht irgendwo ein Mittel fänden, um die Mäuse zu vertilgen.

Die drei Hähne zogen den ganzen Tag und sahen nichts, was da hätte helfen können. Gegen Abend kamen sie an wildes Gestein mit vielen Löchern und Klüften und verabredeten, sich hier, ihres Alters halber, in der Nacht

Ruhe zu gönnen. Sie setzten sich also in eine Kluft, steckten den Kopf unter die Flügel und schliefen ein.

Mitten in der Nacht wachten sie auf, denn sie hörten große Flügel schlagen und wie etwas dicht bei ihnen schrie: „Huhu! huhu!“ Und als sie die Köpfe aus der Kluft reckten, saß da eine große Eule, die klappte die Flügel auf und nieder und ihre Augen rollten wie glühende Feuerräder im Kopfe. „Mäuse her!“ schrie sie, „huhu! Mäuse her!“

Die drei Hähne stießen sich an und einer sagte: „Das ist ein Wink des Himmels!“ Und wie die Eule immerfort schrie, faßte der eine sich ein Herz und rief: „Mäuse so viel du magst, ein ganzes Haus voll, wenn du mit uns kommen willst.“

„Wer seid ihr?“ fragte die Eule und leuchtete mit ihren Feueraugen in die Kluft.

„Wir kommen aus der Hühnerburg, wo tausend Mäuse unser Korn fressen.“

„Ich komme mit,“ sagte die Eule und schnalzte mit dem Schnabel, „ich komme mit.“

In der Frühe saßen alle Hühner schon auf dem Boden und horchten, ob Mery auf seinem Schornstein noch kein Zeichen gäbe. Mit einemmal rief der:

„Kikeriki —  
Da kommen sie!“

„Was bringen sie denn?“

„Einen Vogel, der keinen Hals hat.“

Nun flogen die drei Boten mit der Eule zum Schornstein herein. „Ich rieche Mäuse, Mäuse!“ schrie die und fuhr auf dem Boden herum, und bald hatte sie eine in den Klauen. Jetzt waren alle Hühner zufrieden und sprachen: „Die wird's schon machen.“

Ein paar Tage ging es auch recht gut. Aber da merkten die Mäuse, daß die Eule bloß des Nachts gut sehen konnte, bei Tage aber schlecht, und am aller schlechtesten um Mittag, wenn die Sonne gerade in die Bodensenster schien. Nun kamen sie bloß um diese Zeit zum Vorschein und scharrten so viel Korn in ihre Löcher, daß sie bis zum nächsten Tage genug hatten. Eines Nachts fand die Eule auf dem Boden nichts zu fressen bis früh, ausgenommen ein paar Hühnereier, die schlug sie auf und entdeckte, daß sie besser schmeckten als die fettesten Mäuse, und sie that jetzt nichts mehr als das Haus nach



Eiern zu durchfliegen. Die Hühner merkten das, und die drei alten Hähne gingen endlich zu der Gule und sagten, sie möchte nur wieder abziehen, zum Eierfressen brauchten sie niemand.

„Eier her!“ schrie die Gule sie an, „Eier her, oder ich hacke euch allen die Augen aus!“ Und damit wehte sie ihren krummen Schnabel, daß die drei Hähne vor Angst zum Schornstein hinaus flogen.

Unten trafen sie Flaps, der auf dem Walle lag. „Nun?“ fragte der, „sind die Mäuse bald alle gefressen?“

„Ach,“ sprach ein Hahn, „der Dickkopf frisst gar keine, sondern bloß Eier, und wenn wir ihm keine Eier bringen, will er uns die Augen aushacken.“

„Wartet bis Mittag,“ sagte der Hund, „dann bringe ich ihn um.“

Als es Mittag war, klinkte Flaps die Thüre auf und lief auf den Boden; dort fand er die Gule in einer Ecke sitzen, die knackte mit dem Schnabel, als er heran kam, und klappete die Augenlider auf und zu.

„Bist du der Räuber, der hier die Augen aushacken will?“ sagte Flaps. „Du mußt sterben.“

„Augen will ich haben,“ fauchte die Gule, „Gundeaugen,“ und damit hackte sie nach ihm. Mit einem Schnapp hatte zwar Flaps sie zwischen den Zähnen, aber ehe sie tot war, hatte sie ihm richtig ein Auge ausgehackt.

„Schadet nichts,“ sprach Flaps; „ich habe die Burg gerettet, und mehr als ein Auge braucht man nicht zum Sehen.“ Und die Hühner feierten ein großes Freudenfest, das einen ganzen Tag lang dauerte.

Aber die Mäuse waren noch immer da, und die drei weisen Hähne mußten sich zum zweitenmal auf den Weg machen, um Hilfe gegen sie zu suchen. Sie flogen einen Tag und eine Nacht und hatten immer noch nichts gefunden; da, gegen Morgen, kamen sie in einen dicken Wald, und als die Sonne aufging, gewahrten sie auf einer Waldwiese ein rotes Tier, das vor einem Mauseloche stand. Das war nämlich ein Fuchs. Nicht lange darauf fuhr der Fuchs zu und hatte eine Maus erwischt. „Gott sei Dank,“ sagte er, „man hat doch wenigstens noch ein Frühstück, nachdem man sich die liebe Nacht umsonst geplagt hat.“

„Hört ihr's?“ frohlockte der eine Hahn; „er ist ganz glücklich, daß er eine Maus gefangen hat. Das ist der rechte. — Gedä!“ rief er von dem Baume hinunter, „Mausfresser, du kannst einen ganzen Boden voll solcher Rahlschwänze haben, wenn du mit uns gehen willst. Aber du mußt uns versprechen, daß du nicht statt der Mäuse unsere Eier speisen willst.“

„Nicht um die Welt fräße ich Eier,“ sagte der Fuchs und blinzelte zu dem Baum hinauf. „Wo kommen Sie denn her, meine schönen Herren?“

„Wir wohnen in der Hühnerburg, die niemand kennt, nur die Mäuse, die uns das Korn wegfressen.“

„Ei ei,“ sprach der unten und leckte sich die Zähne, „da gibt es wohl noch mehr solche schöne Hühnerchen?“

„Natürlich, die ganze Burg voll.“

„O so kommen Sie,“ rief der Fuchs und verdrehte die Augen, „und wenn zehntausend Mäuse auf dem Boden wären, sie sind allzumal Kinder des Todes. Sie wissen gar nicht, edle Herren, welch ein Leckerbissen solch eine Maus ist.“

Diesmal mußten die Hühner in der Burg bis zum Abend warten, ehe Mery auf dem Schornstein seinen Spruch that. Endlich aber rief er wieder:

„Kiferiki —

Da kommen sie!“

„Was bringen sie denn?“

„Einen feinen Junker mit vier Beinen, der einen roten Pelz anhat.“

Als der Fuchs an den Wall kam, schnupperte er und sagte: „Es riecht nach Hunden, die können mich nicht leiden.“

„Du brauchst dir deshalb keine Sorge zu machen,“ sprachen die Hähne, „es ist nur einer da, nämlich unser Gefelle Flaps, und der bleibt immer draußen vor der Burg und freut sich mit uns, daß du die Mäuse fressen willst.“

Der Fuchs wollte zwar erst nicht in die Thür, die Flaps mit brummigem Gesicht aufblinkte; aber als er so viele Hühner in den Fenstern gucken sah, lief ihm vor Begier das Wasser im Maule zusammen und er schlüpfte schnell hindurch und kletterte auf den Boden. Er war sehr artig gegen alle Hühner, am meisten aber gegen die alten Hennen, und man pries sich glücklich wegen eines so feinen Nothelfers, besonders als der auch gleich hintereinander vier Mäuse fing.

In der Nacht, da alles schlief, schlich der Fuchs in die Stube, wo die jüngsten und fettesten Hühner saßen, und biß zwei jungen Hähnen die Hälse ab, ehe sie mucksen konnten. Danach begab er sich an ein Fenster, öffnete es leise ein wenig, warf die Hähne hinunter und verriegelte rasch noch die Hausthür, worauf er sich zu den alten Hühnern hinüber machte und sie weckte. Er stöhnte so, daß alles fragte, was ihm denn fehle. „Ach!“ sagte er, „was



haben meine Augen mit ansehen müssen! Der Hund, den ihr draußen vor eurer Burg herumlaufen laßt, ist in das Haus geschlichen, und in der Stube der lieben Jugend drüben biß er schnell wie der Blitz zwei Hähne tot, die so schön waren wie Engel. Zufällig verfolgte ich eine Maus die Treppe hinunter und so kam ich dazu, wie der Räuber sich mit seiner Beute davon machte. Kommt nur mit, ihr sollt sehen, daß ich wahr gesprochen habe."

Er führte die Erschrockenen hinüber an das Fenster, und da erblickten sie Flaps, wie er vor den toten Hähnen stand und sie beschnupperte. „Wer hätte das gedacht,“ jammerten die alten Hennen. „Ja,“ sagte der Fuchs, „ihr könnt mir danken, daß ich die Thür verriegelt habe. Ich rate euch: gebt ihm den Laufpaß und setzt mich an seine Stelle; ich will euch ganz anders hüten.“

„He, aufgemacht,“ schrie Flaps an der Thür; „da habt ihr euch wieder eine schöne Zuchtrute aufgebunden.“ Aber wie er auch rüttelte, niemand schob den Riegel weg. „Ach,“ seufzte Flaps, „sie werden am Ende gar schon alle tot sein!“ Er kratzte an einer Mauer ein verstopftes Loch auf, kroch hindurch und kam eben zurecht, um zu hören, wie die alten Hennen verlangten, daß man ihm keine Eier mehr geben und die Burg verriegelt halten sollte, damit er vor Hunger entweichen müßte. Im Eifer hörte niemand die Tritte des Hundes; der faßte mit einem Satz den Fuchs beim Kragen, daß dem zuerst Hören und Sehen verging, dann versuchte der Ertappte sich zu wehren und erwischte noch kurz vor seinem Ende ein Ohr des Hundes, das er bis zur Wurzel abzwickte.

„Das Ohr ist hin, aber der Räuber auch,“ sagte Flaps, als der Fuchs maujetot dalag. „Für euch undankbare Narren bin ich mit einem Ohre schön genug. So lange bin ich euer guter Gesell gewesen, und nun glaubt ihr diesem hergelaufenen Bösewicht, daß ich auf meine alten Tage ein Mörder geworden wäre.“

Da schämten sich alle, die für den Fuchs Partei genommen hatten, und baten Flaps ihr Unrecht ab; und das Freudenfest, daß sie jetzt über ihre Erlösung feierten, war noch großartiger als das erste und dauerte zwei Tage.

Aber die Mäuse waren nicht minder froh, daß der Fuchs tot war, denn nun hatten sie wieder freies Spiel. Was war zu thun? Die weißen Hähne mußten zum drittenmal ausziehen, und diesmal wollten sie recht vorsichtig sein. So flogen sie denn noch länger wie früher, weil sie ein paar Ragen

und eine Kornweihe nicht einladen wollten; „denn,“ sprachen sie untereinander, „mit vierbeinigen und zweiflügligen Geschöpfen haben wir schon Unglück gehabt.“ Sie gelangten endlich in die Nähe eines Dorfes, und da lag auf einem Feldrain ein Slovake mit Mäusfallen. „Ach,“ seufzte der, „meine Mäusfallen sind so gut, daß sie der Herrgott nicht besser machen könnte, und ich habe doch heute noch nicht eine verkauft!“

„Glück zu!“ sagten die Hähne, welche das gehört hatten, „dies ist unser Mann; er hat weder vier Beine noch zwei Flügel, mit dem sind wir gewiß nicht betrogen.“ Und nun machten sie dem Slovaken ihren Antrag. Der lachte vergnügt und begab sich gleich mit ihnen auf den Weg.

„Kiteriki —  
Da kommen sie!“

rief Mery am zweiten Morgen nachher auf seinem Schornstein.

„Was bringen sie denn?“

„Einen schwarzen Teufel mit kleinen Gitterhäuschen.“

Der Slovake wurde nun auf den Boden geführt, und weil er gerade von seiner letzten Mahlzeit noch etwas Speck bei sich hatte, so schlug er Feuer, briet ein paar Stückchen auf dürrer Grase und stellte seine Fallen auf. Richtig: nicht zehn Minuten dauerte es, so saßen in jeder Falle ein paar Mäuse, und die Hühner waren darüber vor Freuden ganz außer sich. In ihrer Dankbarkeit beschloßen sie etwas ganz Besonderes zu thun, nämlich jede Henne begab sich zu dem Slovaken und legte ihm ein frisches Ei.

Ein paar Tage lang that der Slovake nichts als Eier essen und Mäuse fangen. Aber eines Tages war der Speck aufgebraucht und der Slovake der Eier überdrüssig; und ohne etwas zu sagen, griff er sich das fetteste junge Huhn heraus und drehte ihm den Hals um. Welch ein Schrecken! Die Hennen erhoben ein Zetergeschrei und die Hähne krächten ihn vor Zorn dermaßen an, daß er beinahe taub wurde. „Was wollt ihr Narren?“ schrie er endlich, „mit Speck fängt man Mäuse: ich muß Speck haben.“ Und er rupfte das Huhn ein wenig, machte sich ein Feuer und fing an, seine Beute zu braten.

Inzwischen hatte Flaps das Geschrei gehört, und da es gar kein Ende nahm, ahnte er Unheil und ging in das Haus. „Ach das Unglück!“ riefen ihm ein paar Hähne entgegen, die ihn eben holen wollten, „der Mörder hat die junge Krahfuß umgebracht und sie wird jetzt gebraten.“



„Du bist ein Kind des Todes!“ knurrte Flaps den Slovaken an, als er auf den Boden kam.

„He, Kamerad, das ist noch keine ausgemachte Sache,“ sprach der Slovake, nahm seinen dicken Knüttel, den er mitgebracht hatte, und streifte sich die Ärmel auf. Aber da hatte der zornige Hund auch schon sein Bein gepackt. Der Slovake schrie und lief zur Treppe, dabei schlug er mit dem Knüttel wie ein Rasender um sich, und das Unglück wollte, daß er dem armen Flaps ein Bein zerschlug. Der ließ den Slovaken los, und dieser rannte nun so schnell er konnte, und Flaps mit seinen drei Beinen vermochte ihn nicht mehr einzuholen. „Wartet nur,“ schrie der Slovake von weitem, „das will ich euch gedenken!“ Und er wurde kleiner und kleiner auf der Heide, bis er verschwand.

Dieses Mal feierten die Hühner kein Fest. „Ach,“ sagte alles traurig, „wir sehen nun schon, daß wir die Mäuse nicht bezwingen werden.“ Dazu lag der arme Flaps krank, und es dauerte ein paar Tage, ehe er geheilt war; lahm blieb er nachher doch auf dem zerschlagenen Beine. Und eines Morgens geschah es, daß Mery auf seinem Schornsteine wieder krächte:

„Kikeriki —

Da kommen sie!“

„Wer kommt denn?“ fragten alle ganz erschrocken.

„Soldaten in blauen Kitteln und Zipfelmützen; sie tragen Mistgabeln und der schwarze Teufel ist ihr General.“

Da flogen alle Hühner auf das Dach hinauf und sahen den Slovaken mit einer Menge Bauern kommen, gerade auf die Hühnerburg zu. Als sie die Nachricht davon zu Flaps hinunter brachten, sagte dieser: „Der Schuft von einem Slovaken hat uns verraten. Nun müssen wir auswandern. Macht euch fertig und seid guten Mutes: wir hätten wegen der Mäuse doch nicht lange mehr hier bleiben können.“

Schnell nahmen die Hühner noch so viel Getreide in den Kropf als sie konnten, und dann machte sich alles davon.

Wie die Bauern ankamen und im ganzen Hause nichts fanden als ein Häuflein Körner, wurden sie zornig auf den Slovaken und schlugen ihn windelweich; und als sie die Körner teilten, kamen fünf auf jeden, die nahmen sie mit, und die Mäuse konnten nun auf dem Messer pfeifen.

\*

\*

\*

„Das war die Geschichte von der Hühnerburg.“

„Sie war sehr schön,“ sagte das eine fremde Huhn, welches darüber eingeschlafen war und eben aufwachte, „sehr unterhaltend.“ Die Drescher hatten eine Pause gemacht, sonst wäre es gewiß nicht eingeschlafen.

„Das versteht sich von selber,“ meinte der Hahn voll Würde, sträubte die Halsfedern und schüttelte sich dann.

„Was ist denn nachher aus den Hühnern geworden?“ fragte eines von den gewöhnlichen Hühnern.

„Mebers Jahr kannst du wieder danach fragen, dann will ich es dir sagen,“ versetzte der Hahn, schon im Fortschreiten, und ging Regenwürmer suchen.



## Die Zauberpfote.



**A**m Fichtelgebirge liegt ein Wald, so alt und dicht wie selten einer. Er ist schon ein richtiger Gebirgswald: hügelig und schluchtig, mit Felstrümmern durchsät; meist himmelhohe Tannen voll halbellenger Flechtenbärte, daß kaum ein Sonnenstrahl zu Boden kann, dazwischen lichtere Stellen mit Laubbäumen, dickemoosten Steinblöcken, Farnen, Brombeergerank, Pilzen und Waldblumen — ein ausgesucht heimlicher und einsamer Wald. Kein Weg führt hindurch, und sicherlich finden sich nur ganz wenige Stellen darin, welche schon ein Menschenfuß betreten hat. Auch gibt es in großer Entfernung erst Menschenwohnungen.

In diesem Walde lebten brüderlich zwei Zwerglein, Zipp und Zapp, so recht weltabgeschieden. Das waren zwei ganz steinalte Knaben. In einer Schlucht, die sonniger war, als irgend eine Waldstelle in weiter Umgebung, und welche darum im Sommer einem grünen Gärtchen glich, bewohnten sie eine Höhle unter Felsblöcken, die sie sich vollends ausgegraben und als nette Stube hergerichtet hatten. Zipp war ein fröhlicher, kunstreicher Gesell, der aus Nesten die kleinen Bettstellen, Tische, Stühle und Vorratsschränke gezimmert, aus Lehm das Geschirr geformt und gebrannt hatte; er balgte tote



Tiere ab, die Zapp gefunden, und fertigte daraus die ganze Kleidung für sich und den Gefellen, als hätte er auf einer Schneiderakademie studiert. Er segte auch, säuberte und kochte: Kräuter- und Wurzelgemüse und Beerenuppen, denn sie waren zwei friedliche Leute, die niemals irgend welchem Getier nachstellten, um ihren Gaumen mit seinem Braten zu ergötzen. Was nun Zapp betrifft, so war der den ganzen Tag auf den Beinen; er besorgte nämlich das Sammeln der Nahrung für den Tag und der Vorräte für den Winter: er stach mit seinem Messer Wurzeln und Knollen, schnitt Kräuter, las Beeren und schleppte Leseholz, holte auch Wasser aus dem nahen Waldquell.

Das Waldgetier mochten sie nicht nur nicht töten: sie lebten mit einem Teil davon auf bestem Fuße. Da sie die Sprache dieser Geschöpfe erlernt hatten, so war das sehr unterhaltsam für sie. Zugleich auch für die Tiere sehr nützlich, denn Zipp verstand sich auf die Heilung von Wunden und Krankheiten, und Zapp hatte so etwas Ehrwürdiges an sich, daß er sehr gut zum Schlichten von Streitigkeiten taugte. Im ganzen vertrug man sich im Walde, nährte sich schlecht und recht und vertrieb sich ohne sonderliche Störung die Zeit, so gut es jedes konnte und mochte.

Nun gut. Eines Tages saß Zipp vor der Thür und nähte ein Paar Winterschuhe aus Maulwurfsfellen, wozu er sich eins pfiß. Da hörte er plötzlich auf und ließ Nadel und Hammer sinken, denn es kam ein Getrappel heran. „Sollte das Lampe sein?“ sagte er bei sich, „dann hat er’s mal sehr eilig.“

Richtig, es war Lampe, der Hase.

„Ach du lieber Himmel!“ rief der und warf sich vor Erschöpfung lang hin. „Es ist aus, es ist alles aus. Meine liebe Frau ist mausetot.“

„Mein tiefstes Beileid,“ sagte Zipp mitleidig. „Wäre vielleicht ihr Fell für uns zu haben? Zapp braucht ein Paar neue Wasserstiefeln.“

„Gehet nur, jawohl, und holt’s euch!“ Und nun erhob der Hase ein Gequäl, wie nur irgend ein unglücklicher Hase auf der Welt quäken kann. Und dazwischen schrie er: „Ich sage euch aber, nehmt euren eigenen Pelz dabei in acht. Ein Fuchs — ein Fuchs — ein Fuchs ist da, der hat sie gefressen!“

„Das ist mir doch außer dem Spaß,“ sagte Zipp ganz betroffen. „Hier ist noch nie ein Fuchs gewesen; aber wenn dem so ist, dann steht es schlimm um unser friedliches Leben.“

Es war nun aber wirklich so, und als Lampe wieder zu sich kam, erzählte er sein Unglück mit allen Einzelheiten. Er hatte noch nicht ganz

geendet, da knisterte und rasselte es in den Tannen und hopp — hopp kam es den nächsten Stamm herunter. Wahrhaftig: Klettermännchen, das Eichhorn aus der Nachbarschaft. Es zitterte erst jämmerlich und konnte gar nichts herausbringen. „O, o, o — Meister Zipp,“ meckerte es plötzlich, „ein Fuchs ist hier im Walde und hat meine Frau, meine Frau gefressen. Sie hat unten an der dicken Buche, der dicken Buche gefressen und hat Eßern, hat Eßern geknackt. Ich hab's gesehen, wie er geschlichen kam, war stumm vor Schreck und schnapp! hatt' er sie, schnapp! hatt' er sie. Ach ich armer Mann, ich armer Mann!“

„Hier ist noch so einer,“ sagte Zipp und zeigte auf Lampe. „Das sehe ich schon, nun ist hier niemand seines Lebens mehr sicher.“

Indem hörte man Flügelklatschen über den Tannen, und blitzschnell kamen in großer Aufregung zwei Waldtauben durch die Zweige her geschwirrt und ließen sich in das Gras fallen.

„Huhu — ruckern — junge Brut munter runter, stopft den Kropf: ruck's, schnappt sie ein Fuchs — huhu — ruckern — —“

„So so,“ nickte Zipp verstört. „Ich bedaure euch von ganzem Herzen; aber ich kann euch nicht helfen, ausgenommen, daß ich euch rate: nehmt euch in acht! Lampe, du hast zwei große Löffel zum Hören und vier Läufe, die schneller sind als Fuchsbeine. Klettermännchen, du springst auf den Bäumen so gut, wie auf der Erde, und kannst dich oben nähren, wo der Fuchs nicht hinkommt; und ihr zwei könnt weither Körner holen und euch mit euren Flügeln helfen, in der Luft hat kein Fuchs noch jemandem ein Leids angethan. Sagt's dem Rotkehlchen, das soll sich bei dem Räuber halten und warnen, und bringt im Walde herum, was allen droht, aber so eilig wie möglich, ehe noch mehr Unheil geschieht.“

„Ach, meine liebe Frau!“ rief Lampe und huschte davon, zwischen die finsternen Stämme hinein. „O, o, o, meine Frau, meine Frau!“ rief Klettermännchen und war mit ein paar Sägen in den Tannenwipfeln verschwunden. „Huhu, schmucke Zungen geschlungen, flügge Brut — wie das thut!“ gurrten die Tauben, nickten trübselig mit den Köpfen und flogen auch fort.

Zipp wollte seine Arbeit wieder anfangen, aber die Sache ging ihm so sehr im Kopf herum, daß er die Nadel nach den ersten Stichen wieder stecken ließ.

„Wenn doch Zapp erst käme.“ Nun: da kam denn auch Zapp mit einem Sack voll Pilzen und einem Sack voll Blaubeeren. „Es ist etwas



Schreckliches passiert," sagte Zipp. "Es ist ein Fuchs in den Wald gefallen und hat schon die Frauen von Lampe und Klettermännchen und die Kinder der Waldbtauben gefressen."

"Daß dich —!" sprach Zapp und setzte die Säcke hin. "Das ist eine schöne Bescherung. Aber was können wir dabei thun? Er ist uns zu mächtig. Vielleicht, daß wir mit List seiner Herr werden. Wir wollen's beschlafen und morgen weiter darüber reden."

Sie hatten Moosmatraken in ihren Betten und Felldecken darüber, und als sie gegessen und getrunken hatten, krochen sie hinaus und schliefen ein. Mitten in der Nacht wachte Zipp auf, da hörte er's vorn bei der Thür krazen und schnaufen.

"Zapp," sagte er, und gab dem einen Stoß, daß er aufwachte, "da ist etwas nicht in Ordnung; an unserer Thür wirtschaftet jemand."

"So will ich Licht anzünden."

Zapp schlug Feuer, blies eine Flamme an und nahm einen Rienspan. Mittlerweile war Zipp schon bei der Thür und horchte; und plötzlich brach da das Erdreich durch und eine spitze Schnauze und zwei glühende Augen waren zu sehen.

"Geda," rief Zipp, "hier wohnen anderer Leute Kinder. Wer hier bei Nacht und Nebel einbrechen will, kann sich arg die Pfoten verbrennen. Bring den Rienspan, hier ist der Herr Fuchs; der will heimgeluchtet sein."

Wahrhaftig, es war der Fuchs! Und wo ein Fuchs mit dem Kopf durch ist, da kommt auch der Schwanz nach. Mit etwas Drängen und einem großen Sage war er in der Stube.

"O," sagte er heuchlerisch, "hätte ich das gewußt, nicht mit einer Pfote hätte ich mich bemüht! Aber man will doch etwas haben für seine Arbeit. Ich bin gern bereit, in einer so schönen Stube mit so artigen Leuten zusammen zu wohnen. Ihr wollt nicht? So packt euch hinaus!" schrie er mit einemmal, "oder ich renne euch um und fresse euch auf, daß kein Knöchelchen übrig bleibt!" Und dabei fletschte er die Zähne und hing die rote Zunge heraus.

"Oho!" meinte Zipp, "das möchte so rasch wohl nicht angehen." Aber er schob doch den Riegel zurück, daß die Thür aufsprang, und als er das bedenkliche Gesicht Zapps hinter sich sah, ging er hinaus und der ihm nach, und der Fuchs riegelte hinter ihnen zu.

Nun schritten die beiden Zwerglein mit hängenden Köpfen ein Stück in die Tannen, und endlich setzten sie sich auf einen Felsbrocken.

„Es ging nicht an, sich zu wehren,“ sprach Zapp kleinlaut. „Wir waren nicht gerüstet; und er hat seine Zähne immer bei sich. Wenigstens wissen wir nun, daß er sich an uns zweie nicht wagt, und wir können immer noch über eine List nachdenken. Aber wir dürfen fortan nicht beide zugleich schlafen, einer muß immer Wache halten.“

So geschah es denn auch diese Nacht abwechselnd. In der Morgenkühle wachte Zapp auf und sagte: „Ich hab's. Mir hat geträumt, wir sollten, wenn er schläft, in dem gekrahten Loch Reifig anzünden, daß er von dem Rauch ersticken muß.“

„Probieren geht über studieren,“ meinte Zipp. „So wollen wir tagsüber Reifigbündel binden.“

Am Mittag lauerten sie, bis der Fuchs eingeschlüpft war, um Mittagsruhe zu halten. Dann trugen sie sacht das Reifig hin, zündeten es an und kletterten schnell einen Baum hinauf, um das weitere abzuwarten. Aber es dauerte nicht lange, da hörten sie die Thür aufgehen und niesend und prustend kam der Fuchs heraus, besah sich das Feuer und strich dann suchend durch die Umgebung. Dabei rief er zornig: „Das hat niemand als die Wichte gethan, sie sollen mir's büßen.“

Die beiden lauerten still den Tag über und ließen ihn gehen und kommen. In der Nacht wanderten sie ein gutes Stück fort und schliefen dann wieder abwechselnd. Früh war der letzte, der aufwachte, Zipp. „Hei,“ sprach er, „ich habe einen besseren Traum gehabt. Wir sollten das große Netz nehmen, worin wir die Pilze zum Trocknen aufhängen, und es vor dem Loch befestigen. Wenn er hineinspringt, zieht es sich zu und er ist gefangen.“

„Das ist ein gefährlich Ding!“ sagte Zapp. „Willst du's ausführen, so muß ich in die Bäume hinauf und scharf Wache halten.“

Als der Fuchs den Nachmittag davonstrich, bestieg Zapp eine Tanne, gut zum Auslug, und Zipp kroch in die Wohnung, holte das Netz hervor, pflöckte es innen rings um das Loch an und band den Schnürfaden draußen fest an einen nahen Baumast. Alsdann kletterte er zu Zapp hinauf.

Gegen Abend erst erschien der Fuchs, aber diesmal kam er über die Steine geklettert, welche die Wohnung deckten, und stieß im Herabspringen gerade mit der Nase auf den Strick.

„He,“ murzte er, „hier muß ein Seiler gefressen haben. Ich glaube beinah, hier ist etwas nicht richtig.“ Nun betrachtete er das Loch, zog an dem Strick und faßte endlich vorsichtig mit der Pfote hinein. „Ah! das war



ein Zufall um fünf Heller; das konnte mich Kopf und Kragen kosten. Ich sehe nun, daß sie mir das Leben hier verleiden wollen. Wenn ich die zwei Narren aufspüre, kenne ich keine Gnade mehr."

Er löste das Netz ab und kroch darauf vorsichtig in das Loch. Zipp und Zapp aber auf dem Baume sahen sich betrübt an. "Ich gebe nichts mehr auf Träume," murkte Zapp. "Ich weiß, was ich thue. Ich gehe zum Auerhahn, der muß mir sagen, wie wir den Fuchs aus dem Revier vertreiben können. Er ist ein Zaubervogel; und ich weiß schon, wo ich ihn finde."

Sie stiegen nach einer Weile wieder sacht hinunter, und Zapp machte den Führer in den Wald hinein. Die Wanderung währte beinahe die ganze Nacht; endlich zeigte Zapp auf eine alte Tanne: "Da habe ich ihn schon oft sitzen sehen."

"Warte du hier," sagte Zipp, "ich gehe ein Ende davon, denn ich graue mich vor ihm."

Sie legten sich nun nieder, Zipp ein Stück hin in den Wald, Zapp an der alten Tanne. Nach einer Weile wachte Zapp von einem mächtigen Rauschen und Zweigeknacken auf, da sah er im Morgengrauen den Auerhahn über sich sitzen; der hub an zu schnalzen, und dann spreizte er den Schwanz und tanzte hin und her.

Zapp bekam erst einen großen Schrecken und mußte sich, als er aufgestanden, an den Baumstamm lehnen, so sehr lähmte es ihn. Dann aber faßte er sich ein Herz und brachte sein Anliegen vor. Der Auerhahn hörte ruhig zu, bloß seine roten Augen funkelten zum Fürchten.

"Geh ein Stück der Sonne entgegen," krächte er endlich. "Da wirst du an einen kleinen Hügel kommen, unter dem liegt ein Musikant begraben. Auf dem Hügel wächst ein Holunderstrauch; von dem schneide einen geraden Wuchs ab und schnitz dir ein Querpfeiflein, damit komm über drei Tage um dieselbe Zeit wieder her und pfeif darauf; ich will ein Stündchen danach tanzen und dir dann sagen, was du thun sollst. Jetzt aber spute dich, daß du mir aus dem Gesichte kommst."

Als Zapp zu Zipp kam, geschah es mit einer betroffenen Miene. "Wenn wir keine Pfeife schnitzen können, so nützt es uns nicht." — "O, dessen vermesse ich mich wohl," antwortete Zipp. — "Aber eine Querpfeife muß es sein."

Sie gingen der Sonne nach, fanden den Hügel und den Holunderstrauch, und Zapp gab Zipp sein Wurzelmesser, damit schnitzte er. Zwei Tage arbeitete Zipp, da war er fertig, setzte die Pfeife quer vor die Lippen und blies. Raum war der erste Ton heraus, so machte Zapp ein vergnügtes

Gesicht und hob ein Bein hoch, und bei den nächsten Tönen fing er an zu schwenken und zu springen, daß Zipp vor Lachen aufhören mußte. „Um des Himmels willen, pfeif nicht wieder,“ rief Zapp mürrisch. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Es fuhr mir in die Beine, ich weiß nicht wie.“

„Brüderchen,“ schrie Zipp, „ich merke etwas. Mit dieser Pfeife stelle ich mich ohne Angst vor alle Füchse der Welt!“ Und dann sprang er selber wie besessen auf einem Beine herum.

Nun: am nächsten Morgen stand Zapp an dem alten Tannenbaum und pfiß, da kam der Auerhahn gerauscht, blinzelte ihn mit den roten Neuglein gnädig an und begann zu der Musik auf einem starken Ast zu tanzen. Das ging hin und her, der Leierschwanz wippte und die Flügel hingen herunter, und dazu nickte der Kopf zierlich bald hierhin und bald dahin. Als eine Stunde etwa vergangen, ließ sich der Auerhahn mit gespreizten Flügeln vom Baume fallen, daß Zapp mit Zittern die Pfeife aus den Fingern verlor.

„So,“ sprach der Auerhahn. „Wenn du den Fuchs siehst, so pfeife, das übrige wird sich finden. Die Pfeife darfst du behalten, damit kannst du alle Friedensstörer aus dem Walde bringen und den anderen Wesen Ergözung schaffen. Aber treib keinen Mißbrauch damit, sonst verschwindet die Pfeife, und ich kann euch nicht wieder helfen.“

Rrr — burr — fort war er.

„Zipp, ich halte das Pfeifen nicht lange aus,“ sagte Zapp etwas ängstlich, als er bei seinem Gefellen war. „Du hast einen längeren Atem; willst du nicht dem Fuchs pfeifen?“

„Mit Freuden!“ rief Zipp. „Ich will blasen, bis er sich die Zunge ausgetanzt hat, denn tanzen muß er, wie ich glaube; das ist die Heimlichkeit der Pfeife. Paß auf, wir wollen's gleich noch einmal probieren.“

Eben nämlich flogen die Walddauben durch die Bäume. Zipp setzte an und pfiß, da hielten sie ein und ließen sich herunter. Sie wollten etwas sagen, aber sie kamen gar nicht dazu: mit einemmal legten sie die Köpfe auf die Seite, ließen die Flügel hängen und führten den sonderbarsten Tanz von der Welt auf, daß Zapp vor Ergözen den Mund von einem Ohre bis zum anderen zog; dabei aber mußte er selber mit seinen Wasserstiefeln springen, daß er zuletzt kaum Lust mehr holen konnte.

„He,“ schrie Zipp, „was meint ihr? damit geht's gegen den Fuchs an. Fliegt einmal und seht, ob ihr Klettermännchen und Lampe findet und bringt sie an unsere Wohnung; sie sollen es mit ansehen, wie er abgestraft wird.“



Die Tauben flogen fort, und die Männlein gingen weiter. Unterwegs sagte Zipp: „Ich bleibe lieber abseits, wo ich nichts höre, denn für mich ist tanzen nichts mehr, das merke ich. Hier setze ich mich, und wenn du ihm das letzte Lied gepiffen hast, laß mich holen, damit ich ihm das Fell abziehe.“

Zipp ging weiter, und unterwegs stießen schon die Walddauben und Klettermännchen und Lampe zu ihm, die voll Neugierde waren. „Ihr braucht euch gar nicht zu fürchten,“ meinte Zipp stolz. „Er kann euch nichts anthun, wenn ihr mich bei euch habt.“

Das war gerade um die Mittagszeit, als sie bei der Wohnung anlangten. Zipp kroch dreist in das Loch, aber auch gleich wieder zurück, um zu melden, daß der Fuchs noch nicht da sei. Ein Stückchen von der Höhle kamen zwei dicke Baumwurzeln aus der Hügelwand und liefen über den Hohlweg und dann jenseits in der Erde weiter. Auf die Wurzeln setzte sich Zipp und machte sich bereit, den Fuchs zu empfangen. Die Tiere waren anfangs etwas besorgt, als ihnen aber der Kleine zuredete, versprachen sie, den Fuchs abzuwarten. Die Walddauben suchten sich einen Zweig aus, Klettermännchen einen Stamm, den er aus Langeweile auf und ab lief, und Lampe drückte sich dicht bei Zipp auf den Boden. Endlich kam der Fuchs, blickte erst mit giftigen Augen auf Zipp, gewahrte aber dann den zitternden Lampe und stürzte sich mit einem Satz auf ihn. Da setzte Zipp die Pfeife an und begann aus Leibeskräften zu blasen. Sei, was war das? der Fuchs ließ von Lampe ab, schwang sich mit einem Ruck auf die Hinterbeine, machte verzückte Augen und fing an, auf und nieder zu trippeln. Aber wahrhaftig: Lampe hob sich nun ebenso auf und fing an zu tanzen! Das gab eine Polka, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte. Der Fuchs nahm den roten Schwanzbusch auf und schwenkte wie ein Tanzmeister, und Lampe warf die langen Hinterläufe und reckte die Löffel in die Luft, als fürchtete er, daß ihm ein Ton verloren gehen könnte. Und die Walddauben tanzten auf dem Zweige, daß sie Mühe hatten, nicht herunter zu fallen, und Klettermännchen sprang wie toll von einem Ast auf den anderen.

„Ei, ei,“ sprach Zipp bei sich, „das habe ich dumm gemacht. Wenn's der Fuchs länger aushält als die anderen, dann muß ich zu früh aufhören und ihn entwischen lassen.“

Er blies und blies. Ja, wie wird's werden? Richtig mit einemmal rief die eine Walddauben: „Arru, du, laß ab, 's ist mein Grab!“ Da hörte Zipp auf und schrie: „Rasch, fort mit euch, die anderen halten's aus!“







Allein kaum hatte er abgesetzt, so besann sich der Fuchs, hob plötzlich die Rute und rannte wie von zehntausend Hunden verfolgt davon. Es mußte nichts, daß Zipp rasch noch einmal die Pfeife ansetzte: es war nichts zu sehen und zu hören mehr von ihm.

„Geda!“ rief Zipp den Tauben zu, „fliegt, wenn ihr noch könnt, und seht zu, wo er geblieben ist.“

Aber bloß der Tauber konnte noch fliegen, und es dauerte lange, lange, ehe er wiederkam.

„Kruckeru — kam dazu: sprang — juh! — aus dem Wald ins Feld, in die Welt, huhu!“

„Wiederkommen wird er nicht,“ meinte Zipp verdrießlich. „Nun ist er doch seiner gerechten Strafe entgangen: und er hätte zwei so schöne Pelzanzüge abgegeben! So hilft das nicht, und ich bin schuld an allem.“ — „Hätt's ausgehalten,“ sagte Klettermännchen. — „Ich glaube, ich auch,“ fügte Lampe hinzu, aber er ächzte dabei ganz gewaltig. „Nun, wir werden's bei den nächsten Tanzvergnügen sehen, die kommen werden. Ich bin allemal dabei.“

Zipp ging Zapp holen. Er dachte, der würde brummen, daß er den Fuchs hatte entwischen lassen. Aber dem war nicht so. Und so zogen sie vergnügt wieder in ihre Wohnung ein, säuberten sie gründlich, stopften das Loch zu und feierten am anderen Tag richtig das erste Ballfest mit allem Getier, das in der Eile dazu geladen werden konnte.

„Mag wieder ein Räuber kommen; wir werden ihm eins pfeifen,“ sagten Zipp und Zapp, als sich die Gäste verabschiedeten, und alle lachten.

Ja, wenn man doch solch ein Tanzvergnügen einmal mit ansehen könnte, das wäre doch noch etwas!



## Die Windhunde.



„Hast du schon Windhunde gesehen?“

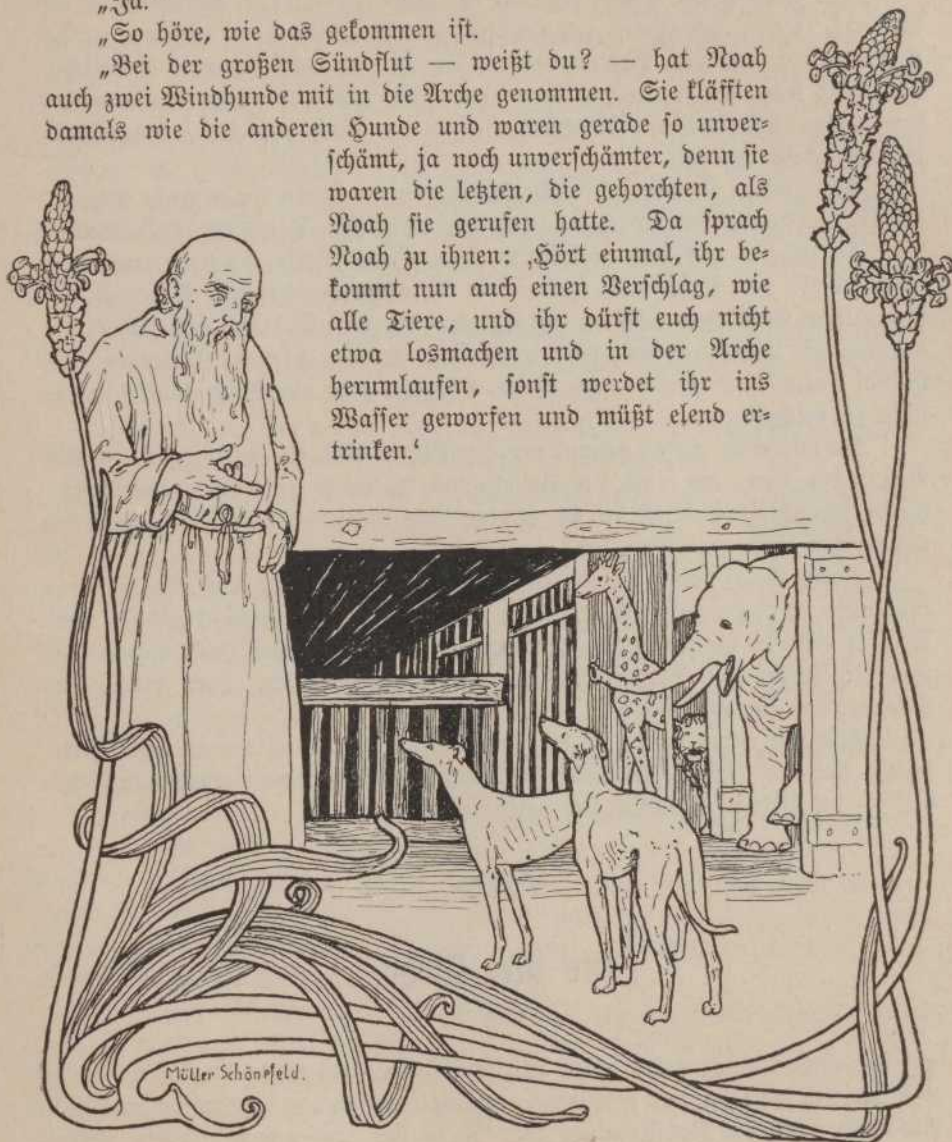
„Ja.“

„Hast du gemerkt, daß sie gar nicht so frech sind wie andere Hunde, sondern immer still und ängstlich, und daß sie oft über den ganzen Leib — so dünn, daß man alle Rippen zählen kann — zittern?“

„Ja.“

„So höre, wie das gekommen ist.“

„Bei der großen Sündflut — weißt du? — hat Noah auch zwei Windhunde mit in die Arche genommen. Sie kläfften damals wie die anderen Hunde und waren gerade so unverschämt, ja noch unverschämter, denn sie waren die letzten, die gehorchten, als Noah sie gerufen hatte. Da sprach Noah zu ihnen: ‚Hört einmal, ihr bekommt nun auch einen Verschlag, wie alle Tiere, und ihr dürft euch nicht etwa losmachen und in der Arche herumlaufen, sonst werdet ihr ins Wasser geworfen und müßt elend ertrinken.‘





„Die Windhunde ließen sich an die Kette legen, und da hörten sie es immerzu regnen und regnen und regnen. Zuletzt wurde ihnen das langweilig, sie probierten, aus dem Halsbände zu schlüpfen, und weil sie einen so dünnen Hals und Kopf hatten, gelang ihnen das. Ei, sprach der eine zum anderen, wir wollen uns doch ein Stückchen hier in der Arche umsehen, Noah wird es nicht gleich merken.

„Sie guckten in den ersten Verschlag, darin waren zwei große Bullenbeißer, die fuhren wütend auf sie los, da erschrafen sie und huschten weiter. Aber da lechzten aus dem nächsten Verschlag zwei Wölfe gegen sie, und nun verloren sie den Kopf und rannten in Todesangst fort und fort: all die schrecklichen Raubtiere brüllten auf sie ein, die Panther, die Leoparden, die Löwen, die Tiger und wer sonst noch, nun streckten gar die Elefanten ihre Rüssel heraus und griffen nach ihnen, und das war ein Lärm hinter ihnen, nicht zu beschreiben...

„Da haben sie laufen gelernt wie der Wind. Und sie liefen gerade gegen Noah, der kam, um nach der Ursache des Aufruhrs zu sehen. Die Windhunde standen jämmerlich da, die Zunge hing ihnen heraus und sie zitterten am ganzen Leibe wie Espenlaub.

„Vater Noah besah sich die armen Schelme und sprach endlich: „Eigentlich sollte ich euch nun in das Wasser werfen; aber ich denke, ihr habt euer Teil, so will ich Gnade üben. Indes, ihr seid ein windiges Pack, darum soll euch die Furcht und das Zittern als Denkmittel verbleiben, euch und euren Nachkommen für alle Zeiten.“

„Alsdann nahm er sie in die Arme und trug sie wieder in ihren Verschlag, und die großen Tiere, als sie Noah erblickten, waren mucksmäuschenstill — ja, bis die Sündflut sich verlaufen hatte.“



## Die drei Wehe.



Eine arme Witwe hatte einen einzigen Sohn, den hatte sie schlecht und recht aufgezogen, und nun war er herangewachsen und konfirmiert worden. Am Tage nach der Konfirmation trat sie zu ihm und sprach: „Mein guter

Toni, es ist jetzt an der Zeit, daß du dich entscheidest, was du in der Welt werden willst; du mußt anfangen, dir dein Brot zu verdienen, denn ich werde immer älter, und es ist mir in der letzten Zeit schon schwer genug geworden, das Nötige zum Leben für zwei zusammenzubringen.“

Da lachte der Junge mit all seinen guten weißen Zähnen und erwiderte: „Sorge dich nicht, Mutter! Ich ziehe nun in die Welt hinaus, und mir kann es nicht fehlen, denn der Pastor meint, ich hätte einen ansehnlichen Kopf, und daß ich ein paar gute Arme habe, das wissen meine Kameraden aus der Schule. So laß uns denn Abschied nehmen; wenn es mir gut geht, wirst du von mir hören.“

Die Mutter gab ihm seinen Sonntagsanzug, auch Wegzehrung und einen kleinen Sparpfennig, küßte ihn mit Thränen zum Abschied und fragte nur noch: „Wo zu willst du denn gehen?“

„Jimmer der Nase nach,“ sagte der junge Mensch so vergnügt, als ginge es in das Schlaraffenland, und damit zog er von dannen.

Von dem Abschied her war ihm doch nicht ganz wohl zu Mute, aber er verbiß sich das tapfer und schritt ein paar Meilen auf der Landstraße hin, bis er in ganz fremde Gegenden kam. Gegen Abend hielt er vor einem großen Wasser, und da er müde geworden von der Wanderung, so setzte er sich, um den Rest seiner Wegzehrung, die ihm die Mutter eingepackt, aufzuessen. Währenddem ließ er die Blicke umherschweifen und gewahrte einen Kahn, der auf dem Wasser schaukelte und mit einem Strick an einen Pfahl gebunden war.

„Gi,“ dachte Anton, „darin könnte man sich zur Nacht ausstrecken. Es muß sich darin schlafen wie in einer Wiege.“

So stand er denn, nachdem er den letzten Bissen in den Mund gesteckt, auf und schritt zum Wasser hinab. Im Wege lagen da drei große Steinplatten, auf die mußte er treten, bevor er in den Kahn gelangen konnte. Kaum daß er den Fuß auf die erste gesetzt hatte, so rief unter dem Stein hervor eine dumpfe heulende Stimme: „Wehe!“ Es dröhnte so laut, daß die Bäume im Walde oben es wiederhallten.

Der junge Mensch trat erschrocken weiter auf die zweite Platte. Und wieder, kaum daß er darauf festen Fuß gefaßt, scholl es unter dieser Platte hervor: „Wehe!“ und der Wald oben gab das Echo. Da stolperte Anton hastig auf die dritte Steinplatte. — Himmel! zum drittenmal das häßliche Geheul: „Wehe!“



Ganz betäubt und verwirrt stand Anton jetzt neben der Platte und starrte auf die drei merkwürdigen Dinger in der Erwartung, daß da noch irgend etwas Unheimliches sich ereignen würde. Aber die Platten sahen wie ganz gewöhnliche Steinplatten aus — es war noch vollkommen hell genug, um das zu bemerken — und nichts rührte sich in ihrer Nähe.

Mit Herzklopfen ging er weiter auf den Kahn zu. Wo er angebunden war, stand ein großer, dichtbelaubter Haselnußstrauch, und als der junge Mensch an denselben gelangt war, gewahrte er, daß hinter dem Strauch auf der Wasserseite zusammengehockt ein steinaltes Männchen saß, das unverwandt auf das Wasser hinausblickte. „Dem gehört am Ende der Kahn,“ dachte Anton, „so darfst du nicht ohne weiteres einsteigen.“

„Guten Abend,“ sagte er höflich. „Ich wollte die Nacht in dem Kahne da schlafen. Wenn Ihr aber etwas dagegen habt, Vater, so will ich mir ein Lager im Wald zurechtmachen.“

„Thu, was du mußt,“ sagte der Alte, ohne die Augen auf Anton zu richten.

Anton war nicht sehr erbaut von der Gegenwart des sonderbaren Greises; doch war sein Mut schon wieder gewachsen, und er trat zuversichtlich auf den Kahn zu. Da fiel ihm ein, daß er das Männlein wohl wegen der Stimmen befragen könne, die er gehört. So kehrte er wieder um, stand bei jenem still und fragte:

„Alter Vater, wißt Ihr mir vielleicht zu sagen, welcherlei Bewandtnis es mit den drei Steinen dort hat? Ihr habt wohl gehört, daß ein jeder von ihnen Wehe! rief, als ich darüber ging.“

„Ich bin jung gewesen und alt geworden,“ klang die schläfrige Antwort des Alten, der noch immer die Augen nicht von der Wasserferne wegwandte; „und dies habe ich erfahren: wohl dem, der überwunden hat.“

„Ich verstehe Euch nicht recht,“ sagte Anton kopfschüttelnd. „Wollt Ihr mir nicht genauer mitteilen, was Eure Antwort mit den drei Weherufen zu thun hat?“

Das Männlein sprach kein Wort weiter, wiewohl es noch eine Weile mit den schmalen Lippen wackelte. So ging denn der junge Mensch wieder dem Kahne zu, legte sich darin zurecht und entschlief endlich sanft.

Als er aufwachte, sah er zu seinem Schrecken, daß der Kahn sich über Nacht gelöst haben mußte, denn er schwamm auf dem Wasser, und von Land war ringsum nicht das mindeste zu sehen. Dazu verspürte Anton Hunger,







und er wußte nur zu wohl, daß sein Vorrat an Lebensmitteln aufgezehrt war. Er suchte nichtsdestoweniger in seiner Tasche — da gab es ein paar Krumen, die er in den Mund steckte; dann schöpfte er aus dem Wasser, doch das war ganz salzig und bitter wie Thränen. „Ich will aufpassen, ob nicht ein Fisch in die Nähe kommt, den ich greifen kann,“ dachte der Hungrige.

Aber der Tag verstrich, kein Fisch ließ sich sehen. Gingegen erblickte Anton gegen Abend einen dunklen Streifen Land am Horizont, der seinen Mut belebte. Denn da der Kahn die Richtung gegen den Streifen zu inne hatte und vorwärts fuhr, obwohl nicht der geringste Wind wehte, so rechnete er, daß die Wasserfahrt in nicht ferner Zeit ihr Ende nehmen müßte.

Als die Dämmerung hereinbrach, sah der junge Mensch eine felsige Küste vor sich, die oben mit Bäumen bewachsen war. Der Kahn trieb in eine Bucht und legte so an, daß der Insasse bequem aussteigen konnte. Da Anton eine schwache Öffnung hatte, oben noch irgend etwas zur Nahrung zu finden, so kletterte er durch das Gestein empor und hielt am Anfang eines Waldes, der aus ihm unbekannten Bäumen bestand. Etwas Eßbares gewahrte er nirgends, der Boden trug einen kümmerlichen Graswuchs.

„Ei,“ sagte der junge Mensch endlich, „von Gras werden die Ochsen fett, warum soll es mir ganz undienlich sein?“ So rupfte er ein paar Hände voll und kaute. Dies Abendbrot schmeckte nicht sonderlich, aber es löschte doch einigermaßen Hunger und Durst.

Nachher besann er sich, ob er noch wandern solle, und entschloß sich endlich, hier zu nächtigen, da dem unbekannten Walde nicht zu trauen war. Er legte sich nieder und schlief nicht ohne Sorge ein.

In der Frühe fand er sich auf der nämlichen Stelle. Der Kahn unten war verschwunden. Er wollte erst wieder Gras essen. „Ach,“ dachte er dann, „vielleicht gibt es unterwegs Besseres.“ So zog er in den Wald hinein. Er fand da nichts Besseres, ja zuletzt nicht einmal Gras mehr. Auch war nichts Lebendiges in dem Walde zu erblicken, nur daß in den hohen Baumwipfeln zuweilen ein Vogel kreischte.

Endlich war der Wald ganz zu Ende. Vor Anton lag eine weite sandige Fläche, auf der nichts wuchs, als hie und da eine Distel. „Jrgendwo muß es doch hier Menschen geben,“ sprach er für sich. Und nun wanderte er auf die Sandebene hinaus, weiter und immer weiter. Er wanderte einen Tag, er wanderte zwei Tage: da gab es nichts zu essen und nichts zu trinken.

Und mehr als der Hunger plagte ihn jetzt der Durst, denn tagsüber schien eine heiße Sonne. Seine Zunge lechzte, und seine Augen brannten ihm, dazu war ihm so schwach in den Gliedern, daß nur der Mut der Verzweiflung sie noch belebte. Endlich legte er sich am dritten Tage in der Dunkelheit platt hin und sprach: „Ich gehe nicht weiter, hier will ich sterben.“

Als er aufwachte, war der Sand um ihn feucht. Da meinte er, hier müsse doch Wasser in der Erde sein, zog sein Taschenmesser und begann ein Loch in den Sand zu graben. „Ich höre nicht eher auf, als bis ich entweder Wasser gefunden habe, oder tot bin,“ sagte er entschlossen. So grub er denn mit Messer und Händen den ganzen Tag. Da stieß er am Grunde des Loches, das er gewühlt, auf etwas Hartes, das gab einen Klang von sich wie Silber; und mit einemmal sagte ein ganz feines Stimmchen unten:

„Erst begräbt man mich,  
Dann zerschneidt man mich,  
Dann schlägt man mich auf den Kopf,  
Dann zerquetscht man mich,  
Dann ersäuft man mich,  
Dann brennt man mich,  
Dann beißt man mich,  
Dann verschlingt man mich —  
Ach was für ein armer Tropf bin ich!“

Anton hielt erst verduzt inne, und einen Augenblick ging es ihm durch den Kopf, was das sein möchte. Darauf grub er vorsichtig weiter und fand ein silbernes Kästchen, und wie er das aus dem Boden nahm, sprudelte ein Quellchen darunter aus dem Sande hervor. Rasch setzte er den Fund bei Seite und trank sich erst satt; dann aber nahm er ihn wieder und betrachtete ihn. Es war an dem Kästchen nichts weiter bemerkenswert, als daß der Deckel nicht zu öffnen war, auch mit dem Messer nicht: ja das Messer rutschte ab, ohne auch nur eine Schramme zu erzeugen. Außerdem gab es in dem Kästchen ein feines Klappern.

Inzwischen stieg das Wasser in dem Loche, und Anton zog es vor, hinaufzusteigen und sich im Trocknen niederzulassen. Hier setzte er zuerst seine vergeblichen Versuche, das Kästchen zu öffnen, fort, dann legte er die Hände in den Schoß und wiederholte sich in Gedanken, was das klappernde Ding in dem Kästchen gesprochen hatte.



„Ei,“ dachte er, „was gibt es nur so Kleines, dem dergleichen passieren könnte?“ Und endlich meinte er in Gedanken: „Das könnte ja ein Getreidekorn sein. Erst kommt es in die Erde, dann wird es als Aehre gemäht, dann gedroschen, kommt in die Mühle, wird als Mehl zu Teig eingerührt, gebacken, gekaut und gegessen — ja, wahrhaftig,“ sprach er freudig, „da ist ein Korn gemeint.“

Raum hatte er das laut gesagt, so sprang der Deckel vom Kasten auf, und in dem Kasten lag wirklich ein Korn, das sah weiter nach gar nichts aus, und Anton ward ein wenig verdrießlich, denn in einem Wunderkasten erwartet man eigentlich etwas ganz Erstaunliches.

„Ha, du Ding,“ rief er, „jetzt wirst du begraben.“ Damit buddelte er das Korn in den Sand. Allein das war kaum geschehen, so wuchs vor seinen sichtlichen Augen ein Pflänzchen heraus, schoß mit einem Salme empor, und die Aehre blühte und reifte und streute die gelben Körner von sich, und die gelben Körner wuchsen wieder auf, und dazu lief die Quelle aus dem Boche über und rieselte auf den Sand hinaus, zuerst nach der Stelle hin, wo die grünen Pflänzchen so lustig aufschossen — es war ganz erstaunlich, das alles mit anzusehen. Ehe man hundert gezählt hätte, gab es da ein kleines Feld, und das ward zusehends größer: während in der Mitte die reifen Aehren stehen blieben, säete sich der Rand ringsum aus und pflanzte sich fort wie Feuer in dürrer Rasen.

Anton saß mitten drin und lachte: „Haha, jetzt bin ich der reichste Bauer im Dorfe.“ Er griff in die Aehren, rieb gemächlich Körner aus und aß deren so viel, bis er satt war. Dann richtete er sich auf und sah sich um: so weit sein Auge reichte, war Aehrenfeld. Vergnügt spuckte er in die Hände. „Wenn ich jetzt eine Sense hätte!“ Sofort lag eine Sense neben ihm wie vom Himmel gefallen. Da begann er lustig einzuhausen und merkte gar nicht vor Eifer, daß nunmehr auf einmal das Wachsen aufgehört hatte.

In der Nacht hatte Anton einen Traum. Ihm war, als stünde er wieder vor den drei Stufen und wollte auf die erste treten, da bemerkte er, daß sie mitten durch gesprungen war, und beim Erwachen sagte er sich: „Aha, durch das erste Wehe wäre ich durch, und mit dem zweiten wird's ja wohl noch Zeit haben.“

Er griff wieder zur Sense. Ein paar Wochen mähte er, dann band er Garben.

„Nun will ich einfahren,“ rief er fest, als er vor der letzten Garbe stand.

Da hielt ein Wagen, mit zwei Braunen bespannt, neben ihm, und drüben, wo er den Brunnen gegraben, erblickte er Gebäude. Er lud also den Wagen voll und fuhr auf die Gebäude zu: da war es eine Scheune und ein Pferdestall, und in der Scheune lag sogar ein Dreschflegel auf der Tenne.

Anton drasch nach dem Einfahren, dann wünschte er sich eine Mühle, aber eine mit ein paar Stuben unten — die bekam er auch, und zuletzt sogar einen Backofen, in dem brannte schon die Glut, er brauchte nur auszuräumen.

Das war nun alles herrlich; hungern brauchte Anton sicherlich nicht mehr, und dürsten auch nicht. Er lebte eine Zeitlang fleißig und vergnügt, bis er nicht mehr wußte, was er mit den Vorräten anfangen sollte. Dazu hätte er denn doch auch gern einmal andere Speise gehabt, als das ewige Brot, und auch die Einsamkeit ward ihm fühlbar.

„Es müssen doch irgendwo in der Nähe oder Ferne Leute wohnen,“ sprach er bei sich. „Vielleicht läßt sich mit ihnen Tauschhandel treiben.“

Eines Tages belud er den Wagen mit Mehlsäcken und reichlichem Mundvorrat und fuhr in das Land hinein; um sich aber sicher wieder heimzufinden, band er unterwegs einen Sack auf und ließ einen Streifen Mehl hinter sich auslaufen. Als er drei Tage lang gefahren war, kam er in eine bewohnte Gegend, und nicht lange nachher sah er Reiter auftauchen, die riefen ihn schon von weitem an, aber er verstand ihre Sprache nicht. Sie kamen näher und umringten Anton, wunderbar gekleidet in weiße Mäntel mit Kapuzen, und alle mit Flinten bewaffnet. Auf ihr Bedeuten, daß er ihnen folgen solle, fuhr Anton mit ihnen bis zu einer Stadt, die bestand aus lauter Häuschen, die weißen Kästen glichen, mitten zwischen ihnen aber erhob sich ein stattlicher Palast mit Säulen, Gärten und Springbrunnen, vor den ward er samt seinem Fuhrwerk geleitet. Eine Menge Menschen hatten sich zu ihnen gefunden, die umstanden das Fuhrwerk, und aus dem Palast trat ein stattlich und trozig aussehender Mann mit ein paar Begleitern, darunter ein Greis mit langem weißen Barte.

Der Greis sprach erst mit den Reitern, dann näherte er sich dem Wagen und redete Anton an.

„Das kann ich nicht verstehen,“ antwortete der und schüttelte den Kopf. Da lächelte der Greis und sagte: „So wirst du mich jetzt verstehen. Ich bin Selim, der aller Sprachen der Erde kundig ist. Deine Heimat ist fern von hier, wie kommst du in unser Land und was thust du hier?“



„Ich bin über das Wasser gekommen, und ich habe Mehl zu verkaufen,“ war die vorsichtige Erwiderung.

Der Greis ging zu dem stattlichen Mann auf der Palasttreppe zurück und sprach mit ihm. Dann kam er wieder nebst einem anderen Mann aus der Begleitung.

„Zeige eine Probe deiner Vorräte,“ sagte er.

Anton öffnete einen Sack, und der Begleiter des Alten kostete von dem Mehl, worauf er vergnügt mit der Zunge schnalzte. Wieder gingen die beiden nach der Treppe und sprachen. Dann kam der Alte und fragte:

„Mein Herr, bei dem die Macht und der Ruhm und der Reichtum ist allezeit, wünscht zu wissen, was du begehrst für deinen Vorrat, und ob du im Stande seiest, beständig davon zu uns über das Meer zu schaffen.“

„So viel ihr braucht,“ antwortete Anton; „und was den Preis betrifft: so viel der Sack wiegt, so viel Gewicht sollt ihr mir an lebendem Fleisch dafür geben.“

Als der Mann auf der Treppe die Antwort erfahren, nickte er Gewährung, und Anton nahm den Wagen ganz voll Schafe mit sich, als er abfuhr. Er kam auch glücklich heim und brachte seinen Ertrag unter. Des Abends ging er noch einmal vor Schlafengehen an den Brunnen: da stand eine einzelne reife Mehre, und plötzlich hörte er, wie die Mehre sprach: „Nimm mein oberstes Korn heraus, stecke es zu dir und verwahre es gut.“

In der Nacht wachte er von einem Getümmel vor der Mühle auf, in der er schlief: da sah er aus dem Fenster und merkte, daß die Mühle von Reitern umstellt war. Sie sprangen von den Pferden und ein halb Duzend kam herauf, und nun sah er ein, daß er verraten war und daß man ihm seinen Besitz mit Gewalt entreißen wollte. Spione waren der Mehlspur gefolgt, um zu erkunden, wo sein Schiff läge.

Er ließ sich, da Widerstand nutzlos gewesen wäre, an den Händen und Füßen binden, worauf man ihn hinaustrug und auf ein Pferd fest schnallte.

Im selben Augenblick aber waren Mühle, Scheune, Stall, Backofen und Felder verschwunden, auch die Quelle im Brunnen versiegt.

Unter den Reitern entstand erst großes Staunen, dann unmäßiger Zorn. Sie schlugen den Gefangenen windelweich, ehe sie mit ihm davonritten; und auch in der Stadt gab es ein Schelten und Schmähen auf dem Wege zum Palaste, und als Anton gar vor den Herrscher gebracht ward, machte auf

den Bericht der Reiter der eine Bewegung, welche sehr deutlich sagte: „Kopf ab!“ Aber da legte sich der Greis ins Mittel, der sich Selim genannt hatte, redete eindringlich mit dem Fürsten und wandte sich endlich mit diesen Worten an Anton:

„Mein Herr, über dessen Dasein die Sonne des Glückes leuchte bis ans Ende, schenkt dir das Leben um des Zaubers willen, über den du verfügst. Aber du wirst als sein Sklave arbeiten, bis daß du wiederhergestellt hast, was du ihm, dem Herrn des Landes, durch deine Zauberei zu entziehen wagtest.“

Von da ab hatte Anton ein trauriges Los. Jeden Morgen bekam er eine Tracht Schläge auf die Fußsohlen, dann mußte er in Ketten mit anderen Sklaven auf dem Felde oder im Garten arbeiten, und wenn er ermüdete, traf ihn ein Peitschenschlag auf den Rücken. Als Nahrung bekam er eine Art halbverbrauntes Brot und Wasser, und als Schlafstelle mußte ihm hartes Steinpflaster dienen. Alle acht Tage ward er vor den Herrscher geführt und von Selim gefragt, ob er sich besonnen, und da er das Korn nicht von sich geben mochte, wieder seinem Schicksal überliefert.

Einmal arbeitete er im Garten, da sägte er einen alten vertrockneten Baum ab und war so recht zum Sterben unglücklich gestimmt. Da kam er mit der Säge auf etwas Hartes, und mit einemmal sagte ein feines Stimmchen im Baum:

„Geh ich ein,  
So gehst du aus;  
Geh ich vor,  
So gehst du nach;  
Wer mich ersticht,  
Der macht mich verdreht;  
Kopf ohne Bart,  
Bart ohne Kopf:  
Bin ich nicht ein närrischer Tropf?“

Anton durchfuhr wie der Blitz eine Hoffnung. Er sägte vorsichtig weiter nach oben, und als der Baum weit genug durchsägt war, machte er sich noch so lange zu schaffen, bis der Aufseher gerade mit dem Gärtner sprach. Dann warf er den Baum um: der war hohl, und in der Höhlung blinkte ein kleines goldenes Kästchen, das steckte Anton geschwind zu sich, ohne daß es jemand bemerkt hätte.



Als er nachts, da alles schlief, Ruhe zum Nachdenken hatte, überlegte er hin und her, was wohl in dem Kästchen sein könnte. Bei dem Worte „Bart“ fiel ihm endlich der Schlüsselbart ein, und er sagte halblaut: „Sollte es wohl ein Schlüssel sein?“ Kaum gesagt, so sprang der Deckel des Kästchens auf, und darin lag ein kleiner goldener Schlüssel.

Nun mußte Anton Bescheid. Er versuchte den Schlüssel zunächst in das an seinen Ketten befindliche Schloß zu stecken, aber er hatte das Schloß nur erst berührt, da ging es auf, und die Fesseln fielen ab. Er erhob sich, vorsichtig: Thür nach Thür öffnete sich bei der bloßen Berührung des Schlosses mit dem Schlüssel. Die Wachen schliefen, niemand hielt ihn auf, als er das geöffnete Palastthor durchschritt, und weiter durch die Straßen, bis er den gefährlichen Ort hinter sich hatte. Da stand er still und holte tief Atem, und dann sagte er: „Jetzt wollte ich doch, ich wäre in den Marstall gegangen und hätte das beste Pferd daraus mitgenommen.“

Da kam es trab — trab — mit einemmal stand ein wunderschöner Rappe gezäumt und gesattelt vor ihm und ließ sich ruhig besteigen. „Nun denn,“ rief Anton ganz übermütig im Sattel, „ein paar Säckchen voll Gold aus der Schatzkammer hätten wohl auch noch auf dem Sattelsknopf Platz!“ Da klingelte es vor ihm, und er fühlte, wie vor ihm zu beiden Seiten etwas am Sattel herunterschlappte. Nun hatte er wieder seine ganze Zuversicht beisammen und schlug den Rappen so kräftig auf die Schenkel, daß der wie der Wind mit ihm davonsagte. Er ritt, ohne müde zu werden, bis er an das Meer kam; da war es wieder Abend, und er band das Pferd an einen Baum und sprach: „Jetzt mag's werden, wie es will, ich muß ausschlafen.“

Er schlief zwölf Stunden um und um. Einmal in der Zeit träumte er: er sähe wieder die drei Steinplatten, und wie er sie genauer betrachtete, war auch die zweite Steinplatte mitten durchgesprungen.

Als er aufwachte und sich die Augen rieb, vernahm er Stimmen und fuhr erschrocken empor, denn er dachte nicht anders, als daß Verfolger ihm auf der Spur wären. Aber da fiel sein Blick auf ein großes Schiff, das ein gut Stück ab vom Ufer in See hielt, am Ufer selbst aber lagen zwei Boote. Er zog sich vorsichtig hinter einen großen Baumstamm zurück; da wieherte das Pferd, und gleich darauf kamen Männer zur Stelle, die Anton mit ihrer Kleidung an seine Heimat erinnerten. Er trat beherzt vor und sprach sie an, und wenigstens ein Mann befand sich unter ihnen, mit dem er sich verständigen konnte. Der vermittelte es bei dem Kapitän, daß Anton samt

seinem Pferde gegen das Versprechen einer reichen Belohnung auf das Schiff geschafft wurde, um an einer passenden Stelle, von der er bequem seine Heimat erreichen konnte, ausgesetzt zu werden.

Die Seefahrt ging gut von statten, aber es währte doch zwei Monate, bevor für Anton das Ziel erreicht war. Den Schiff sleuten erzählte er unterwegs über sein Schicksal nur, daß er in einem Kahn nach langer Meeresfahrt an jene fremde Küste getrieben, dort in Sklaverei geraten, aber mit Hilfe des Pferdes entflohen sei. Vor allem sagte er nichts davon, was die beiden Säcke enthielten. Erst als er das Land betreten, öffnete er das eine der Säcke und belohnte die ganze Mannschaft mit gutem Golde wie ein Fürst.

Er ritt nun, sich von Ort zu Ort fragend, bis er in seinen Geburtsort gelangte. Aber da war sein Mütterchen gestorben, und als er erzählte, wie es ihm seltsam ergangen, machte man ungläubige Gesichter. Dennoch gefiel es ihm daheim so gut, daß er zu bleiben beschloß. Um aber dem Unglauben der Leute, der ihn verdroß, ein Ziel zu setzen, kaufte er sich ein großes Stück ödes sandiges Heideland, das für niemand im Orte Nutzen hatte, und ließ verkündigen: wer sich von der Wahrheit seiner Erzählung überzeugen wolle, möge an einem bestimmten Tage mit ihm auf das öde Land hinauskommen. Da fanden sich nun Leute genug, die ihm folgten; er aber ritt auf seinem schönen Rappen vor ihnen her.

Als man am Ziele angelangt war, stieg er vom Pferde, nahm das Korn hervor, welches er einst zu sich gesteckt, ehe die Reiter ihn gefangen genommen, zeigte es den Leuten und sprach: „So wahr dieses Korn vor euren Augen zu einem Fruchtfelde werden wird, so wahr habe ich erlebt, was ich erzählt.“ Er grub es in die Erde, und das Wunder, welches einst geschehen, wiederholte sich: das Korn wuchs vor den Augen der staunenden Menge zur reifen Mehre, streute Körner, die wiederum wuchsen — immer größer und größer dehnte sich das Fruchtfeld. Nun bekam Anton Mut und rief laut: „Alles sei wieder mein, was ich einst besessen!“

Da stand vor aller Augen der Stall, die Scheune, die Mühle, der Backofen, und neben Anton sank der Boden ein und die Quelle rieselte hervor. Im Stall wieherten die Pferde, die Mühle klapperte, im Backofen glühte ein Feuer — die Leute kam eine heimliche Furcht an vor dem unbegreiflichen Geschehnis, und sie wagten gar nicht, sich die Dinge zu besehen, sondern schlichen nach Hause.



Nun baute sich Anton von seinem Golde ein schönes Wohnhaus, suchte sich eine brave Frau und lebte, von den Leuten im Orte trotz seiner Jugend mit Ehrfurcht betrachtet, friedlich und behaglich als Gutsherr.

Da geschah es, daß eine Seuche in den Ort kam, die ergriff seine Frau und seine Kinder und zuletzt ihn selber.

In einer der Krankheitsnächte wachte Anton von einer großen Angst auf: da hörte er seine Frau im Fieber ächzen und stöhnen, und das jüngste Kind war aus dem Bettchen gesprungen und kam im Hemdchen zu ihm gelaufen; hinter dem Bettchen des Kindes aber stand eine lange hagere Gestalt, ein hohlängiger Mann in rotem Kleide, der grinste ihn höhnisch an. Anton sprang nun auch aus dem Bett, nahm das Kind auf den Arm und schrie den Mann an: „Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“

„Ich bin der Tod und Ihr seid mein.“

„Ungeheuer!“ rief Anton, ließ das Kind wieder auf den Boden hinab und stürzte auf die Gestalt zu. Die wich aber zurück, öffnete die Thür und sagte: „Ich komme wieder, meine Stunde ist noch nicht da.“

Damit war er draußen. Die Frau aber wurde plötzlich ruhig, und auch das Kind ließ sich zu Bett bringen.

In der folgenden Nacht geschah dasselbe; auch in der dritten Nacht. Diesmal aber lief Anton dem Tode nach, in den Hof — da war der Tod verschwunden. Anton aber hörte im Pferdestall ein so wildes Getrappel und Getöse, daß er rasch zurücklief, sich notdürftig ankleidete, eine Laterne anzündete und in den Stall ging, so krank er war. Da sah er denn, daß die beiden Wunschpferde in großer Aufregung waren und den ganzen Boden unter sich aufscharrten. Ein tiefes Loch hatten sie schon geschlagen, und ganze Wollen Erde warfen sie noch heraus. Mit einemmal flog da etwas heraus, Anton vor die Füße, und als der hinableuchtete, war es ein Kästchen aus blauem Türkis.

Als er das Kästchen aufhob, beruhigten sich die Pferde langsam. Aus dem Kästchen aber sprach es ganz fein:

„Kein Baum, kein Gras,  
Von jedem was.  
Ein Wurm beim Wurm,  
Und doch kein Wurm.  
Kein Glied kann ich rühren,  
Und kriech doch:  
Ach wär ich in meinem schwarzen Loch!“

„O,“ sprach Anton freudig, „das ist eine Wurzel.“ Wahrhaftig: der Deckel sprang von selber auf und darin lag eine kleine Wurzel, die strömte einen merkwürdigen würzigen Geruch aus, und als Anton den Geruch atmete, ging es ihm warm und kräftig durch alle Glieder und sein schwerer Kopf ward leichter. Eiligst trug er die Wurzel in den Garten, suchte sich einen Blumentopf, that die Wurzel in Erde, und was er vermutet hatte, geschah: ein Keim schoß hervor, der wurde zu einem grünen Gewächs, wie eine Erdbeerstaude. Da ging er mit dem Topf bebenden Herzens in die Krankenstube, wo er seine Frau in großem Entsetzen wegen seines Fortlaufens fand, hob den Topf hoch und sprach: „O Frau, ich glaube, daß dies hier das Kraut ist, das wider den Tod gewachsen ist.“

„Ach Gott,“ sagte sie, „nun ist es aus mit ihm, er ist schon irre im Kopfe.“

Aber Anton ließ sie an dem Kraut riechen und erzählte ihr dabei, was geschehen. Da fühlte sie selbst, wie zauberkräftig der Geruch der Pflanze wirkte, und hieß Anton auch damit zu den Kindern gehen, und dann sprach sie: „Nimm von den Blättern und laß einen Thee kochen, das wird noch besser sein.“

Als die Nacht kam, schliefen alle gesund, nur Anton nicht. Er hatte den Blumentopf bei seinem Bette und wartete. Um Mitternacht that sich die Thür auf, da trat der Tod herein, und als er Anton im Bette sitzend erblickte, sagte er mit weit aufgerissenen Augen: „Heute nehme ich dich mit.“ Er ging auf Anton zu, unterwegs aber schnüffelte er schon, und als ihm Anton den Blumentopf vor die Nase hielt, schrie er wüthend: „Verfluchtes Kraut! Verfluchtes Kraut!“ — machte kehrt und schoß zur Thür hinaus. „Pa!“ rief Anton, „viel Glück auf den Weg!“ — setzte den Topf hin und legte sich schlafen.

Im Traume sah er wiederum die drei Stufen am Meere, welche einst „Wehe!“ gerufen hatten, und nun war auch die dritte mitten entzwei gesprungen. Er sah auch den Rahn wieder und in dem Rahn den Greis, den er befragt, der hielt gegen ihn vom Wasser her die Hand offen und sagte herüber: „Hüte deinen Schatz! Ich fahre hinaus auf das Meer ohne Ende, hinfort siehst du mich nie wieder.“

Das Kraut im Topfe war in der Frühe verwelkt; Anton that die Wurzel heraus und verwahrte sie in dem Türkiskästchen. Wie glücklich und zuversichtlich er fortan lebte, nachdem auch das dritte Wehe überwunden, kann



man sich vorstellen. Mit dem Kraut half er zuweilen unter den Leuten — für die Doktoren wäre nichts mehr zu verdienen gewesen, wenn er nur hätte überall sein können!

Anton selbst wurde natürlich sehr alt. Eines Tages aber hatte er die Wurzel aus dem Topfe genommen und in ein offenes Fenster gelegt und war gegangen, das Türfiskästchen zu holen. Da hörte er Geräusch im Fenster, wandte sich um und sah eine Elster, welche die Wurzel im Schnabel hatte und mit ihr davonslog.

Umsonst sprang Anton durch das Fenster hinterher — die Elster flog weit über Feld, dem nächsten Walde zu, wenn er die Wurzel wieder haben wollte, mußte er ihr dahin folgen. Das ging nun so gut es ging — seine Füße waren nicht die flinksten mehr. Er traf die Elster nirgend, verirrte sich, lief weiter und weiter, endlich sah er Wasser blinken.

Das war ja die Stelle, wo er als junger Mensch die Stufen gefunden! Da lagen drei Stufen, die waren unverfehrt, und er hütete sich, darauf zu treten; es waren wohl neue. Da lag auch ein Rahm, und als er um das Gebüsch ging, weil ihm war, als müßte er da den Alten finden, da saß dort der Tod und sah ihn feindlich an.

„Ich weiß es, du willst mich holen,“ sprach Anton.

„Fällt mir nicht ein,“ sagte der Tod und stand auf. „Du hast mich genug geärgert, jetzt kannst du hier sitzen und den Rahm hüten.“

Damit stand er auf und lief in den Wald. Anton wollte auch dahin, um heimzukehren. Aber als er zehn Schritte gegangen war, standen seine Füße wie festgenagelt; erst als er umzukehren versuchte, wurden sie wieder beweglich.

Da setzte er sich mit einem tiefen Seufzer in das Gras, und wenn er nicht aufgestanden ist, so sitzt er noch und wartet auf Erlösung.

Seine Frau und die Nachkommen beider aber waren fortab dem Tode wieder gerade so verfallen, wie alle anderen Menschen, nur der Reichtum ist ihnen geblieben.



## Grünkittelchen und Federweiß.



Mitten in einem dichten Walde hatten zwei Leute einen Rosengarten, und in dem Rosengarten bewohnten sie ein hübsches Haus. Es lohnte sich, nur in die Nähe zu kommen, denn da roch alles nach Rosen; aber im Garten selber war es ganz unvergleichlich, da gab es Rosen in allen Gestalten und Farben, Centifolien, Theerosen, Monatsrosen, Provencerosen, Bisamrosen, Moosrosen, und wie sie alle heißen, und rings um den Garten lief ein Zaun von Heckenröschen. Die meisten kleinen Vögel aus der Gegend kamen in den Rosengarten und bauten dort ihre Nester, und das Zwitschern und Singen nahm den ganzen Tag kein Ende. Zu fressen gab es genug für sie, denn es wimmelte von Fliegen, Mücken, Käfern und Schmetterlingen; dazu floß ein klares Bächlein durch den Garten, und da hatten sie auch zu trinken, wenn sie durstig waren. Die beiden Leute hatten ein Kind, ein Mädchen. Als es noch ganz klein war, nahm es der Vater einmal auf den Arm. Es saß in einem schneeweißen Bettchen und hatte ein weißes Mützchen auf, und wie er es so in die Luft hob und tanzen ließ, sagte er: „Weißt du, wie wir es nennen wollen, Frau? Federweiß soll es heißen, denn es ist mir, als ob ich eine weiße Flaumfeder in der Hand hätte.“

Da nannten sie es richtig Federweiß.

In dem Walde wohnte ein Jäger, der hatte nichts als ein Söhnchen bei sich, das lief immer in einem grünen Jägerkittelchen herum und wurde von ihm nicht anders als Grünkittelchen geheißsen. Und da Federweiß größer ward, kam Grünkittelchen immer aus dem Walde hinüber in den Rosengarten und spielte mit ihm.

Die beiden Kinder wuchsen bald heran. Federweiß wurde eine fittige Jungfrau, zart und licht wie eine weiße Rosenknospe. Ihre Eltern ließen sie auch beständig weiße Kleider tragen, und dazu steckte sie sich selber immer eine Rose in das Haar, jeden Tag von einer anderen Sorte. Grünkittelchen aber war jetzt ein frischer Jägerbursch und hatte solche Kraft, daß er die jungen Eichen im Walde mit einem Ruck aus dem Boden reißen konnte. Und wenn ihn Federweiß jetzt kommen sah mit seinem grünen Jägerrock und dem Barett auf dem goldgelben Lockenhaar, so war es ihr, als ob sie ihn alle Tage lieber gewänne.



„Federweiß,“ sagte Grünkittlchen eines Tages, „wir wollen uns heiraten. Mein Vater wird schon alt und seine Hand unsicher und sein Auge trübe. Ich komme gewiß an seine Stelle, und da können wir zusammen in das Jägerhaus ziehen und ihn pflegen, bis er stirbt.“

Da wurde Federweiß rot und konnte kein Wort sprechen. Das machte Grünkittlchen ganz traurig und er sprach: „Du brauchst mir gar nicht mit Worten zu antworten. Gibst du mir jetzt bloß einen einzigen Kuß, so soll es nein bedeuten, und dann gehe ich in die weite Welt, und du siehst mich nie wieder; gibst du mir aber drei Küsse, so soll es ja heißen, dann gehe ich zu deinem Vater und frage ihn, ob er's zufrieden ist.“

Da gab ihm Federweiß drei Küsse, und Grünkittlchen fiel ihr um den Hals und führte sie zu dem Hause im Rosengarten.

Er fragte nun den Vater um seinen Bescheid. Aber der machte ein bedenkliches Gesicht und sprach: „Grünkittlchen, du bist ein armer Bursch; überdem seid ihr beide auch noch zu jung zum Heiraten. Ziehe in die Welt hinaus und siehe zu, ob du dein Glück machen kannst, danach kannst du wiederkommen.“

Federweiß ging derweil im Rosengarten spazieren, und als sie Grünkittlchen so traurig daher kommen sah, fing sie an zu weinen.

„Weine nicht,“ sagte Grünkittlchen. „Ich muß freilich erst noch in die Welt hinausziehen und mein Glück versuchen, aber ich komme gewiß wieder und dann wirst du doch meine Frau. Versprich mir nur eines: daß du alle Tage zu meinem lieben Vater gehen und nachsehen willst, daß es ihm an nichts fehlt.“

Das versprach sie, und dann herzten und küßten sie sich noch einmal, und Grünkittlchen ging durch den Heckenrosenzaun in den Wald.

Als er am nächsten Morgen von seinem Vater Abschied genommen hatte und das Jägerhaus verließ, sah er vor der Thür etwas Buntcs liegen: das waren drei Rosen, dunkelrote Burgunderrosen.

„Ach,“ sagte er, „Federweiß ist in der Nacht hier gewesen. Ich weiß schon, was die drei Rosen bedeuten sollen: das sind die drei Küsse, die sie mir gegeben hat, denn die Rosen sind so rot wie ihr Mündchen.“ Und er küßte jede Rose und steckte sie alle drei zu sich.

Das Herz that ihm weh, wie er nun so allein in den Wald und in die Welt hinausziehen mußte! Aber er wußte schon, wo er hinging: nämlich zum Hofe des Königs, dem der Wald gehörte; der wohnte weit, weit gegen Mittag zu.

Es war noch gar nicht so lange her, daß Grünkittlchen fort war, da geschah etwas Trauriges. Zuerst starb der alte Jäger, Grünkittlchens Vater, und dann starben die Eltern der Federweiß, beide auf einen Tag. Ein finsterner, weißköpfiger Mann, der mit einer häßlichen Frau in die Stelle von Grünkittlchens Vater getreten war und an den die arme Federweiß in ihrer Verzweiflung sich wandte, half die Eltern begraben.

„Ach,“ sagte Federweiß, „wenn ich jetzt nur wüßte, wo Grünkittlchen wäre; jetzt könnten wir uns heiraten.“

„Die Welt ist groß,“ sprach der Mann. „Wer weiß, ob er sich jemals wieder herfindet. Wir wollen einstweilen gute Nachbarschaft halten.“

Er und seine Frau stellten sich, als ob sie recht von Herzen mit Federweiß trauerten. Heimlich aber sprach der Jäger zu der Frau: „Etwas Gelegeneres konnte uns gar nicht kommen, als daß die reichen Leute im Rosengarten da so rasch starben und das hübsche Ding allein zurückließen. Das wäre so eine Partie für unseren Sohn! Den lassen wir kommen, und sie muß ihn heiraten, dann ist der Rosengarten unser, und wenn sie zuerst nicht will, so thun wir ihr alles gebrannte Herzeleid an, so lange, bis sie einwilligt.“

„Ei,“ versetzte die Alte, „da wird es schon am besten sein, wir ziehen gleich in den Rosengarten, damit das dumme Geschöpf nicht vor Langeweile fortläuft und sich sonst wen in das Haus holt.“

Gesagt, gethan. Sie zogen hinüber, indem sie vorgaben, sie wollten Federweiß trösten und ihr die Langeweile vertreiben, und das gute Ding war es auch zufrieden. Nach einiger Zeit kam endlich auch der Sohn an, das war ein wilder, roher Bursche, und eines Tages verlangte der kurz und gut von Federweiß, sie solle ihn heiraten.

„Nein,“ antwortete die, „denn ich habe mich schon versprochen.“ Dasselbe sagte sie auch den beiden Alten und blieb dabei trotz alles Zuredens. Da gerieten alle drei in den heftigsten Zorn.

„Jetzt heirate ich dich nicht eher, als bis du mich auf den Knien darum bittest,“ sprach der wilde Bursche. „Und das sollst du bald genug thun.“

Eines Tages ging Federweiß in den Rosengarten hinab. Sie sah so traurig und blaß aus in ihrem weißen Kleidchen; sie grämte sich um die Eltern, um der Leute willen, die sich bei ihr eingenistet hatten und sie mit zudringlichen Reden verfolgten, und um Grünkittlchen, der so weit weggegangen war. Da stieß sie plötzlich auf den Burschen und sah, daß er



Rosen abpflückte und auf die Erde warf; einen Strauch hatte er schon ganz kahl gerupft.

„Ach Gott,“ jammerte Federweiß, „was machst du mit meinen Rosen?“

„Alle müssen sie herunter,“ sagte giftig der Bursche, „rakenkahl sollen sie werden bis auf den Stiel. Wenn du aber auf die Kniee fällst und mich bittest, so will ich sie stehen lassen.“

„Nein, du Unhold,“ sprach sie. „Ach, wenn doch Grünkittlchen hier wäre!“ Und nun fing sie bitterlich an zu weinen und ging in ihre Kammer, da sah sie vom Fenster aus zu, wie ein Stock nach dem anderen seine Rosen verlieren mußte. Das war aber ein so trauriger Anblick, daß sie ihn zuletzt nicht mehr ertragen konnte. Sie nahm ein Tuch, das hing sie sich über das Gesicht, und so saß sie nun.

Jetzt that der Bursche tagelang nichts weiter, als Rosen pflücken und auf die Erde werfen. Acht Tage lang hatte er damit zu thun, und jeden Abend ging er zu Federweiß hinauf und fragte, ob sie sich noch nicht eines anderen besonnen hätte. Aber sie antwortete ihm gar nicht.

Am achten Tage hatten die Rosenstöcke nur noch Blätter, und nun watete der Bursche in die Rosenblätter hinein, die ihm bis an die Knöchel gingen, und fing an, auch die grünen Blätter abzurupfen. Nichts ließ er übrig als die Stiele.

„He,“ sagte er dann schadenfroh zu Federweiß, die noch immer in ihrer Stube saß und weinte und fast gar nichts aß, ist's nun genug, oder soll es noch besser kommen?“

Aber er bekam wieder keine Antwort.

Als er anderen Morgens in den Garten ging und sich umsah, ob es nichts mehr zu verderben gäbe, kam er an die Quelle, die so blink und blank durch den Garten hüpfte. Da saß Federweiß an der Quelle und wusch sich ihr verweintes Gesichtchen ab.

„Aha,“ sprach er, „die Freude sollst du nicht lange haben.“

Er ging in den Wald und kam nach ein paar Tagen mit einem Wagen voller Säcke wieder, die waren ganz mit Salz gefüllt. Und der Alte und seine Frau liefen aus dem Hause und halfen abladen. Als sie nun den Fuhrmann wieder fortgeschickt hatten, machten sie die Säcke auf, schütteten das ganze Salz in die Quelle und stampften es fest.

Jetzt konnte es die arme Federweiß nicht mehr aushalten. „Ich werde fliehen,“ dachte sie, „weit fort kann der Fuhrmann noch nicht sein, der muß

mich mitnehmen zu anderen Leuten, da will ich arbeiten und mein Brot verdienen."

Es war Abend, da sprang sie zum Fenster hinaus und lief dem Walde zu. Tief unten bei der Hecke blinkte etwas; sie sah, daß es drei weiße Rosen waren, die der Bösewicht übersehen hatte. Die pflückte sie und steckte sie als Andenken zu sich.

Mit einemmal regte es sich überall und flatterte, das waren die kleinen Vöglein, die im Rosengarten gewohnt hatten, die Nachtigallen, Grasmücken, Rotkehlchen, Schwalben und viele andere. Die kamen jetzt vom Hause, von den Hecken und von den Büschen herbeigeslogen, setzten sich der armen Federweiß auf die Schulter oder neben sie auf die Zweige und piepten so traurig.

"Ach ihr armen Vögelchen," sagte Federweiß, "wir müssen nun fort, denn wir haben keinen Rosengarten und kein Wasser mehr, und es ist niemand da, der uns helfen kann."

"Warte, ich will dir helfen, du Ausreißerin," rief es plötzlich hinter einem Baume. Und da kam ihr Quäler, der böse Bursche, gesprungen, riß ihr die Rosen aus der Hand und warf sie fort und dann nahm er das Mädchen beim Arme und führte sie wieder durch den Garten in das Haus.

Die Vöglein waren rasch auseinander gestoben.

Der Alte und sein Weib erwarteten die beiden schon bei der Hausthür, und nun hagelte es Schelt- und Schmähworte auf das Mädchen, das in seinem weißen Kleidchen wie ein Engel vor ihnen stand. Endlich schloß die Alte ein finsternes Kämmerlein auf, in das weder Sonne noch Mond schien und das nur hoch oben ein kleines Guckfensterchen in der Wand hatte.

"So, du Närrin," sagte die Alte; "hier kannst du nachdenken, und wenn du spazieren gehen willst, brauchst du nur zehnmal die Wände herumzulaufen." Damit schlug sie die Thür hinter Federweiß zu und legte ein großes Schloß davor.

Oben ratschlagten die drei, was sie nun mit dem Mädchen anfangen wollten. Der Alte hätte sie am liebsten umgebracht. "Dann wäre alles unser," sagte er, "und ich wüßte nicht, wer nach ihr fragen sollte." Aber der Sohn sprach: "Nein, ich habe nun einmal meinen Kopf darauf gesetzt, daß sie meine Frau wird."

"So will ich sie wenigstens recht plagen, damit sie dieses Leben überdrüssig bekommt," meinte danach die Alte. "Sie soll Federn schleifen, daß ihr die Finger wund werden."



Anderen Tags, gleich in der Frühe, fing das Federnschleifen an. Aber das ging so schlecht! Federweiß konnte kaum vor Dunkelheit sehen, und die Augen thaten ihr bald weh vom Daraufgucken und vom Weinen dazu, und ihre Fingerchen wurden ihr wund. Am Abend war ihr so übel zu Mute, daß sie wünschte, sie wäre tot, und daß sie sich vornahm, nichts mehr zu essen, damit sie stirbe.

In der Nacht setzte sich etwas in das Guckfensterchen und äugelte herein, das war eine Nachtigall, die hatte mit den anderen Vögeln den ganzen Tag nach Federweiß gesucht, und als sie jetzt das Mädchen liegen sah, flog sie davon und kam mit den drei weißen Rosen im Schnabel wieder, und mit ihr kamen alle die kleinen Vöglein herangesflogen und huschten zu Federweiß in die Kammer; davon wachte sie auf.

„Ach, ihr lieben Vöglein,“ sagte sie, „ich weiß, was ihr thun könntet; darum freue ich mich so sehr, daß ihr zu mir gekommen seid. Mir hat geträumt, Grünfitteln wäre an dem königlichen Hofe, und der König hätte ihn so lieb, daß er ihm gar nichts abschlagen könnte. Nun sind hier die drei Rosen: wenn ihr die nähmet und ihm brächtet, so würde er gewiß merken, daß es mir nicht gut geht, und daß er zu mir kommen soll.“

Da drängte sich alles herzu, die Nachtigallen, die Grasmücken, die Rotschwänzchen, die Meisen, die Schwalben und was sonst noch da war. Sie nahm aber die Rosen und gab sie an drei Schwalben, weil die am schnellsten fliegen können; die nahmen sie und strichen durch das Guckfensterchen davon, und alle anderen hinterdrein. Nun war Federweiß ganz getröstet und schlief die ganze übrige Nacht, daß ein Auge das andere nicht sah.

Fortan verging in dem öden Rosengarten ein Tag wie der andere. Jeden Morgen brachte die Alte Federweiß einen großen Korb Federn, die mußte sie bis zum Abend schleifen.

Den Flaum nahm die Alte und schüttelte ihn im Garten aus; dann kam der Wind und wirbelte die Federflöckchen auf der Erde und in der Luft herum, die Alte aber und ihr Mann lagen oben zum Fenster heraus und sahen zu und hatten ihren Spaß daran. Die Kiele holte sich der Sohn, hakte sie klein wie Schrot, lud das in eine Büchse und schoß es in die Luft: das bligte und donnerte, daß der Wald krachte, und die weißen Körnchen prasselten aus der Luft in den Garten hinab. Daran hatte wieder der Bursche seine Lust. Alle Tage aber quälten sie das arme Mädchen mit ihren Fragen: ob sie die Fingerchen noch nicht wund und blutig genug hätte, daß sie end-

lich heiraten wollte. Sie konnten es gar nicht begreifen, daß sie immer so ruhig blieb, und sie dachten endlich, es müsse etwas Besonderes ihr zu Hilfe kommen, deshalb lauerten sie zuweilen drinnen vor der Thür und draußen unter dem Guckfensterchen, und manchmal überraschten sie das Mädchen des Nachts. Aber nie bemerkten sie etwas Verdächtiges.

Die Vögel waren unterdeß weiter und weiter gegen Mittag geflogen, bis an den Hof des Königs; dort suchten sie Grünkittlchen und fanden ihn in seiner Stube sitzen, wie er Pfeile für seine Armbrust schnitzte. Die Schwalben strichen durch das Fenster hinein und ließen die Rosen vor ihm auf den Tisch fallen, dann stürmten sie wieder hinaus, und wie Grünkittlchen ihnen nach an das Fenster ging, sah er auf den Bäumen und auf den Dächern alles voller Vögel, die schrieten und piffen und thaten ganz eifrig, als sie ihn erblickten.

„O weh,“ dachte Grünkittlchen, „nun weiß ich, was das bedeuten soll: Federweiß, mein herzerliebster Schatz, ist in großer Gefahr oder gar schon tot. Da darf ich nicht länger säumen.“

Er nahm die Rosen, küßte sie unter bitteren Klagen und trug sie zum König.

„Herr König,“ sagte er, „die drei Rosen schickt mir meine Liebste aus großer Not, das merke ich daran, daß sie weiß sind, und daß alle Vöglein den Rosengarten, in dem sie wohnt, verlassen haben, um mir Botschaft zu tragen. So gebt mir denn Urlaub, daß ich sehe, wie es um meine liebe Federweiß steht.“

„Ziehe hin, mein treuer Gesell,“ antwortete der König. „Und daß du jede Gefahr bestehen magst, will ich dir ein Geschenk auf den Weg geben.“

Damit holte er einen Köcher voll goldener Pfeile, die bligten wie die lichte Sonne.

„Hier nimm das,“ sprach er. „Wie viele du ihrer auch verschießen magst, sie werden dir nimmer fehlen.“

Da küßte ihm Grünkittlchen die Hand und zog seines Weges gen Mitternacht und alle die Vöglein aus dem Rosengarten mit ihm, die zwitscherten und trillerten, daß es kein lustigeres Wandern hätte geben können, wenn nur Grünkittlchen nicht das Herz so voll Angst und Sorge gehabt hätte.

Endlich, nach vielen Tagen, kamen sie in den Wald, in dem Grünkittlchen groß geworden war. Da hatten die Vögel keine Ruhe mehr bei ihm; jeder wollte zuerst bei Federweiß sein und ihr die frohe Nachricht bringen.



Als Grünkittlchen das merkte, rief er den Schwalben zu, sie möchten noch ein wenig warten, und zog die drei roten Rosen hervor, die er sich aufgehoben hatte und die so frisch geblieben waren, wie sie einst vor der Thür gelegen, und als die Nachtigallen das sahen, warteten sie auch, um mit den Schwalben zu fliegen. „Bringt die an Federweiß, wenn sie noch lebt,“ sagte Grünkittlchen, „so wird sie merken, daß ich nahe bin.“

Der böse Bursche stand gerade im Garten, da die Vögel ankamen, und wollte mit seinem weißen Schrot schießen. Er zielte auf den Schwarm und drückte los, aber er traf nichts, und nun flogen die Vögel mit Geschrei um seinen Kopf, daß er sich kaum zu helfen wußte. Indessen trugen die drei Schwalben die Rosen durch das Guckensterchen und warfen sie mitten in die Federn, und dann setzten sie sich auf den Wandsims und zwitscherten in ihrer Sprache: „Grünkittlchen kommt, Grünkittlchen ist da.“ Und es dauerte nicht lange, da flogen auch die Nachtigallen herein und schlugen so süß, daß Federweiß vor Seligkeit die Rosen an ihr Herz drückte und weinte.

Der Bursche im Garten hatte seine Büchse gerade noch einmal laden können, ehe Grünkittlchen durch die Rosenhecke kam. Jetzt sah er ihn und duckte sich, um ihn unversehens treffen zu können. Aber weil der ganze Garten kahl war, so sah ihn der junge Jäger schon von weitem.

„Auf, du Räuber und Verwüster!“ rief er zornig, „wehre dich deines Lebens: denn einer von uns beiden muß das seine lassen.“

Damit that er einen der goldenen Pfeile in die Armbrust und drückte ab. Der Bursch wich aus und zielte nun auch, und die beiden Alten schrieten dazu vom Fenster aus, er solle sich tapfer halten. Eine Weile schossen sie hin und her, die weißen Körner und die goldenen Pfeile flogen durcheinander, ohne daß jemand traf; endlich aber fuhr ein Pfeil dem Bösewicht mitten ins Herz, daß er tot hinsiel. Wie die Alten das sahen, stürzten sie sich zum Fenster herunter, da waren sie auch tot. Grünkittlchen hob einen nach dem anderen auf und trug sie zu einem tiefen, tiefen Brunnen, der gar keinen Grund hatte, da warf er sie hinein.

„Hurra!“ rief er, „nun ist meine herzallerliebste Federweiß erlöst!“ Aber plötzlich fiel ihm ein, daß die Bösewichter sie am Ende könnten umgebracht haben. Er lief zu dem Hause und schrie laut ihren Namen. Da sah er das Guckensterchen, um welches die Vögel flogen, und aus dem Guckensterchen kamen weiße Federflöckchen, die Federweiß in die Höhe warf, ihm

zum Zeichen, nun merkte er, daß sie noch lebte, und wo sie war. Mit Jauchzen stürmte er in das Haus; und so stark war er, daß er gleich mit den Händen das Schloß abriß und die Thür zererschlug.

Jetzt hatten sie einander, und die Vöglein musizierten dazu, wie sie sich herzten und küßten. Endlich gingen sie Arm in Arm in den Garten, und Federweiß erzählte ihre Geschichte. Aber was sahen sie, wie sie in den



Garten kamen! Ueberall blühten fünf Schritt im Umkreise, wo einer der Goldpfeile in der Erde stak, die Rosen wieder, und weil zufällig einer davon in die Quelle gefallen war, da war das Salz rings um ihn fünf Schritte weit zergangen. Nun waren sie erst froh! Grünkittlchen schoß überallhin Pfeile, bis alles blühte und grünte und der Quell so lustig plätscherte wie vordem.



Die Vögel fingen gleich an, wieder Nesterchen zu bauen. Und Grünfitteltchen und Federweiß wurden ein Paar und richteten sich ihr Haus so zierlich ein wie ein Vogelneftchen; darin vergaßen sie alles Leid, weil sie sich so lieb hatten. —

Und wißt ihr was? Jeder, der will, kann sie zwischen Ostern und Pfingsten besuchen.



## Der Rabenonkel.



In einem mächtigen Gebirge regierte ein Zwergenkönig, der wollte gern heiraten. Er ließ also seinen Barbier kommen, der ihm den langen Bart stutzen mußte, damit er jünger und hübscher aussehe, that sein bestes Wams an, das mit Gold und Silber gestickt und mit edlen Steinen besetzt war, nahm seine Fledermauskappe auf das Haupt und befahl dem Stallmeister, ihm eine Maus zu satteln. Nachdem er hierauf seine Minister um sich versammelt hatte, übertrug er denselben die Regierung, schärfte ihnen auch noch besonders ein, daß sie die Steuern richtig einholen möchten; dann saß er auf, küßte zum Abschied die Kappe, gab seinem Tiere die Sporen und ritt auf die Brautschau.

Er durchzog die unterirdischen Gänge seines Reiches, und überall, wo Zwerge wohnten, hielt er an; aber es wollte sich kein Mädchen finden, das ihm gefiel. Bei der einen war die Nase schlecht, bei der anderen der Mund nicht recht; die dritte hatte die Augen zu blaß, die vierte war dick wie ein Bierfaß; die fünfte war schwachmütig, die sechste zornwütig; die siebente plapperte wie ein Staar, die achte aber schwieg ganz und gar — und so fand er an jeder etwas auszusetzen.

Endlich ritt er mißmutig hinaus in das Thal; da war es Nacht und der Mond schien. Wie er nun an eine Thalwiese kam, sah er ein kleines Zwergenfräulein im Mondlicht tanzen, und zwei alte Grillen saßen dabei und machten Musik. Sie tanzte gar zierlich rechts und links, und ihr weißes Kleidchen schimmerte und ihr langes Haar flog im Zugwind. Und wie er leise von seinem Tiere herabstieg und näher schlich, sah er, daß sie das schönste



Blüthgen, Hesperiden.



Fräulein war, welches sein Auge jemals erblickt hatte. Des ward sein Herz fröhlich, und er trat auf sie zu. Aber kaum hatte das Fräulein ihn gesehen, so stieß sie einen Schrei aus, und plötzlich flog von dem Wipfel einer alten Tanne ein Rabe herunter, auf den setzte sich das Mädchen und er trug sie in die Luft, weit weg, hinter hohe schwarze Nadelbäume, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

„Ach Gott, wer war das?“ fragte der König die Grillen.

„Wir wissen es nicht,“ sagten diese. „Sie kommt immer im Mondenschein tanzen, und wir machen ihr Musik, weil sie so niedlich ist wie ein Elfenkind.“

Die andere Nacht ritt der Zwergenkönig wieder auf die Wiese und wartete auf das Fräulein. Aber es kam nicht. Nur der Rabe saß wieder auf dem Tannenbaum, und wie er den König erblickte, krächzte er und flog davon.

Als der König ein paar Nächte umsonst gekommen war, ward er krank vor Betrübniß. Er lag beständig im Bett, trank wenig, aß so gut wie nichts, regierte nicht mehr und ließ niemand vor sich als seinen alten Kammerdiener. Durch den erfuhren die Minister, daß der König im Schlaf immer von einem Zwergenfräulein spreche; aber da sie nicht wußten, welche er meine, so konnten sie ihm nicht helfen. So kam denn bald das ganze Land in Aufregung, und die Zwergendamen nähten schon an schwarzen Kleidern und Thränentüchern wegen der zu erwartenden Landestrauer.

„Halt!“ sagte eines Tages der erste Minister zu den anderen, „ich weiß, wo uns vielleicht noch Hilfe blüht: wir müssen den Laubfrosch fragen.“ Der Laubfrosch aber war Hofsprophet und saß in einem Wasserglase auf einer Leiter.

„Wir wollen ein Orakel,“ sprach der erste Minister, als sie vor das Glas kamen, „eines, was den König angeht.“

„Gleich!“ antwortete der Laubfrosch, stieg auf die oberste Leitersprosse, glockte eine Weile über sich und prophezeite also:

„Die am besten singt,  
Die am besten springt,  
Die der Storch am liebsten traut,  
Wird die junge Königsbraut.“

„Seht ihr?“ sprach der Minister, „das ist es; wenn wir die gefunden haben, wird der König gesund; denn wenn er stirbe, könnte sie nicht seine Braut werden.“

Das Zwergenfräulein aber, welches schuld an des Königs Krankheit war, wohnte bei ihrem Onkel, den hieß sie den Rabenonkel, denn er hatte sich den

Raben gezähmt, der sie vor dem Könige entführt hatte. Er besaß auch eine Höhle, in die man nur durch Fliegen gelangen konnte, weil der Eingang hoch oben in einer glatten und steilen Felswand sich befand, an der weder Strauch noch Kraut noch Blume wuchs.

Da saß sie eines Tages und blickte über die Tannen hinunter auf die Wiese, wo sie sich nicht mehr zu tanzen getraute. Mit einemmal sah sie den Herold des Zwergenkönigs geritten kommen, der blies in seine Trompete und rief mit heller Stimme:

„Die am besten singt,  
Die am besten springt,  
Die der Storch am liebsten traut,  
Wird die junge Königsbraut —

und übermorgen, wenn der Mond kommt, wird hier auf der Wiese die erste Probe gemacht.“ Dann blies er noch einmal und ritt fort.

„Ich will Königsbraut werden,“ sagte das Zwergenfräulein. „Es ist langweilig hier oben, und man kann nicht einmal mehr tanzen.“

Sie ging hinein zu ihrem Onkel, der klopfte Erz. „Rabenonkel,“ sprach sie, „du mußt machen, daß ich Königsbraut werde.“

„Warum nicht gar; kannst du denn regieren?“

„Das brauche ich nicht zu können:

Die am besten singt,  
Die am besten springt,  
Die der Storch am liebsten traut,  
Wird die junge Königsbraut.

Ich habe es den Herold sagen hören, wie ich bei der Thür saß, und übermorgen ist Probe auf der Wiese.“

„Nun,“ sagte der Rabenonkel, „Königsbraut zu werden ist ehrenvoll und eine anständige Versorgung, wir wollen sehen, was sich thun läßt.“

Da nahm er am nächsten Tage einen Korb, setzte sich auf den Raben und ritt hinunter in die Nüsse; und wenn er den Korb voll gepflückt hatte, so kam er zurück und schüttete die Nüsse auf einen Haufen in die Stube, bis diese ganz voll davon war. Die trug er tags darauf in der Gegend umher auf alle Wege, die nach der Wiese liefen. Wie nun die Zwergenfräulein zum Singen auszogen, sprachen sie: „Es hat Nüsse geregnet,“ und aßen so viel davon als sie konnten. Aber ihre Kehlen wurden davon so rauh wie Felskehlen.



Darauf ging das Singen an, und der Musikmeister des Königs stand dabei und sollte das Urtheil sprechen. Rings herum aber waren die Zweige der Bäume und Sträucher voll Getier, welches auch musikverständlich war und zuhören wollte, zum Beispiel die Grillen, die Mücken, die Hummeln und viele Vögel. Nur die Nachtigallen waren nicht gekommen, denn sie waren zu eingebildet und sprachen: „Es wird doch nur ein Quarz.“

Da hub das erste Fräulein zu singen an, das quiekte wie eine rostige Thür.

„Göttlich!“ sagte eine Mücke und lachte. „Wer hat je so einen Gesang vernommen?“

Danach sang die zweite, die krächte wie ein junger Zinshahn.

„Watte her!“ rief ein Fink und hielt sich das eine Ohr zu. „Es kratzt mir auf die Nerven!“

Und so ging es fort, und als die letzte fertig war, saß von den Tieren nur noch ein alter Zeisig da, der hatte es aushalten können, denn er war stocktaub. Aber der Musikmeister war am schlimmsten daran, denn er sollte nun sagen, welche am besten gesungen hätte, und sprach immer bloß: „Heilige Musica! Sie müssen verheert sein.“

Da kam der Rabe hinter den Tannen hervorgeflogen, und auf ihm saß das kleine Zwergenfräulein. „Ich will auch mitsingen,“ sagte sie.

Und sie sang so niedlich, wie eine Meise zwitschert, daß der Musikmeister vor Vergnügen mit der Zunge schnalzte. „Es ist merkwürdig: sonst können andere besser singen, aber heute kann's nur die eine; und das ist die wahre, und ich werde sie notieren.“ Er fragte, wie sie hieße; da sprach sie:

„Rabenonkels Kleine  
Von dem hohen Steine.“

Das schrieb er auf; das Fräulein verneigte sich vor den anderen, die ihr am liebsten die Augen ausgekratzt hätten, stieg auf den Raben und rauschte davon.

In der folgenden Nacht sollte Springprobe sein.

„Rabenonkel,“ fragte das Fräulein, „wie mache ich's, daß ich am besten springe?“

„Du mußt die Füße höher heben, als die anderen,“ sagte der Rabenonkel und lachte. Er kochte aber den ganzen Tag Pech, that es am Abend in eine Butte, und ritt damit aus. Es führte nämlich nur ein Steg auf die rings von einem Graben umgebene Wiese, den schüttete er voller Pech, und als der Mond über den Berg stieg, kam ein Zwergenfräulein nach dem

anderen und trat hinein. Aber es sagte keine der nächsten etwas, denn die anderen sollten auch Pech unter den Sohlen haben.

Sie sprangen und sprangen, und Zuschauer gab es auch: die Frösche, die Springkäfer und wer sonst am Springen Vergnügen fand. Der Tanzmeister des Königs aber hatte eine Elle in der Hand und maß ab, wie hoch jedes Zwergenfräulein sprang.

„Es ist schrecklich,“ sprach er; „es lohnt nicht der Mühe, aufzuschreiben, denn sie kommen kaum vom Boden los.“

„Tip top!“ sagten die Springkäfer und schlugen Purzelbäume vor Lachen; „sie hüpfen wie junge Krähen, die aus dem Nest gefallen sind.“

Da hatte das Zwergenfräulein ein leichtes Springen, als sie der Rabe wieder auf die Wiese getragen hatte. Sie kam am allerhöchsten, und wie der Tanzmeister um ihren Namen fragte, sagte sie wieder:

„Rabenonkels Kleine  
Von dem hohen Steine —“

machte den zierlichsten Knix und verschwand auf ihrem Raben in der Mondnacht.

„Rabenonkel, wen traut der Storch am liebsten?“ fragte sie des anderen Tages den Onkel. Denn der Storch war der Zwergenpastor, und sein Nest saß dicht bei der Höhle auf einer alten Föhre.

„Das weiß ich nicht,“ war die Antwort.

Unter der Föhre aber kam ein Fräulein nach dem anderen herbeigeschlichen und fragte: „Storch, wen traußt am liebsten?“

„Wer meinen Kleinen das beste Futter bringt,“ antwortete der Storch. Wie aber zuletzt immer mehr kamen und fragten, gab er keine Antwort mehr; denn er besaß viel Würde.

Nun waren sie aber so klug wie vorher, denn von den kleinen Störchen konnten sie nichts erfahren, weil die noch nicht sprechen konnten. Das kleine Zwergenfräulein aber hatte die Antwort des Storchs gehört und sagte dem Onkel Bescheid.

Da nahm der Rabenonkel einen Topf und flog ins Thal, und wie er wiederkam, hatte er Frösche, Schlangen, Regenwürmer und Kaulquappen darin. Dann paßte er den Augenblick ab, wo der Storch vom Nest geflogen war und trug alles hinüber.

„Guten Tag, Kinder,“ sagte er zu den jungen Störchen, „da gibt’s Schnabelweide.“ Er hielt ihnen eine Schlange hin, da rührten sie sich nicht;



darauf einen Frosch, da sperrte der erste den Schnabel auf, dann einen Regenwurm, danach schnappten schon zwei. Wie er aber eine Kaulquappe brachte, fuhren alle drei zu, so schnell sie konnten. Da ritt er davon, schüttete den Topf leer und fing so viel Kaulquappen, als er finden konnte. Es gab ihrer aber nur in einer Pfütze, und die war weit entfernt, wo das Gebirge ein Ende hatte.

Des Abends kamen die Zwergenfräulein alle unter dem Storchennest zusammen, und der erste Minister führte sie an. Jede hatte etwas für die jungen Störche mitgebracht.

„Storch,“ fragte der Minister, „wen traust du am liebsten?“

Der rief hernieder: „Wer mir Kaulquappen bringt.“

Da sahen sie sich alle an, denn niemand hatte solche bei sich. Da rauschte es in der Luft, und das Fräulein kam auf dem Raben mit dem Topfe voll Kaulquappen herunter und sprach: „Hier sind sie, und nun bin ich Königsbraut.“ — „Sawohl,“ sagte der Storch, „das sind welche.“

Und der Musikmeister und der Tanzmeister nickten: „Das ist die richtige.“

„Tusch blasen!“ rief der erste Minister; „die Königin ist gefunden und ich bin ihr erster Unterthan.“ Damit kniete er nieder und küßte ihre Hand, und alsbald ward ein Läuffer abgeordnet, um dem Kammerdiener Bescheid zu sagen. Der fing an, dem Könige von der Sache zu erzählen, und kaum hatte der von der Rabenreiterin gehört, so sprang er auf und rief: „Ist sie gefunden?“

„Ja,“ sprach der alte Diener, „und sie will Königin werden.“

Da war der Zwergenkönig plötzlich gesund, eilte auf die Wiese und küßte das Zwergenfräulein als seine Braut.

Acht Tage nachher war Trauung auf der Wiese, und der Storch klapperte die schönste Traureden von der Welt, daß alles gerührt war. Die Zwerge hatten kostbare Geschmeide als Geschenke zusammengebracht, und der Leibkoch des Königs hatte einen herrlichen Baumkuchen gebacken, den durfte er dicht hinter dem Königspaar hertragen lassen, als der Brautzug wieder in die Königsburg zog. Er war nicht wenig stolz darauf, und wenn der Küchenjunge, der ihn trug, daran leckte, so litt er es nicht, sondern gab ihm mit dem Löffel einen Klaps. Zunächst den Neuvermählten aber flog in der Luft der Rabenonkel auf seinem Raben, der war Brautvater. So zog alles bei Fackelschein in die Burg, der Schließer schloß hinter ihnen ab, und drinnen wurde gegessen und getrunken bis an den frühen Morgen.





## Das Jaköbchen und der Zuckerdütenbaum.



Das Jaköbchen wäre gewiß ein großer Taugenichts geworden, weil er so gern heimlich naschte, denn: junge Naschkatzen, alte Spitzbuben, heißt es. Aber da ist ihm noch zu rechter Zeit etwas Merkwürdiges passiert, nämlich die Geschichte mit dem Zuckerdütenbaum, die ich erzählen will, und seitdem waren seine Unarten von ihm weggeschnitten wie Wasserreiser von einem Baume.

Das Jaköbchen war schon eine ganze Weile in der Dorfschule und hatte es jedesmal, wenn wieder ein Schub kleine Buben und Mädchen in dieselbe aufgenommen wurden, erlebt, daß sie am ersten Schultage von dem Lehrer eine Zuckerdüte bekamen, wie er sie vor Zeiten auch bekommen hatte. Und jedesmal hatte er ihnen einen Teil davon abgeschwaht oder wegstibigt oder sie so lange geängstigt, bis sie ihm davon gegeben hatten. Aber er hatte niemals darüber nachgedacht, woher diese Zuckerdüten eigentlich kamen. Endlich überlegte er sich das doch einmal, und als er mit Ueberlegen fertig war, sagte er zu einem Jungen so laut, daß es der Lehrer hören konnte: „Sepp, was für ein reicher Mann muß der Lehrer sein, daß er alle Jahre so viele Zuckerdüten verschenken kann! Ich werde auch Lehrer.“

„Jaköbchen,“ sagte der Lehrer und lachte, „Lehrerbrot ist sauer Brot, besonders wenn es viel solche Schlingel in der Schule gibt, wie du einer bist.“



Und die Zuckerdüten kaufe ich nicht, die kommen vom Zuckerdütenbaume, der im Schulhose wächst."

"Wo denn da?" fragte das Jaköbchen und machte große Augen.

"Das glaube ich wohl, daß du ihn noch nicht gesehen hast," war die Antwort. "Er wächst nur in zwei Nächten des Jahres, und in einer einzigen Stunde bloß. Wenn die Stunde da ist, so nehme ich das Papier von einer alten Zuckerdüte und das vergrabe ich in die Erde; dann wächst ein Stengel heraus, das wird der Baum, von dem ich die Düten schüttle. Wenn auf dem Turm die Stunde ausschlägt, thut es einen Knall und fort ist alles. Mehr darf ich nicht davon sagen."

Jetzt war es um die Ruhe des Jaköbchens geschehen. Er dachte an nichts mehr als an den Zuckerdütenbaum. Ja, wenn er an den einmal kommen könnte! Was waren alle Birnen-, Apfel- und Pflaumenbäume, selbst die Aprikosenbäume im Pfarrgarten gegen solch einen Baum! Aber er wuchs nur in zwei Nächten, und die hatte der Lehrer nicht bezeichnet.

"Ich mache sie doch ausfindig, aber heimlich," sagte das Jaköbchen. "Kein Junge bekommt nachher etwas davon. Ich kann mir schon denken, daß es zwei Nächte um Ostern und um Michaelis sind, denn nach Ostern und nach Michaelis kommen die Neuen in die Schule und da werden die Düten verteilt. Wenn es nur erst Ostern würde!"

Der Winter verging und Ostern kam. Die Leute buken die Osterkuchen und kochten die bunten Ostereier, wenn der Osterhase etwa keine legen sollte; und das Jaköbchen dachte: "In der Osternacht passe ich das erste Mal auf, und dann alle Nächte, bis die Schule anfängt. In einer davon sehe ich den Dütenbaum gewiß." Und als die Abendglocken am stillen Samstage ausgeläutet hatten, sagte der Junge zu seiner Mutter: "Die Muhme hat gesagt, ich soll diese Nacht bei ihr sein; das darf ich doch wohl?"

Die Mutter nickte, und das Jaköbchen ging.

Es war eine warme Frühjahrsnacht, und das Jaköbchen verbarg sich auf dem Kirchhose hinter einem großen Leichensteine, bis der Lehrer das Kirchhofthor zugeschlossen hatte und die Thür zum Schulhose auch. Dann kroch er auf einen alten Fliederbaum bei der Kirchhofsmauer, von dem konnte er über die Mauer in den Schulhof gelangen, das hatte er schon oft probiert. Aber heute saß er bloß mäuschenstill in dem Fliederbaum und wartete.

Eine Stunde nach der anderen verging und es geschah nichts. Es war dunkel und stille, bloß die Sterne schienen und die Glocke brummte dann und

wann vom Turme. Endlich schlug es zwölf, und bald darauf klapperte es an der Schulhausthür, und richtig — da kam der Lehrer heraus, in Schlafrock und Sammetkäppchen und mit einer Laterne. Er stellte die Laterne in den Hof, sah sich nach einem Spaten um und grub dann ein Loch. Hierauf nahm er ein buntes Papier aus der Tasche, das legte er in die Grube und schüttete die Erde darüber. Und nun stellte er sich mit dem Rücken gegen die Mauer und wartete.

„Jetzt kommt's,“ dachte das Jaköbchen und hielt den Atem an.

Da wuchs ein Stengel aus der Erde, blau wie blaues Zuckerhutpapier, der wurde größer und größer, und endlich ein Stamm. Aus dem Stamme brachen Aeste und Zweige, aus den Zweigen Blattknospen, die sprangen auf und nun gab es Blätter — alles blau wie von blauem Zuckerhutpapier. Und dann kam die Hauptsache.

Zwischen den Blättern entstanden dicke Knospen; als die ausbrachen, knackte es ein bißchen. Die Blüten, die herauswuchsen, glichen erst kleinen bunten Winden, bis sie allmählich so groß wurden wie ordentliche Zuckerdüten. Sie waren von buntfarbigem Zuckerdütenpapier. Aber wie die leuchteten! Aehnlich den bunten Papierlaternen, mit denen man illuminiert, nur viel, viel heller. Sie wurden dann freilich wieder dunkel, nämlich nach und nach vom Stiel aus, wie Gläser, in die roter Wein gegossen wird; das kam gewiß daher, daß vom Kelchboden aus das Zuckerwerk wuchs. Zuletzt faltete sich der Papierrand zusammen und die Düten waren fertig.

Da stand der Zuckerdütenbaum im dunklen Schulhose und glomm bloß noch ein wenig wie alte Weiden mit faulem Holz; und dem Jaköbchen auf dem Fliederbaum pochte das Herz, als ob es zerspringen wollte. So etwas hatte noch kein Junge gesehen, bloß er! Indem kam aber der Lehrer von der Mauer hinzu, nahm sein Käppchen ab und sprach:

„Lieber Zuckerdütenbaum,  
Gib mir ein paar Düten  
Für die Knaben und Mägdlein,  
Die ich nun soll hüten!“

Damit setzte er das Käppchen auf und schüttelte, und das Jaköbchen hörte die Düten fallen und sah hernach, wie der Alte mit der Laterne sie zu einem Haufen zusammenlas. Er holte dann einen Korb, that die Düten hinein, nahm noch einmal das Käppchen ab und sagte:



„Schöner Zuckerdütenbaum,  
Dank für deine Gaben:  
Zehnmal von zehn Mägdelein,  
Achtmal von acht Knaben.“

Und nun drehte er sich herum und ging in das Haus.

Das Jaköbchen wartete, bis im Schulhause kein Licht mehr zu sehen war, dann stieg er über die Mauer; das war nicht schwer, denn gerade unter dem Fliederbaum gab es ein paar Löcher in derselben. Und nun schlich er bis an den wunderbaren Baum. So recht wohl war ihm doch nicht zu Mute, aber er sah immer auf die großen Düten in den bläulich glimmenden Zweigen, die so schwer herunter hingen, und bekam wieder Herz. Was mochte da alles drin stecken!

Er faßte mit einem raschen Griff an den Stamm und schüttelte; aber mit einemmal ließ er los und wäre fast umgefallen, denn es gab einen Schlag durch seinen ganzen Körper, daß er ganz schwindlig wurde. Eine Düte war nicht gefallen.

„Eh,“ dachte das Jaköbchen, „ich muß gewiß erst den Spruch sagen.“ Und er fing an:

„Lieber Zuckerdütenbaum,  
Gib mir ein paar Düten  
Für die Knaben und Mägdelein,  
Die ich nun soll hüten.“

Darauf trat er mit aller Macht gegen den Stamm, daß die Zweige raschelten und die blauen Lichter durcheinander flimmerten. Diesmal erhielt er einen noch schlimmeren Schlag; es dauerte eine Weile, ehe er sich wieder recht befinden konnte. Und noch immer war keine Düte gefallen.

Jetzt wurde das Jaköbchen ärgerlich. „Ich weiß schon wie ich's mache,“ sagte er, ging an den Stall hinter und kam mit einer langen Stange zurück. „He,“ sprach er, „wenn du schlägst, schlage ich wieder.“ Er nahm sich eine recht dicke Düte aus Korn, holte aus und schlug was er konnte. Er sah die Düte herunterfliegen, aber zugleich brummte die Glocke vom Turm „eins“, vor seinen Augen flog es wie ein Blitz auf, ein Knall — und das Jaköbchen wußte nichts mehr von sich.

Als der Junge aufwachte, war der Mond aufgegangen und er sah ein Stückchen hin die Düte liegen. Von dem Baume war nichts mehr zu erblicken. Er erhob sich, nahm die Düte und kletterte rasch über die Mauer,

dann über das Kirchhofsgatter auf die Dorfstraße, und nun konnte er sich nicht mehr bezwingen: er mußte die Düte, die ihm gar nicht so dick mehr vor- kam, öffnen. Wie er sie gegen den Mondschein hielt und hinein sah, guckte etwas Struppiges heraus. „O weh,“ sagte das Jaköbchen, „was ist das?“ und damit schleuderte er die Düte auf den Weg. Das struppige Ding in der Düte bewegte sich und fing an zu wachsen —

Es ward eine Rute, wie sie in der Schule hinter der schwarzen Tafel steckte.

Der Junge lief was er laufen konnte, denn er ahnte nichts Gutes. „Geda,“ rief es hinter ihm her, „wart ein bißchen!“ und ehe er sich dessen versah, war die Rute auf seinem Rücken und tanzte lustig darauf herum. Klipp klapp, ging das; und es that ganz ordentlich weh! Das Jaköbchen konnte vor Schrecken nicht einmal schreien, sondern rannte nur immer vorwärts, dem Hause seiner Eltern zu. Erst als er von der Mauer in den Hof sprang, hörten die Schläge auf und die Rute war verschwunden.

Zum Glück bellten die Hunde nicht; sie waren gar nicht zu sehen. Ein Fenster stand offen, und durch das gelangte das Jaköbchen, ohne daß jemand etwas merkte, in seine Kammer. Er zog seine Kleider aus und legte sich zu Bett, und er nahm das Deckbett so hoch über das Gesicht wie möglich, denn es gruselte ihn.

„Gott sei Dank,“ dachte er, „wenigstens ist die Rute nicht mehr da.“

Mit einemmal krabbelte etwas unter das Deckbett. „Rück ein bißchen,“ sagte es, „ich will auch noch Platz haben.“ Und das Jaköbchen fühlte, wie die struppige Rute ihn anrührte, und rückte soweit wie nur möglich an die Wand. Vor Angst lag er ein paar Stunden, ehe er einschlief.

Frühmorgens schlüpfte die Rute hinaus — er merkte nicht wohin. Er zog sich an und ging zu seiner Mutter. „Bist du denn nicht bei der Muhme gewesen?“ fragte die. „Nein,“ sagte das Jaköbchen, „ich bin gestern abend wiedergekommen und zu Bette gegangen.“ Aber kaum hatte er das gesagt, so rappelte etwas hinten in seiner Rocktasche. „Das ist die Rute!“ dachte das Jaköbchen, „die will dich für deine Lüge auszahlen!“ und in voller Angst gestand er der Mutter, was er die Nacht getrieben hatte. Die lachte ihn aus und meinte, er werde wohl geträumt haben, und als er sagte, die Rute wäre in seiner Rocktasche, da lachte sie erst recht. Gern hätte er sie ihr gezeigt, aber er getraute sich nicht sie anzufassen.

Die beiden waren jetzt immer bei einander, das Jaköbchen und die Rute; nachts schlief sie bei ihm im Bette, und am Tage machte sie sich klein und



wohnte in seiner Rocktasche, und wenn er irgend einen seiner alten Streiche oder sonst etwas Unrechtes begehen wollte, so fühlte er sie in der Tasche rappeln und hatte zu nichts mehr den Mut. Alle Welt war erfreut, wie das Jaköbchen jetzt verändert war; ihn selber aber wurmte die verlorene Freiheit und der Spott seiner alten Kumpane, und er sann, wie er sich der Rute entledigen könne.

„Ich habe es!“ sagte er eines Tages, nahm ein Stück Bindfaden und machte eine Schlinge daraus, die legte er ganz unversehens um den Rockflügel, in dem die Tasche mit der Rute war, und schnürte die Tasche ganz zu. „Gefangen!“ schrie er, zog den Rock aus und freute sich, wie er es in der Tasche zappeln sah. „Wie du mir, so ich dir, jetzt sollst du einmal sehen wie es thut.“

Er trug den Rock in den Holzstall, legte die Tasche auf den Klotz und fing an, mit dem Beil darauf zu schlagen. Zuerst bloß mit dem Rücken und dazu schrie er: „Windelweich! windelweich!“ Und endlich sagte er: „Nun will ich dir das Lebenslicht ausblasen.“ Er kehrte das Beil um, zerhackte die Stelle, wo die Rute saß, kreuz und quer, bis die Fäden herumhingen und von der Rute die Stücken herausfielen. Er trieb dann den Tag über sein altes Wesen, und als er nach Hause kam, belog er seine Mutter und sagte, er wäre in die Dornen gefallen, davon wäre ihm der Rock ganz zerseht worden. Des Nachts streckte er sich behaglich im Bett, denn zum erstenmal war die Rute nicht neben ihm.

Mitten in der Nacht machte er auf, denn es pochte etwas an das Fenster. „He, Freundchen, aufgemacht!“ rief eine dünne Stimme. Die Rute war es, die wieder gewachsen sein mußte; er wagte nicht ungehorsam gegen sie zu sein. Bitternd stand das Jaköbchen auf und öffnete; wie der Wind fuhr sie herein, und der Junge bekam eine richtige Tracht aufgezehlt. „So, jetzt bin ich müde,“ sagte die Rute, „und wir wollen wieder schlafen.“ Und sie krochen beide in das Bett.

„Ich bringe sie doch um,“ dachte das Jaköbchen grimmig. Und nach ein paar Tagen hatte er wieder einen Plan fertig.

Er nahm eine noch festere Schlinge und eine Schere mit sich und ging an einen Weiher, von dem man nicht anders sagte als: er hätte gar keinen Grund, so tief wäre er. Da that er, als ob er baden wollte, und zog den Rock aus; aber er badete nicht, sondern schnürte wieder die Tasche zu, dreimal herum, schnitt den ganzen Rockflügel ab und band einen großen Stein

an das Schlingenende. Nun warf er alles zusammen in den Weiher, und es ging gleich unter.

„Jetzt habe ich es dir eingetränkt,“ lachte das Jaköbchen vergnügt und rieb sich die Hände. Aber das Jaköbchen hatte sich auch diesmal umsonst gefreut, denn des Nachts klopfte es wieder ans Fenster und begehrte Einlaß. Und als der Junge das Bett über die Ohren zog und dachte: „Sieh, wie du herein kommst,“ fuhr es klirrend durch die Fensterscheibe; natürlich die Rute!

„Komm heraus,“ sagte sie.

„Ich will nicht,“ antwortete das Jaköbchen. Aber als die Rute böse wurde und ihm drohte, besann er sich und kroch heraus. Die Rute war ganz naß und das Wasser spritzte herum, als der Junge seine Schläge bekam. „Mich friert,“ sprach sie, als sie zu ihm in das Bett kroch; „es war so kalt im Wasser und du mußt mich wärmen.“ Und das Jaköbchen fühlte die nassen Reiser an seinen Beinen. Aber er dachte doch: „Einmal probiere ich's noch; zum drittenmal gilt alles. Das Wasser war das Richtige nicht; es hat gewiß einen Boden, und eine Rute ertrinkt nicht. Feuer aber, das ist es, was sie nicht vertragen kann, und davon soll sie umkommen.“

Und des anderen Tages gleich ging er zu einem Bäcker, der eben den Backofen heizte, und sah zu.

„Es brennt wie in der Hölle,“ sagte das Jaköbchen; „man muß den Rock ausziehen, sonst schwißt man zu sehr.“

Er hing den Rock auf ein Schüreisen und wartete, bis der Bäcker einmal hinaus gegangen war, dann nahm er das Schüreisen, schob rasch den Rock in die Glut, ließ den Schieber vor das Loch fallen und machte sich davon.

Als der Bäcker den Schieber wieder aufzog, flog ein glühendes Ding heraus mit einem lange Schwanze, dicht an seinem Gesicht vorbei, daß er schnell drei Kreuze schlug, weil er dachte, das müsse der Böse sein. Aber es war nur die Rute. Qui! ging es hinter dem Jaköbchen, der eben in den Pfarrgarten steigen wollte, wo die Frühkirschen reif waren, und die Hiebe flogen auf seinen Rücken, daß die Funken herumstoben. „Au weh!“ jammerte der Junge, „das brennt, das brennt!“ — „Soll's auch,“ rief die Rute und schlug, bis er umfiel.

Er war nun krank und mußte im Bett liegen, und die Rute lag auch mit im Bette. Als er wieder gesund war, machte er keinen Versuch mehr, die Rute abzuschaffen. Er sah ein, daß ihm nichts von der Rute half und daß



er brav werden müsse. Um seine alten Kameraden kümmerte er sich gar nicht mehr und wurde schließlich wirklich der beste und fleißigste Junge im Dorfe. Wenn man ihn fragte, was ihn so verändert habe, so wurde er rot und schwieg, denn er schämte sich zu sagen, daß ihn die Rute dazu gebracht habe. Später aber hatte er seine Freude daran, daß er von allen angestaunt und gelobt wurde. Er wäre um die Welt nicht wieder der Alte geworden.

Der Sankt Michaelstag kam heran, und in der Nacht vorher konnte das Jaköbchen nicht einschlafen. Er mußte immer und immer wieder an den Zuckerdütenbaum denken; und er dachte, daß dies gewiß die zweite Nacht sei, in der er blühen würde, und hatte gar nicht unrecht. Diesmal sah er nun zwar nichts davon, aber dafür geschah ihm etwas anderes.

Gegen Mitternacht war es, da kroch die Rute neben ihm auf die Bettdecke heraus und sprach: „Leb wohl, Jaköbchen, denn unsere Kameradschaft hat heute ein Ende; du brauchst mir nur noch das Fenster zu öffnen.“

„Ach,“ sagte der Junge, „sehe ich dich niemals wieder?“

Aber er bekam keine Antwort, und wie er das Fenster aufgeriegelt hatte, wischte die Rute hinaus.

„Schade,“ dachte das Jaköbchen; „sie war ein guter Kamerad und sie hat mir’s gar nicht nachgetragen, daß ich sie dreimal habe umbringen wollen.“ Und er kam sich ordentlich einsam vor. Eben trat er vom Fenster weg und wollte es schließen, da fuhr etwas herein und fiel mit einem Klaps auf die Dielen. Der Junge erschrak und sprang auf die Seite. Als er Licht machte, sah er, daß es eine richtige Zuckerdüte war; ein weißer Zettel klebte darauf, der zeigte die gedruckten Worte: „Für meinen guten Kameraden.“

\* \* \*

In einer Ecke des Schulhofs wuchs ein merkwürdiges Gesträuch. Niemand hatte erst acht darauf, aber es ging so schnell mit dem Wachsen, daß der Lehrer schon nach einem Jahre die Strafruten davon schnitt. Und als das Jaköbchen sich eines Tages die vielen Reiser besah, aus denen es aufgesprößt war, kamen die ihm so bekannt vor, und er hätte wetten mögen, daß es seine alte Rute sei, woraus der Strauch entstanden war.



## Teerpitterchens Tochter.



**F**ern im Norden, woher die häßliche Winterkälte stammt, die durch die dicksten Fausthandschuhe weht und alle Nasen und Ohren zwickt, daß sie rot und blau werden, da liegt die Ostsee. Sie besteht aus lauter Wasser, aber trinken kann man es nicht, denn es schmeckt salzig wie Heringe. Wenn du so auf dem gelben Ufersande stehst, den die See ausspült und der Wind zu Bergen aufweht, dann liegt es vor dir weit, weit — alles Wasser, wie in den blauen Himmel hineingemalt; höchstens, daß du ein fernes Schiff darauf erblickst mit braunen, teergetränkten Segeln. Von weitem her schießen die blitzenden Bogen auf dich los, aber es vergeht viel Zeit, ehe sie herangerauscht sind und zu deinen Füßen zischend auseinander stieben. Gar oft müssen sie Anlauf nehmen, und jedesmal, wenn sie recht hoch gekommen sind, so schwitzen sie weißen Gischt vor Anstrengung, und dann lassen sie sich wieder fallen und ruhen einen Augenblick aus.

Es gibt auch kleine Jungen und Mädchen an der See, das sind meist Fischerskinder; und wenn die an den Strand gehen, so können sie Sandkuchen backen oder Muscheln und Bernsteinstückchen suchen, welche die See auswirft. In den Bernsteinstückchen sind manchmal tote Mücken und Fliegen, und die sind dann steinalt, viele tausend Jahre. Des Abends aber, wenn die Sterne sich im finsternen Wasser spiegeln und einander zunicke, dann sitzen die Fischer und erzählen sich die herrlichsten Märchen von der Welt: vom Heringskönig mit dem silbernen Mantel und der roten Weste, der aus Versehen seine Krone verschluckt hatte, von der Bernsteinhexe, die in jeder Neumondnacht dicke gelbe Bernsteinthränen weint und die Leute, die sie trösten wollen, bei den Beinen in das Wasser zieht, vom Klabaوترmann und der versunkenen Stadt Zulin. Manchmal erzählen sie auch vom kleinen Teerpitterchen, das die Wolken macht. Man wird gar nicht müde zuzuhören.

Der kleine Wilm hatte auch einen Vater, der ein Fischer war. Der stand in der Nacht auf und ging in hohen Thraustiefeln zum Strande hinunter, wo sein Boot lag, und dann fuhr er damit in das Meer hinein und fing Heringe, Flundern und Steinbutten. Am Tage aber nahm die Mutter den kleinen Wilm mit an den Strand; sie strickte Strümpfe, und der Junge



spielte, bis er müde war, dann legte sie ihn in das Boot auf ein Segeltuch, daß er schlief. Da streichelte der Sonnenschein sein rotes Gesichtchen, und der Wind blies in seine gelben Haare.

Wie er einmal so lag, sah er im Schlaf etwas Sonderbares, nämlich ein kleines Männchen, das war das Teerpitterchen. Es hatte Kleider aus dick geteertem Segeltuch an, dazu ein Paar hohe Stiefel, und auf dem Kopfe eine Kappe. Das merkwürdigste aber waren seine Haare und sein Bart, die waren grünes Seegras. Es saß auf einem Stück Segeltuch, das auf den Wellen schwamm; einen Zipfel hatte es an einem Faden wie ein Segel vor sich und blies hinein, daß seine Backen so dick waren wie zwei Apfelsinen.

„Guten Tag, kleiner Wilm,“ sagte das Teerpitterchen und hielt bei dem Boote an, in dem der kleine Wilm lag. „Du kannst ein bißchen mitkommen zu meiner Anning; sie ist eine lustige kleine Dirn.“

„Ich kann ja nicht fort, weil ich schlafe,“ antwortete Wilm.

„Das schadet nichts, deine Seele kann immer fort; das geht ganz leicht,“ sprach das Teerpitterchen.

„Aber wenn meine Mutter mich wecken will, dann kann ich nicht aufwachen.“

„O, wenn sie das will, trage ich dich so rasch wieder her, wie man Amen sagt. Sie soll gar nichts merken.“

„Wenn sie nur nichts merkt,“ sprach der kleine Wilm nachdenklich, und da sah er schon, daß er neben dem Teerpitterchen auf dem Segeltuch stand.

„Grüß Klein-Anning von mir,“ sagte eine Stimme, und wie er sich umwandte, war es die Segelstange auf seines Vaters Boot, die hatte das Segel umgeschlagen wie ein Plaid und machte tiefe Verneigungen; und das Boot hatte ein Gesicht bekommen und blinzelte ihm lustig zu und sagte auch: „Grüß Klein-Anning von mir,“ und dabei wippte das Boot immer auf und nieder. Im Boote sah er sich selber schlafen; das kam ihm sehr spaßhaft vor. Wie er sich aber nach seiner Mutter umschaute, dünkte es ihm, als seien ihre Augen auf ihn gerichtet, und da wurde er ängstlich und rief: „Sie sieht mich schon, sie sieht mich schon.“

„Träterätä,“ sagte das Teerpitterchen, „eine Seele kann man nicht sehen, und jetzt geht die Fahrt ab.“ Darauf hob er den Zipfel und blies, daß seine Backen so groß wurden wie Jahrmarktballons, und wenn er einmal vorbei blies in das Wasser, so flog ein weißer Nebel auf und stieg in die Luft; das war dann eine Wolke.

Wie sie ein Stück gefahren waren, hielt das Fahrzeug an, und das Teerpitterchen piff auf zwei Fingern. Da kamen zwei Seehunde, die waren gesattelt und gezäumt und wedelten mit den Hinterfüßen, denn einen Schwanz hatten sie nicht. „Steig auf, kleiner Wilm,“ sprach das Teerpitterchen, und schon saß er selber im Sattel und hing sich das Segeltuch wie einen Reitermantel um. Rutsch! da fuhren sie durch das grüne Wasser. Es glänzte wie Glas, und der kleine Wilm konnte sich nicht genug verwundern, daß er gar nicht naß wurde. Er wußte nicht, daß eine Seele niemals naß wird. Endlich ritten sie in einen hellen Glanz hinein, der alles Wasser goldig färbte, und nun hielten sie vor Teerpitterchens Hause, das so leuchtete, weil es aus lauter Bernstein gebaut war; das Dach aber war obendrein mit Perlmutter belegt.

„Brrr!“ sagte das Teerpitterchen, und da stand auch schon ein alter Hummerkrebs, nahm in jede Schere einen Zügel und wartete, bis die zwei abgestiegen waren. Dann führte er die Seehunde fort in den Stall. Das Männlein aber rief einen alten Rinderspruch:

„Anning, min Anning,  
Wat heww it 'n Gôr!  
Kann tanzen un speelen  
As Mûs op de Deelen;  
Anning, min Anning,  
Wat heww it 'n Gôr!“

„Da bin ich schon,“ sagte Klein-Anning und stand mit einemmal bei ihnen. Sie war ein süßes kleines Ding und hatte keine garstigen Seegrashare wie ihr Vater, sondern gerade solch einen Flachskopf wie die Anna, das Nachbarskind, mit dem der Wilm Muscheln suchte und Sandfuchsen buk. Das schönste aber war ihr Kleid, denn es war mit lauter Fischschuppen benäht.

„Jetzt wird's lustig,“ nickte sie und faßte Wilm bei den Händen; „ich bin froh, daß du gekommen bist, denn du mußt wissen, daß ich heute Geburtstag habe. Mit den dummen Fischen ist gar nichts anzufangen; sie sprechen kein Wort und lassen sich alles gefallen. Ich mag keinen leiden, der sich alles gefallen läßt. Kannst du dich mit mir zanken?“

„Je, warum nicht?“ sagte Wilm.

„Aber nicht gleich. Das muß erst zuletzt kommen. Jetzt darfst du ein Blüthgen, Hesperiden.



Stück Geburtstagskuchen essen.“ Und sie zog ein Stück aus der Tasche, das aß Wilm und es schmeckte wie lauter Fruchtbombon. „So, nun kommt mit.“ Damit zog sie ihn auf eine hübsche kleine Seegraswiese, um die lauter hohe Wasserpflanzen wuchsen, wie Büsche so hoch. Einige davon waren fast durchsichtig, grün oder rot gefärbt, die sahen am niedlichsten aus. Fische schossen hindurch, große und kleine, rund und platt oder auch schlank und dünn wie die Rohrstöckchen. Alle hatten runde Glogaugen, und bei einigen standen die Augen gar auf Hörnern, die sie überall hindrehen konnten.

„Wir wollen tanzen. Du kannst doch tanzen?“ fragte Klein-Anning.

„Ein bißchen,“ antwortete Wilm.

„Ich will dir zeigen, wie man es machen muß,“ sprach sie und schlang ihre Arme um Wilm. Und nun ging das in die Höhe, und immer auf und nieder im Wasser, und es war Wilm, als wäre er eine Mücke und tanzte auf und ab unter seines Vaters Apfelbaum. Die Fische schwammen herzu und sahen sich die Sache von weitem an; sie hätten gewiß gern mitgetanzt, aber sie wagten es wohl nicht vor lauter Respekt, denn es hatte sie niemand dazu aufgefordert. Klein-Anning aber jauchzte und drehte Wilm im Kreise herum, daß ihm Hören und Sehen verging. „Plumps,“ sagte sie dann und ließ ihn fallen. Da lag er im Grase und zog ein verdrießliches Gesicht, und sie lachte.

„Du bist dumm,“ sagte der kleine Wilm.

„Höre du!“ meinte sie warnend, „jetzt darfst du noch nicht zanken. Wir haben ja erst angefangen zu spielen. Ich will dir einmal etwas in das Ohr sagen.“ Und sie setzte sich zu ihm in das Gras und sprach in sein Ohr: „Wir gehen jetzt spazieren und besuchen unser Schloß.“

„Das wird ein schönes Ding sein.“

„Ja wohl ist es schön; aber du darfst dich nicht fürchten vor den Tieren unterwegs.“

„Ich fürchte mich gar nicht.“

Da faßte sie seine Hand, und nun ging es durch die Wasserpflanzen hin, und dann auf dem Meeresboden weiter, und die Fische zogen in hellen Haufen hinterher. Bei ihren Füßen kribbelten und krabbelten große Würmer, Krebse und Seespinnen, daß der kleine Wilm immer glaubte, er müsse eines tot treten; aber er fürchtete sich wirklich gar nicht. Die Muscheln öffneten die Schalen und machten „klipp, klapp“ wie die Dreschflegel auf der Tenne. Helle Bernsteinstücke lagen umher, manche so groß wie die Backsteine. Alle Fische





C. RÖHLING-Grünwald



aber, die herbeigeschwommen kamen, schlossen sich hinten dem Zuge an; die meisten davon waren Heringe.

Zulezt kamen sie wieder in einen Wald von durchsichtigen Wasserbüschchen; alles um sie herum schimmerte im herrlichsten Grün, und die Spitzen der Büsche wedelten hin und her wie Fahnen. Mitten drin aber lag ein schwarzer, alter Holzbau, das war ein versunkenes Schiff. Es sah recht trübselig aus. Stücke von den Masten waren umhergestreut und die Bretter klappten überall, daran saßen Muscheln und Wassermoos. Zu den Fenstern aber schlüpfen die Fische aus und ein. Ein Brett war weiß, daran standen Buchstaben, die niemand mehr lesen konnte, so verwischt waren sie. Es war ein recht verwittertes altes Schiff.

„Hier ist unser Schloß,“ sagte Klein-Anning.

„Das ist zu schlecht,“ antwortete Wilm, „das ist gar kein Schloß; da hinein gehe ich nicht.“

„Warte nur, ich will es neu anstreichen,“ meinte Klein-Anning. Sie hob eine Muschel auf und strich über das Holz, und mit einemmal glänzte das ganze Holz wie lauter Perlmutter. „So, nun wollen wir hineinsteigen. Du bist der Prinz und ich bin die Prinzessin, und wir werden Hochzeit halten.“

„Wenn du Hochzeit halten willst, mußt du einen Kranz haben; ohne Kranz kann ich dich nicht heiraten,“ sagte Wilm.

„Das ist schade,“ meinte Klein-Anning und sah sich um; endlich bückte sie sich und zog ein paar grüne Ranken heraus, die unter dem Schiffe vorwuchsen, die schlang sie sich durch das Haar um den Kopf. „Ist das nun gut?“ fragte sie.

„Nein, es müssen Blumen darin sein.“

„Ich will aber keine Blumen!“ rief sie zornig und machte so böse große Augen, daß dem Wilm ganz ängstlich wurde. Aber sie war gleich wieder vergnügt und umfaßte ihn, und wie der Bliß fuhren sie aufwärts und standen schon auf dem Verdeck des Schiffes. Sie kletterten die Schiffstreppe hinab und kamen in einen weiten Saal, in dem sich noch Tische und Stühle befanden. Der Saal war ganz mit Muscheln tapeziert, und auf den Stühlen wuchsen kleine grüne Wasserpflänzchen, daß sie wie mit grünem Plüsch überzogen aussahen.

„Komm,“ sagte Klein-Anning, „wir wollen erst den Musikanten holen.“

„Sie zog Wilm in eine Thür hinein, in ein finsternes Kämmerchen. Da

lag ein Mann und rührte sich nicht; aber wie Klein-Anning ihn anfaßte, machte er die Augen auf.

„Guten Tag, kleiner Wilm,“ sagte er.

„Wer bist du denn?“ fragte Wilm.

„Kennst du mich nicht? Ich bin ja dein Onkel, der immer mit dem Schiff gefahren ist, nach Amerika und noch weiter. Lebt denn der Kakadu noch, den ich euch mitgebracht habe? Puh, es ist so naß hier unten. Ich weiß nicht, wieviel Wasser ich schon geschluckt habe, seit ich hier auf dem Schiff untergegangen bin, aber es muß sehr viel sein.“

„Du sollst uns geigen,“ sprach Klein-Anning ungeduldig, „du mußt wissen, daß wir Brautleute sind, er ist ein Prinz und ich bin eine Prinzessin.“

Wilm war nachdenklich geworden und sagte: „Ich möchte lieber nach Hause. Meine Mutter wird kommen und mich wecken wollen. Kannst du meine Mutter nicht sehen, Prinzessin?“

„O ja, Prinz,“ antwortete Klein-Anning und legte die Hand über die Augen. „Sie sitzt an der See und strickt an einem Strumpf.“

Da gab sich Wilm zufrieden, und sie gingen beide in den Saal; der Mann hatte eine Geige genommen und kam hinterher.

Die Fische guckten zu den Fenstern herein, denn sie sind immer sehr neugierig. „Ihr dürft nicht herein,“ rief Klein-Anning; „bloß zusehen dürft ihr. Ihr seid zu viele. Bloß die Geringe können kommen.“ Und die Geringe kamen denn auch, immer mehr und mehr, und stellten sich auf die Schwänze und knixten, und dazu schnappten sie immer mit den Mäulern, als ob sie etwas sagen wollten, aber es kam nichts heraus als Luftblasen. Klein-Anning nickte dem Spielmann zu, und da fing der an zu geigen, und nun nickte auch Wilm, denn er kannte das Lied, und es war sehr schön, bloß ein bißchen traurig. Dann kam die Trauung.

Wilm faßte Klein-Anning bei der Hand, und der Onkel legte seine Hand auch dazu und sagte: „Mama katalama izheuatipuzli; habt ihr es verstanden?“

„Ja,“ sprach Klein-Anning, und da sagte Wilm auch „ja“; und die Geringe klappten die Mäuler auf und zu, als wollten sie ebenfalls „ja“ sagen. Es war sehr feierlich anzusehen.

„Schön,“ meinte der Onkel; „jetzt gebt euch einen Kuß, dann ist alles in Ordnung und wir können tanzen.“

Sie gaben sich wirklich einen Kuß, und Klein-Anning biß Wilm dabei



in die Lippen und lachte ihn dann aus. Nun kamen alle Heringe und gratulierten; man konnte es daran sehen, daß sie die Augen verdrehten, indem sie vorbeispazierten, und daß sie noch mehr schnappten als vorher.

Wilm aber wurde mit einemmal wieder unruhig. „Prinzessin,“ sprach er, „du kannst mir noch einmal sagen, was meine Mutter macht.“

„Ja, mein Prinz,“ antwortete Klein-Manning und legte wieder die Hand über die Augen. „Sie nimmt eben eine Maske auf.“

„Dann habe ich noch Zeit,“ sagte Wilm. Sie setzten sich auf die beiden größten Stühle, und der Onkel mit der Geige stieg auf einen Tisch und fing an so lustig zu geigen, daß jedem das Herz im Leibe lachen mußte. Die Heringe aber faßten sich mit den Flossen an und tanzten, daß der ganze Saal blühte. Und am Ende fing der Onkel auch an auf seinem Tische herumzuspringen, und Klein-Manning jauchzte dazwischen und zappelte mit den Füßchen, und die Tische und Stühle hoben auch die Beine und sprangen umher, sogar die beiden großen Stühle, auf denen die Neuvermählten saßen, so daß Wilm sich festhalten mußte, damit er nicht hinunter rutschte.

Zuletzt hörte der Onkel auf, da war mit einemmal alles ruhig.

Der kleine Wilm aber machte zum drittenmal ein ängstliches Gesicht und fragte zum drittenmal: „Prinzessin, was macht meine Mutter?“

„Ei, sie steht und wickelt den Strumpf zusammen.“

„Bring mich hin,“ rief Wilm und sprang vom Stuhle; „jetzt kommt sie gleich an das Boot und will mich mitnehmen.“

„Du sollst hier bleiben,“ sagte Klein-Manning. „Ich lasse dich nicht fort.“

„Ich will aber fort, du dumme Dirn.“ Sie wollte seine Hand fassen, aber er riß sich los. Da stampfte sie mit den Füßen: alle Fische, die draußen gewesen, kamen herein und schwammen mit offenen Mäulern auf ihn los, und die grünen, durchsichtigen Wasserpflanzen wuchsen durch die Fenster und wurden dichter und dichter, soviel auch der kleine Wilm von ihnen zerriß. Er sah schon Klein-Manning nicht mehr, aber er hörte sie neben sich kichern, und der Onkel mußte wieder seine Geige genommen haben und lustig darauf herumkräzen — —

Mit einemmal gab es einen Knack, daß das ganze Schiff zitterte. Die Decke spaltete sich, und der kleine Wilm fuhr nach oben, hinaus in das klare Wasser. Ueber dem Wasser aber schwebte eine große Möwe, die schrie „krieh! krieh!“ Und als der kleine Wilm auftauchte, faßte sie ihn mit den Krallen

und trug ihn in das Boot. Da war es nicht mehr der Vogel, sondern das Teerpitterchen, was bei ihm war.

„Adieu, kleiner Wilm,“ sagte es und nickte ihm freundlich zu; dann war es verschwunden.

Da fühlte Wilm auch schon, daß ihn seine Mutter am Armel zupfte, und schlug die Augen auf. Die Sonne schien heiß in das Boot; am Himmel aber standen ein paar finstere Regenwolken.

„Hast du was gemerkt, Mutting?“ fragte er und blinzelte schlau zu ihr hinauf.

„Was soll ich denn gemerkt haben? Komm rasch mit nach Hause, sonst werden wir tüchtig naß werden.“



## Prahlhans.



**P**ü—ip!“ sagte es gravitatisch und mit Nachdruck in dem Fliederbusche. Das bedeutet in der Sperlingsprache so viel wie: Heda!

Der Fliederbusch stand nicht weit vom Hause, an dem Gartenzaun aus Weißdorn, der gehörte noch mit in den Garten, und in was für einen! keinen den man gleich durch und durch sehen kann, weil drinnen nichts wie Blumen und Buchsbaum stehen, worauf die Sonne brennt, und allenfalls ein paar Rosenbäumchen, die eine Art dünnen Schatten werfen; sondern einen voller Gebüsch, durch das Späzen und Grasmücken und auch wohl eine Amsel schlüpfen und worin sich Versteckens spielen ließ. Im Herbst raschelte es darin von Rotkehlchen und Zaunkönigen.

„Pü—ip!“ sagte es noch einmal in den Fliederbuschblättern. Aber niemand wollte antworten. Es war heißes Wetter und um die Kaffezeit, wo das meiste Volk schläft, bloß die Schmetterlinge und Fliegen nicht, besonders die hübschen grünen und die blauen Brummfliegen.

Der dicke Spatz, der in dem Busche saß, schüttelte ein bißchen ungeduldig die Federn, da bekam er eine Antwort: „Was gibt's denn, Herr Amerikaner?“



Die Antwort kam von einem Goldregenbaum, darauf saß eine Spazendame mit zwei Zungen, die eben ihre Gelbschnäbel unter den Flügeln hervorzogen.

„Pi—ip!“ schrie der Dicke noch einmal so laut er konnte. „Das werden Sie gleich erfahren, Frau Stußschwanz. Ich will erst noch ein paar andere einladen.“

Seitwärts im Gebüsch raschelte es darauf, und es kamen noch vier Spazenköpfe zum Vorschein, die „Pip!“ machten, das bedeutet „Hier!“

„Ich lade Sie mit Namen ein, Herr Kirschbeißer, Herr Bartpieper samt Ihren Frauen, und Sie, Frau Nachbarin mit Ihren Kindern. Herr Stußschwanz scheint sich leider auf Reisen zu befinden.“

„Er ist in die jungen Schoten geflogen.“

„Einerlei,“ sprach der Amerikaner; „man muß sich gebildet ausdrücken, und Reisen ist das Gebildetste was es gibt. Ich muß es wissen, denn ich bin so ziemlich in allen Welttheilen gewesen, und es ist dumm, daß man mich Amerikaner nennt, weil ich die erste Zeit bloß von Amerika erzählt habe.“ Und der dicke Amerikaner reckte den Schnabel nachdenklich in die Luft und blies die Federn auf. Er war ein erschrecklicher Prahlhans, das will ich nur gleich sagen, und sprach fast kein wahres Wort. Außerdem war er, nach seinen Tatschfüßen mit den langen Krallen zu urtheilen, schon ziemlich alt.

„Wozu sind wir denn geladen?“ fragte Herr Bartpieper von weitem.

„Ja so! nun — ich habe eine Ueberraschung vorbereitet. Ich werde eine Fete geben, aber eine extrafeine, wie ich das gewohnt bin. Ich habe für Sie zwei Kuchen backen lassen, einen langen und einen runden, und ich habe Befehl gegeben, daß gehörig Rosinen hinein gethan würden. Und dort sehen Sie die Bescherung.“

Er machte die Augen halb zu und nickte ein wenig nach dem Hause hin. Und wirklich stand dort beim Hause ein Tisch, und ein Stuhl davor; der Tisch war mit einem weißen Tuche überdeckt, das bis auf den Boden reichte, und darauf befanden sich die beiden Kuchen. Sie dampften noch etwas; der platte Kuchen lag sogar noch auf dem Kuchenbrett. Aber wie herrlich braun sie waren! und die schwarzen Rosinen konnte man auf zehn Schritt Entfernung erkennen.

Natürlich war alles erlogen, was der Amerikaner von seiner Fete sagte; der kleine Robert, der im Hause wohnte, hatte Geburtstag, und der sollte

die Kuchen essen, wenn sie ausgekühlt wären, und alle die Jungen dazu, die er zum Kaffee geladen hatte. Auch glaubte ihm niemand, ausgenommen die beiden kleinen Stuhlschwänze, die immer Hunger hatten; sie rissen ihre gelben Schnäbel auf und klappten die Flügel auf und nieder.

„Herr Amerikaner,“ sagte Kirschbeißer, „Sie sind sehr gütig; wovon Sie die Kuchen bezahlt haben wollen, weiß ich freilich nicht, geht mich auch nichts an. Aber wenn wir sie gleich hier bei uns hätten, wäre mir das lieber. Sie haben da an einem gefährlichen Plaze decken lassen.“

„Wieso?“ fragte stolz der Amerikaner. „Erstens, wenn man in Amerika gewesen ist, so ist man berühmt, und berühmte Leute bekommen viel umsonst. Und wieso gefährlich?“

„Beim Hause dort gibt es zuweilen ein gewisses Tier, das Peter heißt und ein Kater ist; ich dünkte, er hätte Sie neulich schon beinahe beim Kragen gehabt.“

„Im Gegentheil, ich hatte ihn beinahe am Kragen, Herr Kirschbeißer,“ antwortete der Prahlhans. „Wer in Amerika gewesen ist, zwischen den Schlangen und Ungeheuern aller Art, dem kommt niemand an den Kragen, darauf verlassen Sie sich. Uebrigens können Sie sich beruhigen, meine werten Gäste, ich habe diesen Kater in Ketten legen lassen; er befindet sich im Keller und wird Sie nicht inkommodieren. Ich sehe schon, daß ich den Anfang machen muß, damit Sie Mut bekommen.“ Damit flog er zum Tische hin und setzte sich an den Rand des Kuchenbrettes, gerade über den Stuhl.

„Sollen wir?“ fragte Kirschbeißer.

„Wollen wir?“ fragte Bartpieper.

„Warum nicht?“ antworteten die Sperlingsdamen, und damit flog die ganze Sippschaft zum Schmaus.

Die Fliegen schnurrten auf, die über dem Zucker gegessen hatten, bloß ein paar Wespen hielten stand; sie sind Kavaliere und fürchten sich nicht, denn sie haben ihren Degen bei sich.

„Herrlicher Kuchen, nicht so?“ sprach der Amerikaner. „Ich habe das Ganze sehr amüsant aufstellen lassen. Der lange Kuchen, das ist der gepflasterte Hof, und die Rosinen sind die Pflastersteine. Man geht bloß so darauf spazieren und reißt sie heraus, je nachdem man Appetit hat. Und der runde Kuchen dort ist das Haus auf dem Hofe. Man fliegt hinauf und kann es rundum abknabbern; außerdem genießt man eine schöne Aus-



sicht. Man kann sogar in die Mitte hinein fliegen und ein Nest hinein bauen; in Amerika gibt es gar keine anderen Häuser. Es ist sozusagen eine Kuchenlandschaft, alles meine Erfindung!"

Die beiden kleinen Stuttschwänze saßen auf dem Tische und ließen sich gemächlich von der Mama füttern. Bartpieper und Kirschbeißer sahen sich erst eine Weile scheu um und hießen ihre Frauen vorsichtshalber auf den Napfkuchen fliegen, wo sie sicherer wären; alsdann begannen sie mit Appetit auf die Rosinen loszuarbeiten.

"Lassen Sie nur zu," fuhr der Amerikaner fort, indem er ruhig sitzen blieb und nach allen Seiten schielte; "es freut den Wirt, wenn es den Gästen schmeckt."

"Warum essen Sie denn gar nichts?" fragte ihn Frau Bartpieper vom Gipfel des Napfkuchens herunter.

"Ich merke, daß ich zu viel gekostet habe, als der Kuchen eingemacht wurde. Ich habe lange probieren müssen, ehe ich der Köchin sagen konnte, daß alles gut sei. Erst wollte der Teig nicht süß genug werden, und dann hatte sie schlechte Rosinen genommen. Im Umsehen hat man den Magen gefüllt. Es ist mir lieber, wenn ich Sie ein bißchen unterhalten kann."

"Sie lügen wie gedruckt," sprach Herr Bartpieper ärgerlich. "Ich bin kein solcher Narr, Ihnen zu glauben, daß der Kuchen wirklich von Ihnen herrührte. Ich esse so viel ich will, einerlei wem er gehört. Sie sind auch niemals in Amerika gewesen."

"Davon wissen Sie einen Pfiff," sagte der Amerikaner verächtlich. "Ich hätte Sie gar nicht einladen sollen, denn Sie sind ausnehmend unverschämt. Woher soll ich denn meine Geschichten wissen?"

"Die haben Sie irgendwo gehört, wahrscheinlich von den Schulkindern, die in den Büchern lesen."

"Mit Ihnen rede ich nicht, aber den Damen versichere ich auf Ehre: alles selbst erlebt!" beteuerte der Amerikaner. "Ich habe mich auf einen Schiffsmast gesetzt und mit hinüberfahren lassen. Es kann nichts Unterhaltenderes geben, als auf einem Schiffe zu fahren. Es gibt ganze Fässer voll Zwieback darauf, und man bekommt davon so viel wie man will."

"Jetzt klappt endlich die Schnäbel zu," schrie Frau Stuttschwanz ihre Jungen an. "Man hat nichts zu thun als immer nur hinein zu stopfen. Wenn die Kinder nur erst größer wären! Wahrhaftig, man wird selber ganz mager dabei."

„Beruhigen Sie sich, Frau Nachbarin,“ meinte der Amerikaner. „Ihr Schicksal ist das schlimmste noch nicht. In Afrika war ich mit einer Störchin verheiratet — Sie mögen mir's glauben oder nicht — der ihr Mann gestorben war und die zwölf lebendige Junge hatte. Sie saßen im Nest und wollten Futter haben, jedes zwölf Klapperschlangen auf den Tag, die Frösche und anderes Ungeziefer gar nicht zu zählen. Vier Wochen fraßen sie, und ich war es, der sie füttern mußte. Sie können sich denken, was ich dabei ausgestanden habe.“

„Sie sind ein Prahlhans erster Größe,“ sprach Kirschbeißer entrüstet, und ließ eine Rosine fallen, die er eben herausgezogen; „Sie brauchen den Frauen ihren Unsinn nicht vorzureden, es glaubt Ihnen doch niemand.“

„Schweigen Sie nur,“ antwortete der Dicke ruhig; „Sie sind einfach neidisch auf mich, und ich kann Ihnen das nicht verdenken. Ich wollte, ich wäre im Auslande geblieben, statt daß ich hier Ihre Grobheiten anhören muß.“

„Schilp! — hört Ihr nichts?“ fragte ängstlich Frau Bartpieper. „Mir ist, als ob es am Tische da unten raschelte.“

Es saß wirklich jemand unter dem Tische, und zwar kein anderer als Peter, der Kater. Er machte ein paar gierige Katzenaugen, grüne Katzenaugen mit einem kleinen schwarzen Spalt drin, und rieb den Schwanz am Tischbein vor Vergnügen über den Fang, den er zu machen gedachte.

„Nicht daran zu denken, werteste Frau Bartpieper,“ beteuerte oben der Amerikaner, lupfte aber vorsichtshalber ein paarmal die Flügel. „Erstens sind alle Anstalten von mir so getroffen, daß gar nichts passieren kann, und zweitens ist mit der Zeit mein Gehör so geschärft worden, daß ich eine Ameise unterm Tische würde husten hören. Was meinen Sie: auf meinen Reisen lernte ich einen tauben alten Specht kennen, der mir ewige Freundschaft schwur. Hatte der an einem Ast gehämmert, so mußte ich für ihn horchen, ob Holzmaden darin wären, und ich brachte es dahin, genau zu hören, wieviel drin herumliefen, und ob sie fett oder mager waren. Aber ich sehe, daß Sie mir wieder nicht glauben, sonst würden Sie nicht so ängstlich aussehen.“

„Und es ist doch jemand unter dem Tische,“ rief Frau Bartpieper.

Der Peter war schon bis an den Stuhl gekommen.

„Schilp! schilp!“ schrie es plötzlich in heller Angst, und in rasender Eile schnurrte ein Sperling zum Tische her, das war der Herr Stußschwanz, der aus den Schoten nach Hause kam.



„Risch und risch,  
Die Katz unterm Tisch!“

Damit bekamen die beiden jungen Stußschwänze jeder einen Stoß, daß sie fast unter den Tisch gefallen wären, und in wilder Flucht brauste alles davon, am letzten der Amerikaner, weil er so dick war. Er hatte keine Zeit zu verlieren gehabt, denn mit einem Sage war der Peter auf dem Tische und hätte ihn fast noch in der Luft erangelt.

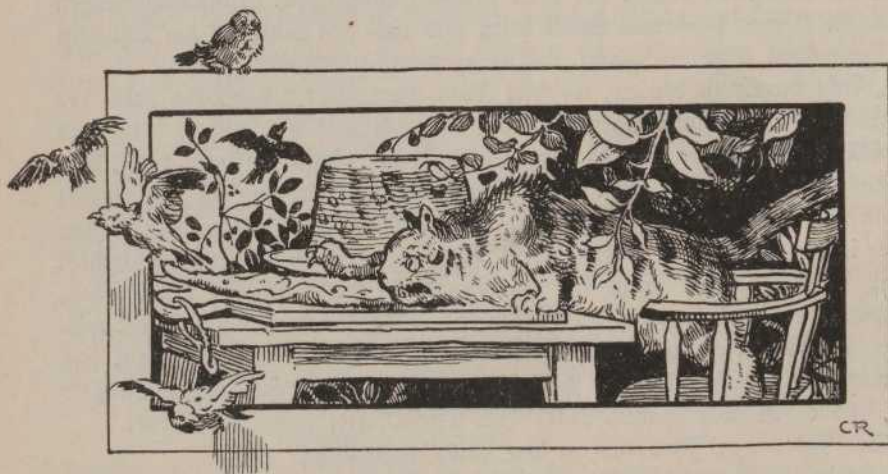
„Ihr Lumpengesindel,“ sagte Peter und zeigte vor Aerger die Zähne.

Auf dem Goldregenbaum aber fiel alles über den Amerikaner her. „Der Schelm, der Dieb, der Diebschelm!“ Und damit zausten sie ihn, daß die Federn stoben.

Der ließ sich alles ruhig gefallen. „Nur zu!“ sagte er. „Ich habe doch meinen Triumph weg, denn ich habe ihm ordentlich eins ausgewischt.“

„Wem denn?“ fragte Bartpieper höhnisch.

„Dem Kater,“ meinte der Dicke. „Ich hieb ihn mit dem Schnabel, daß ich glaube, er hat nur noch ein Auge. Habt ihr ihn nicht schreien hören?“



## Der arme Hans Christoph.



In der Stadt Köln am Rhein lebte vor alters ein reicher Herrscher mit Namen van Toll, der starb und hinterließ sein Geschäft und seine Reichthümer seiner Frau und seinem Sohne Hans Christoph. Da Hans Christoph noch nicht erwachsen war, verkaufte die Mutter das Geschäft und widmete sich der Erziehung des Sohnes in dem schönen, mit vielen Kunstwerken geschmückten Hause, das der Verstorbene hatte erbauen lassen.

Die Mutter war eine fromme, gottesfürchtige Frau, die den Sohn abgöttisch liebte, Hans Christoph aber ein zwar sehr kluger, doch zugleich schwerlenksamer, eigensinniger und jähzorniger Knabe, der für die Zärtlichkeiten der Mutter wenig Entgegenkommen zeigte und seine eigenen Wege ging. Sie hielt ihm geistliche Lehrer und Berater, die sich redlich Mühe gaben, seinen starren Sinn zu erweichen und sein Herz empfindsamer zu stimmen; allein noch der letzte sagte ihr zum Abschied: „Das ist hart Holz, nur das Schnitzmesser Gottes kann daraus ein Gebild nach Eurem Wunsche schnitzen.“ Sie weinte in der Stille manche Thräne, betete auch viel für den Sohn im Kämmerlein und in der Kirche, doch Hans Christoph wurde dadurch weder sanfter und zärtlicher, noch frömmere. In die größte Herzensnot aber geriet sie, als dieser, der nun mündig geworden war, vor sie hintrat und sagte: „Frau Mutter, es ist jetzt an der Zeit, daß ich mich in der Welt umsehe und Kenntnisse sammle, die hier nicht zu haben sind; helft mich also ausrüsten, damit ich mit Anstand auf die Reise gehen kann.“

„Ach, lieber Sohn,“ wehklagte sie zu Tod erschrocken, „bleib doch lieber hier. Wohin du ziehst, überall lauern neue Gefahren für deine Seele; dazu bin ich nicht so jung und rüstig mehr, und wenn Gott mich indes abrufen sollte, würde ich ein schweres Ende haben, wärest du fern von mir.“

Hans Christoph aber meinte ungeduldig, der Apfelbaum müsse sich's gefallen lassen, daß der Apfel abfiel, und eine Mutter, daß der erwachsene Sohn nicht mehr an ihrer Schürze hänge. Er hoffe, Gott werde ihr noch manche Jahre und ein fröhlich Wiedersehen schenken. Und da er auf seinem Willen bestand, mußte sie nachgeben und ihm mit bitteren Thränen Lebewohl sagen.



So zog er denn den Rhein hinab bis in das Land Italien. Dort hielt er sich an den Stätten der Gelehrsamkeit auf, die damals weit berühmt waren, studierte fleißig und führte nebenbei ein munteres Leben. Es kam aber, wie die Mutter gefürchtet hatte: eines Tags traf ihn die Botschaft, daß sie gestorben sei; vom Sterbebette schickte sie ihm ihren Segen und die Bitte, er möge in Gottes Namen fromm und tugendsam wandeln. Wenn er ihr noch einen Liebesdienst erweisen wolle, so möge er nach Rom ziehen und in Sanct Peters Dome eine Seelenmesse für sie lesen lassen.

Hans Christoph war wohl zuerst erschrocken und betrübt; aber dann meinte er: „Zum Sterben sind wir alle geboren,“ ging auch nicht nach Rom, sondern gab nur einem Priester, der dorthin zog, den Auftrag, die Messe zu besorgen, und ein gut Stück Geld dafür.

Erst nach Jahren, da er des Lebens in der Fremde überdrüssig war, traf er von Paris her wieder in der Heimat ein, packte allerlei Kostbarkeiten und viele Bücher aus, die er mitgebracht, und ging dann auch, die Gräber seiner Eltern zu besuchen. Als er wieder davon schritt, hörte er hinter sich ein Geflatter, und als er sich umwandte, gewahrte er eine schneeweiße Taube, die sich auf den Weg niedergelassen hatte und mit dem Kopfe nickend und nach ihm äugend hin und wieder trippelte. Er setzte seinen Weg fort, die Taube aber folgte ihm bis an den Ausgang des Kirchhofes, dort flog sie auf und nahm in der Luft den Weg zurück, bis sie seinen Augen hinter Bäumen entschwand.

Nach und nach besuchte er in der Stadt die alten Bekannten seiner Eltern und seine Jugendgespielen, die den Weitgereisten freundlich und voll Neugier aufnahmen, gab auch Gastereien und Feste in seinem Hause; wenn er allein sein wollte, so ging er in den großen, schöngepflegten Garten vor der Stadtmauer, dort studierte er in seinen Büchern, die er in dem stattlichen Gartenhause untergebracht hatte, oder gab sich körperlichen Uebungen hin. Unter seinen Bekannten aber entstand bald das Gerede: er sei hochmütig ob seines Wissens und rechthaberisch, und er führe gottlose Reden, auch habe ihn noch niemand in einer Kirche gesehen. Eines Tages kam denn auch der Geistliche, der seiner Mutter im Sterben beigestanden, zu ihm und machte ihm darüber freundliche Vorwürfe. Da lachte Hans Christoph und meinte: seit er in Italien gewesen, könne er die Kirchenlust nicht vertragen. „Besinnt Euch,“ sagte der Geistliche, „alle Weisheit dieser Welt kann Euch nicht glücklich machen, sie ist nur für den Kopf, aber das Glück kommt vom Herzen.“

Verhüte Gott, daß Eure Mutter wüßte, wie es um Euch steht, sie hätte keine Ruhe im Grabe mehr.“ Damit ging er.

Am Sonntag drauf, als die Kirchenglocken läuteten, saß Hans Christoph van Toll in seinem Gartenhause und las über einem Buche, dessen Blätter aus vergilbtem Pergament bestanden und dessen Buchstaben mit der Hand geschrieben und oft kunstvoll bunt verziert waren. Die Glocken schwiegen eben, da hörte er vor dem Fenster, wo der helle Sommer Sonnenschein lag, deutlich eine Stimme sagen: „Hans Christoph, kommst du nicht mit zur Kirche?“

„Ei,“ rief er, „wie kommt einer in meinen Garten?“ denn der war von hohen Mauern umgeben und die Pforte war verschlossen. Er sprang auf und schaute aus dem Fenster, sah aber nirgends einen Menschen, nur eine weiße Taube, die auf dem Rasen hin und wieder ging und pickte. So trat er hinaus, um nachzuschauen, fand aber auch nichts weiter, und in seinem Verdruß stieg er auf den Rasen und scheuchte die Taube fort, die flog über die Stadtmauer.

„Es muß mir jemand einen Schabernack spielen,“ sagte er für sich. „Nur wüßte ich gern, wie er das anfängt. Sie ärgern sich, daß ich im Kopf heller bin, als sie, und nicht mitlaufe, wohin die große Herde läuft.“

Und er setzte sich wieder zu seinem Buche.

Ueber acht Tage hieß er in der Frühe seinen Rappen satteln und ritt aus dem Stadthor und am Rhein hinauf. Die Welt ringsum war so schön in ihrem grünen Schmuck und der breite Rhein bligte, Hans Christoph aber ließ den Rappen ausgreifen, daß der Riez hinter ihm stob, und war schon ein gut Stück von der Stadt ab, als die Glocken in ihr zu läuten begannen. Kaum waren sie stille, da sagte wieder die Stimme wie am Sonntag zuvor neben ihm: „Hans Christoph, kommst du nicht mit zur Kirche?“ Es klang aus dem Weidengestrüpp links am Wasser, und wie er mit einem Ruck den Rappen anhielt, flog die weiße Taube aus den Weiden und setzte sich vor ihm in den Weg, pickte hin und her und that nicht anders denn eine gewöhnliche Taube. „Dummes Ding,“ rief Hans Christoph, „mußt du mir wieder vor die Augen kommen, daß mir die alberne Rede im Ohr klingt!“ und schlug den Rappen, daß er bäumte und auf die Taube losfuhr. Denn er redete sich ein, der Ruf sei nichts als eine Erinnerung, die ihm beim Anblick der Taube gekommen.

Die Taube aber erhob sich in die Luft und flog nach der Stadt zu.



Darauf kam der dritte Sonntag. Hans Christoph befand sich wieder in seinem Garten, eben damit beschäftigt, nach einer Scheibe mit Armbrust und Bolz zu schießen, worin er Meister war, als geläutet wurde. Er zog verdrießlich und unruhig die Stirn kraus, in Erwartung, daß die Glocken schweigen und er abermals den Ruf wie an den vorhergehenden Sonntagen vernehmen würde. Und eben da er angelegt hatte und zielte, ward es stille in der Luft, und deutlich hörte er hinter sich mit klagendem Ton sagen: „Hans Christoph, kommst du nicht mit zur Kirche?“ Ergrimmt fuhr er herum, sah wieder die weiße Taube, besann sich nicht viel, sondern legte die Armbrust auf sie an und drückte ab.

Da fiel die weiße Taube zu Tode getroffen um; von ihr aber stieg ein feiner Nebel auf, größer und größer, formte sich zu einer Frauengestalt, die ganz durchsichtig war, und da sah er, daß es seine Mutter war, die schaute ihn mit jammervollen Augen an und rang die Hände. Hans Christoph fühlte einen harten Schlag auf sein Herz, daß die Armbrust seinen Händen entfiel, wollte auf das Bild zustürzen, allein er konnte kein Glied rühren. Das Nebelbild wurde dünner und dünner und verschwand vor seinen Blicken.

Als Hans Christoph die Kraft wiederkam, eilte er zu der Stelle: da lag die Taube, und das Blut färbte ihr weißes Gefieder purpurrot. Er hob sie vom Boden: sie unterschied sich durch nichts von einer gewöhnlichen Taube. Und allmählich kehrte ihm die Zuversicht zurück und er meinte, alles übrige sei wohl ein Trugbild seiner Sinne gewesen; nun die Taube tot sei, werde er vor dem Spuk endlich Ruhe haben.

In der folgenden Nacht aber hatte er einen Traum. Seine Mutter erschien ihm leibhaftig, rang wieder die Hände und sagte: „O Hans Christoph, nun ist dir die ewige Seligkeit verschlossen.“

Von da ab begegnete ihm eine Weile nichts Außerordentliches mehr. Indes fand er doch keine rechte Ruhe, die Sache ging ihm im Kopfe herum und quälte ihn, obwohl er des Glaubens lebte, es gäbe gar keine ewige Seligkeit; wenn einer tot sei, so sei alles vorbei. Um aber der Einsamkeit quitt zu werden und Zerstreuung zu finden, beschloß er, sich ein Weib zu nehmen. Und da er ein so angesehenen Mann war, wurde es ihm nicht schwer, eine schöne Braut aus einer der vornehmsten Familien der Stadt zu gewinnen, und die Hochzeit wurde mit aller Pracht gerüstet.

Zu seiner Trauung wollte Hans Christoph nun doch in die Kirche gehen. Während im Hause der Braut gekocht und gebraten wurde, begab sich





das Brautpaar mit allen Festgästen auf den Weg. Kinder streuten Blumen und Grün, und viel Volks stand neugierig bei der Treppe, die zum Eingang der Kirche führte.

Da geschah es, daß der Bräutigam auf der obersten Stufe Halt machte, und wie er sich auch mühte, die Füße zum Weitergehen zu bewegen, sie waren wie gelähmt. Die Braut fragte: „Was ist dir?“ Er antwortete: „Ich weiß es nicht, aber ich kann keinen Fuß heben.“ Und zu den Nächsten sagte er: „Faßt mich an und hebt mich, daß ich die Kirchthür gewinne.“ Da kamen die Brüder der Braut und versuchten ihn zu heben, doch brachten sie ihn nicht von der Stelle. Ein Gemurmel entstand, und das Volk drängte herzu. Als man sich überzeugt hatte, daß alle Mühe vergeblich war, ging einer, den Priester herauszuholen, der brachte Weihwasser mit und versuchte, den Gebannten zu lösen. Das half auch nichts. „Wehe,“ sagte der Priester, „du bist verdammt und des Teufels Geselle,“ schlug noch drei Kreuze und wich in die Kirche zurück. Da stob alles auseinander, die Braut und ihre Sippe sagten sich los von Hans Christoph und zogen schauernd heim.

Hans Christoph blieb allein zurück, alles Blut war aus seinen Wangen gewichen; er drehte sich um und schritt trotzig die Treppe hinab bis in sein Haus.

Einige Zeit verblieb er noch in seiner Vaterstadt, von allen gemieden, dann verließen ihn auch die letzten Diener und er hatte Mühe, Nahrung zu erhalten. Nun bot er seinen Besitz zum Kauf aus. Erst wollte keiner kaufen; dann erwarb eine reiche Witwe alles und schenkte es der Kirche. Hans Christoph aber nahm sein Geld und zog in die Fremde, wieder nach Italien.

Viele Jahre vergingen; Hans Christoph wurde ein alter Mann. Mehrmals hatte er wieder den Versuch gemacht, eine Kirche zu betreten, aber nie war es ihm gelungen. Er war davon nur immer verstockter geworden. Jetzt, wo er bisweilen an den Tod dachte, ward ihm doch das Herz beklommen, und endlich hatte er keinen sehnlicheren Wunsch, als des Fluches ledig zu werden. „Ei,“ sagte er, „so werde ich nach Rom zum Papst ziehen, daß er mich losspricht, es koste, was es wolle.“

So machte er sich nach Rom auf, gelangte auch bis zum Papst und trug ihm sein Anliegen vor. Der aber sprach: „Wider Gottes offenbaren Willen habe ich keine Macht. Thu Buße, bis dein Zorn ein Ende erreicht.“

Da zog Hans Christoph in schwerer Not wieder fort von Rom, that sein Geld in viele Beutel und versteckte es in einer Felshöhle, die er gut ver-

schloß, er selbst aber fing an zu wandern, von Ort zu Ort, saß überall vor den Kirchthüren und horchte, wie drinnen gesungen und geredet wurde, wie Orgel und Glöckchen klangen. Immer älter wurde er darüber, steinalt, weit über der Menschen Jahre, wurde nie krank und konnte nicht sterben. Sein Antlitz schrumpfte zusammen, spärliches weißes Haar lief noch wie ein Kranz um den kahlen Kopf; so schleppte er sich, einem alten Bettler gleichend, am Stoc von Kirche zu Kirche, sein welker, zahloser Mund betete, und die Kirchgänger warfen ihm Almosen zu.

Niemand war mehr auf Erden, der ihn kannte.

Eines Tages geschah es, daß er vor einer Kirche in der Hauptstadt Wien saß. Es war ein heißer Sommertag und die Kirchthür stand offen, und er konnte doch nicht hinein gelangen. Zwei Knaben kauerten ein Stück von ihm und betrachteten ihn mitleidig, und endlich sagte einer zum anderen: „Er ist gewiß krank; wenn der Pater Florian herauskommt, der hilft allen Leuten.“

Das hörte Hans Christoph, und er nahm die Hände vom Gesicht und fragte: „Wer ist der Pater Florian?“

„Der da drin spricht,“ sagte der Knabe.

Da war es Hans Christoph, als müsse er mit dem Pater Florian reden, und er saß und wartete. Und endlich war die Kirche zu Ende, und er sprach zu den Knaben: „Bleibt und zeigt mir den Pater.“ Die Leute strömten heraus, und ein Weilchen drauf trat ein Mönch aus der Thür, dem küßten die Knaben die Hand und sprachen: „Gelobt sei Jesus Christus, Pater Florian.“ Da sagte der Mönch: „In Ewigkeit, Amen, ihr Buben,“ und strich ihnen über das Haar. Hans Christoph aber erhob sich, trat herzu und sprach: „Ehrwürdiger Herr, ich habe ein Verlangen, Euch zu beichten.“ Der Mönch antwortete: „So kommt in die Kirche zum Beichtstuhl.“

„Das geht nicht an,“ sagte Hans Christoph; „wolltet erlauben, daß ich Euch das Geleit gebe, so sollt Ihr hören, warum nicht.“

Bewundert ging der Mönch, und jener mit ihm. Und als die Beichte zu Ende war, blieb der Pater Florian stehen, legte Hans Christoph die Hand auf die Schulter und sprach: „So Ihr rechte Reue und Verlangen nach Gott traget, werde ich einen Rat für Euch finden. Kommt morgen um diese Zeit wieder vor die Kirche.“

Am anderen Tag war Hans Christoph an der Stelle, und als der Mönch kam, war seine Miene froh und er sagte: „Heil Euch! Denn diese Nacht sah ich Euch im Traume sitzen, und Bauleute führten um Euch herum ein



Kirchlein auf. Auf solche Art werdet Ihr in die Kirche hinein kommen und Frieden finden, denn an Gelde gebricht's Euch ja nicht dafür."

Der arme Hans Christoph küßte dem Mönch die Hand und weinte Freudenthränen, machte sich auch alsbald nach Italien auf, wo sein Geld verborgen war, und redete die Sache mit einem Baumeister ab. Nun saß er Tag und Nacht auf der bloßen Erde, wie auch das Wetter sein mochte, und um ihn stiegen die Mauern eines Kirchleins auf, höher und höher, bis sich das Dach über ihm wölbte; und das Kirchlein ward mit allem Fleiß ausgestattet, bis auch nichts dran fehlte. Die Geschichte von dem wunderlichen Mann, der eine Kirche um sich bauen ließ, ward weithin ruckbar und zog Neugierige herbei; und als der Tag gekommen war, da das Gotteshaus geweiht werden sollte, konnte das Kirchlein die Zahl der Andächtigen längst nicht fassen.

Die Orgel spielte und die Festgefänge erschallten, Hans Christoph aber saß vor dem Altar auf einem Stuhl und lobte Gott; ihm war, als sähe er den Himmel offen, und alle Seligen schauten auf ihn nieder und seine Mutter faltete verklärt die Hände gegen ihn. Und als die Worte der Weihe gesprochen waren, schloß Hans Christoph die Augen, und das welcke Haupt sank auf seine Brust nieder.

Im selben Augenblick richtete alles die Blicke gegen die Decke, denn dort schwebte eine weiße Taube; sie flatterte zu Hans Christoph herab, und als sie wieder aufflog, waren es zwei Tauben, die nahmen den Weg zu einer offenen Luke und verschwanden in das Freie.

Und als der Priester zu Hans Christoph trat, sah er, daß der gestorben war.



## Friedchen in der Rumpelkammer.



**F**riedchen hatte eben zum Geburtstage eine neue Puppe bekommen, ein hübsches Fräulein mit einem schönen roten Kleide. Sie war gleich getauft worden, nämlich auf den Namen Elisabeth, und noch am selben Tage hatte sie den Hampelmaß geheiratet, damit sie versorgt war. Nun mußte sie doch

auch das Haus kennen lernen. Friedchen trug sie mitsamt ihrem Hampelmaß überall herum und zeigte ihr alles. Nur das Merkwürdigste war noch übrig, das hatte Friedchen bis zuletzt aufgehoben; und dahin begaben sich jetzt die drei, treppauf, wo der Dachboden war: dort war auch die Rumpelkammer.

Ja, so heißt sie jetzt; eigentlich aber die Großvaterstube, denn Großvater hatte drin gewohnt, bis er gestorben war. „Weil er so alt war,“ sagte die Mutter. Brüderchen Otto war auch bald gestorben, aber der am Scharlach. Viele Sachen vom Großvater waren in der Rumpelkammer noch zu sehen, und die Spielsachen von Otto hatte man auch hinauf gestellt. Großvater war einmal Schullehrer gewesen, nicht Förster, wie der Vater; er war immer heiser, saß oben in seiner Dachstube und las, so erzählte Friedchen unterwegs auf der Treppe der Frau Hampelmaßin, die sie aber nur „Elisabeth“ nannte.

Nun waren sie auf dem Boden angelangt. So dämmerig war es da und so schön kühl; draußen war eine solche Sommernachmittagshize! Es roch wohl ein bißchen nach Staub und Ruß: da sah man ja auch die Schornsteine, wie sie aufstiegen, durch das Dach hindurch. Und dort, das war die Thür zur Rumpelkammer; und Friedchen ging und öffnete sie, ein bißchen zaghaft, den Hampelmaß in einem und Elisabeth im anderen Arm.

Wie sie eingetreten war, raschelte es irgendwo, da wäre sie beinahe umgekehrt. Aber sie faßte sich, so blaß sie auch geworden war.

„Siehst du?“ sagte sie zu der Puppe und lehnte die Thür bloß an.

Das war wirklich ein nettes Erkerstübchen! Aber es lag und stand alles recht bunt durcheinander drin. Vorn schien gerade die Sonne durch das Fenster herein, daß es blendete, und in dem Lichtstreifen tanzte der Staub.

„Das ist der Stuhl, auf dem hat Großvater immer gegessen und gelesen; darauf stehen jetzt zwei Laternen; und das ist seine Flinte, mit der ist er mit Vater manchmal in den Wald schießen gegangen. Die alte häßliche Gule da an der Wand hat er auch geschossen und ausgestopft. Und das Bild an der Wand ist die Großmutter, die ist schon lange, lange gestorben, da lebte ich noch gar nicht; und die Uhr neben ihr ging früher, jetzt steht sie, weil sie Großvater nicht mehr aufziehen kann. Das da ist seine große Erbkugel, die kann man drehen.“

Friedchen tippte mit dem Finger dran, aber zu drehen getraute sie sich nicht.

„Da hinten, das sind Ottos Spielsachen.“



Da gab's ein Gerümpel: ein Schaukelpferd war da, Bälle, eine Trommel, ein Korb mit einem Kegelspiel; aber auch ein alter Hut und ein paar Bücher lagen auf der Erde, und ein alter Stiefel, ganz schimmelig schon; und Stroh lag da verstreut, und bei dem Schaukelpferd stand ein Rehrbesen gegen die Wand gelehnt. Das alles mußte Elisabethchen bewundern.

„So jetzt sind wir müde, jetzt müssen wir uns einmal setzen,“ sagte Friedchen. Sie ergriff eine Fußbank und zog sie vor, gegen den Großvaterstuhl hin, wo es sonnig war; da saß sie nun, in einem Arm die Puppe, auf dem Schoß den Hampelmaß, machte die Augen zu und war wirklich müde; halb im Einschlafen stieß ihre Hand gegen den Hampelmaß, daß er vom Schoße auf die Dielen hinabrutschte: sie merkte es wohl, aber sie war schon so faul, daß sie ihn gar nicht mehr aufheben wollte.

Nun schlief sie. Es war still, ganz still um sie.

Mit einemmal sagte es zu ihren Füßen: „Da liege ich nun und bin hingeschlagen, daß mir der Kopf brummt und alle Glieder schmerzen. Aber das ist dir egal; und wenn mich die Mäuse fressen, das ist dir auch egal.“

Das war der Hampelmaß, der sprach, und Friedchen hörte es und sah auf einmal die ganze Stube, obgleich sie die Augen geschlossen hatte. „Ich kann dich doch nicht aufheben, ich schlafe ja,“ sagte sie.

„Ja, aber vorhin hättest du es gekonnt, jetzt ist es zu spät. Meine Frau sagt auch nichts, das ist auch so eine! Wenn die Mäuse kommen, werdet ihr ja sehen, was geschieht.“

„Piep,“ machte es bei den Regeln, wo das Stroh lag. Das war eine Maus. Friedchen hörte es rascheln, und es wurde ihr eiskalt im Rücken — Hopp, hopp — das mußte eine ganze Anzahl Mäuse sein, dort hatten sie gewiß irgend ein Loch.

„Jetzt kommen sie und fressen mich,“ rief der Hampelmaß.

„Hu witt — hu hu hu!“ heulte es gräßlich an der Wand, und dann knackte es, als ob einer auf Nüsse träte. Friedchen fuhr herum: da war es die Gule, die rollte ihre feurigen Augen gegen den Hampelmaß hin, und wie Friedchen wieder nach dem herunter guckte, saß bei ihm eine Maus, die schlug einen Purzelbaum, hob dann das spitze Schnäuzchen zur Gule hinauf und lachte: „Hi hi,“ und immer noch einmal. „Ja wenn du nicht ausgestopft wärest; aber du bist bloß ein Balg, ein Balg bist du; du kannst uns nichts thun, hi hi — hi hi . . .“

Friedchen wollte aufspringen, so entsetzte sie sich; aber sie konnte nicht,

sie saß wie angenagelt. Sie schrie bloß: „Willst du fort, du häßliches Tier! . . . Mutter, Mutter — —“

Aber die Maus rief nach den Regeln zu: „Kommt doch vor, sie schläft ja, sie kann sich nicht vom Flecke rühren.“

Und dann zu Friedchen: „Siehst du, jetzt haben wir dich; deine Mutter hilft dir gar nichts. Aber die stellt immer eine Falle mit Speck auf, und



wenn eine von uns dumm ist, wird sie gefangen und umgebracht. Wenn wir dich nun auch umbrächten?“

„Ja, wir wollen uns das überlegen,“ sagte eine andere Maus, denn es waren mittlerweile noch andere Mäuse herzugespungen. „Wer ist denn das hier?“ Damit lief sie zu dem Hampelmaß und beroch ihn.

„Hilfe!“ schrie der Hampelmaß. „Thut mir nichts, ich bin mit Säge-spänen gestopft, ich bin ganz ungenießbar. Ihr habt gar nichts davon, wenn ihr euch an mir vergreift. Aber die andere Puppe da oben ist, glaube ich, mit Kleie gestopft.“

„Pfui,“ rief da die Puppe Elisabeth, „du schlechter Mann, jetzt will ich von dir nichts mehr wissen; es ist nicht wahr, ich bin auch mit Säge-spänen gestopft.“



Und Friedchen rief ganz außer sich: „Untersteht euch und thut meiner Elisabeth was; und wenn ihr mich beißt, dann wache ich gewiß auf, dann laufe ich und hole Mimi, die Kaze. Die wird dann hier eingesperrt und frißt euch.“

Da steckten die Mäuse die Köpfe zusammen und sprachen heimlich. Endlich sagte die erste zu Friedchen: „Paß nur auf, wir kommen nachher hinauf, dann fressen wir deiner Puppe die Nase ab.“ Und die zweite meinte: „Ja, erst spielen wir noch eine Weile, dann wird die Nase abgefressen. Und vor der Kaze fürchten wir uns gar nicht.“

„Ich bin tot vor Angst,“ sprach der Hampelmaß. „Was einer in der Angst spricht, gilt nicht; ich will nichts von der Kleie gesagt haben.“

„Ja du — dich kennen wir jetzt,“ sagte Friedchen; „von dir wollen wir nichts mehr wissen, dich lassen wir nachher hier oben liegen. Ach Elisabethchen, wenn ich doch eher aufwachte, ehe sie kommen und dich in die Nase beißen! Nun wäre es wirklich besser, du hättest einen Kopf aus Porzellan und wärst keine Schlaspuppe.“

„Ja,“ sagte Elisabethchen, „ich habe so große Angst. Ich werde dann schrecklich häßlich und du hast mich dann gar nicht mehr lieb.“

„Immer und ewig,“ rief da Friedchen. „Ich bin ja schuld, warum habe ich dich herauf gebracht und bin hier eingeschlafen.“

Sie sah sich nach den Mäusen um, und da war es ihr, als ob alles, was in der Stube war, lebendig wäre; nur daß sich nichts von der Stelle rührte. „Du drückst uns nieder — au, du drückst uns nieder,“ rief es im Regellorbe. Der Regellkönig aber, der oben auf lag, versetzte dagegen: „Euer Klagen nützt zu gar nichts, ich bin euer König und kann euch drücken wie ich will; die Mäuse sind wieder da und da schaudert mich, das habe ich mit dem Löwen gemein. Ihr hört doch, wie sie sind, sie wollen jetzt das Friedchen umbringen und ihrer Puppe die Nase abfressen.“ Und die Kugel schrie: „Alle Reume!“ — denn eine der Mäuse kletterte den Korb hoch.

„Piep,“ sagte die Maus und sprang wieder hinunter. „Wenn die Vögel hier singen, wird einer taub. Ich gehe wieder auf meine Trommel.“ Und sie kletterte auf die Trommel und lief so schnell darauf herum, daß sie kaum noch zu sehen war; das gab einen feinen Wirbel und die Trommel schien ganz zufrieden damit zu sein. Der Stiefel daneben lag auch ganz geduldig und sperrte das Maul auf: eine zweite Maus war hineingetroffen, und jetzt rannte sie heraus, rannte um den Regellkorb herum und wieder in den

Stiefel. „Jetzt bin ich zu Hause,“ rief sie, „jetzt könnt ihr mich besuchen.“ Aber es kam keine.

Es war auch nur eine noch in der Nähe, die kugelte den kleinen Ball und sagte immer: „Jetzt beiß ich dich, jetzt beiß ich dich,“ und der sagte: „Beiß doch, beiß doch.“ Er fürchtete sich gar nicht. Aber das Schaukelpferd fürchtete sich, die Augen traten ihm förmlich aus dem Kopfe und es wiegte auf und ab, je näher die Maus kam, desto ärger, und wieherte ab und zu und rief dazwischen: „Bleib mir vom Leibe oder ich zerquetsche dich.“ Auch das eine große Buch, das offen dalag und immer mit den Blättern schlug, hatte wohl Angst. Die Maus ließ endlich von dem Ball ab, saß und hob das Schnäuzchen und schnüffelte gegen das Buch.

„Das zieht hier; ich soll wohl den Schnupfen bekommen? Ich werde mich hüten.“

Damit sprang sie zu Großvaters altem Hut hin, der vor dem Schaukelpferd lag, und war mit einem Saß drin. Da duckte sie sich ein Weilchen und man hörte nichts auf dieser Seite, als das Trommeln und ein Ge-  
knabber im Stiefel und Hut.

„Schlechtes Futter,“ sagte die Maus im Hut, und guckte über den Rand nach Friedchen aus. „Du, jetzt komme ich bald, und dann wird die Nase abgefressen.“

„Komm nur,“ rief die und drückte Elisabethchen fester an sich. „Ich werde schon aufwachen, das wirst du sehen.“

Aber die Maus duckte sich wieder in den Hut.

Hinter Friedchen klirrte es, das waren die beiden Laternen. „Sie sind zu frech!“ hörte man die eine. „Wenn die dicke Flinte nicht solch eine Schlafmütze wäre; die brauchte bloß zu knallen, dann wollten wir sehen, wie sie flögen.“

Aber da knarrte der Großvaterstuhl: „Laßt sie in Frieden, sie ist nicht geladen. Wenn man nichts in sich hat, kann man nichts von sich geben.“

„Hi hi hi“ — piepte es spöttisch von oben. „Ja, wir sind frech, und die Nase wird abgefressen. Aber erst, wenn wir hier mit Seiltänzen fertig sind; und dann springen wir vorher erst noch auf die Großmutter —“

„Wollt ihr wohl!“ schrie da eine Stimme. „Ihr Unverschämten; ich werfe euch hinunter, daß ihr alle Glieder brecht.“ Und dahinter gab es ein Schnurren und ein Stoßen und Klirren hinter Friedchen an der Wand: sie fuhr mit dem Kopfe herum und sah drei Mäuse auf einer Wäscheleine turnen, und das Bild der Großmutter schaukelte an seinem Nagel ganz wild hin und her und schlug gegen die Uhr, daß die immer mitschaukelte; auf der anderen



Seite die zwei Krüge und ein Teller, die auf einem Brett standen, zeternten: „Sie wird uns entzwei schlagen — wir fallen hinunter — wir fallen hinunter.“

Das war ein ganzer Aufruhr an der Wand; der dicke Globus unten brummte: „Da muß man ja verdreht werden, am Ende fallen sie noch auf mich darauf, und dann kommt der Weltuntergang. Wenn ich entzwei geschlagen werde, geht alles drunter und drüber.“ Er bildete sich wahrscheinlich ein, daß er die Erde wäre.

„Ach Elisabethchen, wenn uns doch einer weckte!“ jammerte Friedchen vor sich hin.

Da pochte es ganz spitz am Fenster. „Pü—ip! Was ist denn hier los?“ fragte ein feines Stimmchen draußen, und wie Friedchen sich umsah, war es ein Rotkehlchen.

„Ach du,“ rief Friedchen, „die Mäuse wollen meinem Elisabethchen die Nase abbeißen, und ich schlafe und kann mich nicht rühren.“

„Ei wart einmal,“ piepte das Rotkehlchen, und fort war es. Und Friedchen dachte schon, es wäre am Ende in den Wald geflogen, aber da saß es wieder im Fenster und schlug lustig mit den Flügeln. Und auf einmal ging's bei der Thür: „Wauwau — wauwau . . .“

Da wachte Friedchen auf; vor ihr stand Männe, der Dachshund, und äugte sie an, und in der offenen Thür die Mutter, die sagte eben: „Hier bist du? Was thust du hier oben; ich suche dich und rufe . . .“ Und jetzt fing ein Gekrabbel an, daß Friedchen gar nicht gleich zu Worte kam: wie der Wind huschten die Mäuse von der Leine herunter, und die anderen aus dem Hut, dem Stiefel, von der Trommel herab, ihrem Loche zu, und Männe stuzte erst, dann aber fuhr er mit so gräßlichem Gebell hinter den Mäusen drein, daß sie gewiß eine Angst hatten, wie noch nie, bis sie in Sicherheit waren.

„Männe, Männe,“ rief die Mutter; „ach da sind wieder Mäuse, da muß wieder eine Falle gestellt werden.“

„Ja, und Mimi muß herauf,“ sagte Friedchen, die aufgesprungen war und sich rasch zur Mutter flüchtete. „Ich war eingeschlafen, und da wollten sie erst mich umbringen, und dann wollten sie Elisabethchen die Nase abbeißen. Wenn das Rotkehlchen dich nicht gerufen hätte, dann wäre es geschehen. Und den Hampelmaß da lasse ich oben, Mutter, der ist zu schlecht, der hat den Mäusen gesagt, Elisabeth wäre mit Kleie gestopft.“



## Im Hause des heiligen Nepomuk.



Das Haus des heiligen Nepomuk war eine Kirche. Sie gehörte eigentlich dem lieben Gott, wie alle Kirchen, aber der heilige Nepomuk hatte sie in Verwaltung bekommen und wohnte darin. Mitten in der Kirche, da wo die beiden Kirchenschiffe sich kreuzten, stand er in Stein gehauen und hielt ein Büchlein in der Hand, und ein dicker vergoldeter Draht, der mit Goldsternen besetzt war, lief in der Luft um seinen Kopf herum, der bedeutete den Goldstreifen, den die Maler um die Köpfe der Märtyrer malen. Er war ein schöner Heiliger und hatte einen langen, faltigen Rock an und die Augen zum Himmel aufgeschlagen; es war nur eins schade: daß er nämlich nicht bunt gemalt war. Die Leute wollten ihn immer bunt malen lassen, aber der Herr Pfarrer ließ es nicht zu.

Die Kirche stand in einem Dorfe, ziemlich am Ende, und man mußte eine Steintreppe zu ihr hinaufsteigen, denn sie lag etwas hoch. Sie hatte einen hohen Turm mit einem Gockelhahn als Windfahne auf dem Knopfe, und in dem Turm drei Glocken, eine große, eine kleinere und eine ganz kleine; die ganz kleine wurde nur geläutet, wenn ein Gewitter war, und es hieß, die Gewitter fürchteten sich vor ihr.

Heute wurden nur die beiden anderen geläutet, denn sie hatten den Sonntag auszuläuten. Es war nämlich Sonntagabend, und die Abendsonne versank gerade in dunkelblauen Wolken mit goldblühenden Rändern, während der ganze Himmel darüber mit rotgelbem Feuer brannte. Das Gesicht und die Kleider des kleinen Gottfried, der an der Bachbrücke zwischen den Erlensbüschen stand, waren davon ganz rot gefärbt, weil er eben in die Sonne sah und probierte, wie lange er das aushalten könnte. Das ging nun nicht sehr lange; er drehte sich bald zur Brücke herum, legte die Arme auf das Geländer und hörte dem Abendläuten zu.

„Komm, komm,“ brummte die große Glocke, „komm, komm,“ und die zweite rief mit hellerer Stimme dazwischen: „Komm doch, komm doch!“

„Das ist närrisch,“ sagte der Junge in Gedanken, „es klingt gerade so, als ob sie mich riefen; sonst habe ich nie gehört, daß sie komm, komm! und komm doch! geläutet hätten. Ich möchte wohl wissen, ob ich wirklich damit



gemeint bin.“ Er wäre längst schon gern einmal zu ihnen hinaufgestiegen, aber die großen Jungen, welche der Dorflehrer die Glocken läuten ließ, litten das nicht; sie waren sehr eifersüchtig auf ihr Recht, in den Turm zu klettern, und wehe jedem anderen, der das wagen wollte! Dabei aber erzählten sie Wunderdinge, wie es oben aussähe, daß jeder neugierig werden mußte.

„Ich will es doch einmal thun,“ dachte Gottfried, dem das verlockende „komm doch“ immer in den Ohren summt. Er ging über den Brückensteg und durch die Wiese, dann um das Gehöft seines Vaters, der ein Rätner war, und endlich die Steintreppe hinauf in die offene Turmthür. Mittlerweile aber hatte das Läuten aufgehört; die polternden Tritte der Herabkommenden schreckten den Jungen wieder den halben Aufstieg hinunter, und da die Thür, die vom Turm in die Kirche führte, bloß angelehnt war, schlüpfte er schnell in diese und verkroch sich in einem Kirchenstuhle.

Plötzlich fuhr ein Schlüssel in die Kirchenthür, die Thür schlug zu und am Kreischen und Klirren des Schlüssels hörte Gottfried, daß er eingeschlossen wurde. Jetzt ward ihm ein wenig bange, aber es war zu spät: schon wurde auch die Turmthür abgeschlossen.

Er richtete sich auf. In der dämmerigen Kirche rührte sich nichts, angenommen daß eine Bank leise knackte. In feierlicher Ruhe stand der heilige Nepomuk mit seiner Sternenkronen da; es sah aus, als ob er den stillen Kirchenstühlen eine Predigt hielte, von der nur die Menschenohren nichts vernahmen. Der kleine Gottfried wollte so unhörbar wie möglich auftreten; aber er hatte so schwere Stiefel an den Füßen! Es war bei dem Geräusch, das sie machten, als müßten sich allerlei Dinge plötzlich aufrichten und nach dem Störenfried umsehen, und der schlug ganz erschrocken die Augen nieder und bewegte sich nicht.

Wie er sich endlich furchtsam ein wenig umsah, war alles in der Kirche unverändert; die Bänke standen so andächtig versunken und der heilige Nepomuk war so starr, wie zuvor. Der Junge indessen konnte seine Furcht nicht bezwingen, er stand und stand, bis ihm die Füße ermüdeten; da faßte er sich wenigstens so viel Herz, daß er sich in dem Kirchenstuhle auf die Bank niederlegte und die Augen schloß. Dort schlief er ein.

In der Nacht packte ihn etwas an der Schulter und schüttelte ihn, und als er die Augen aufschlug, stand der heilige Nepomuk vor ihm. Er sah ganz genau aus wie sonst, nur daß alles an ihm lebendig war und daß er in







der einen Hand einen der Altarleuchter mit brennendem Licht darauf hielt, und nicht mehr das Buch.

„He, mein Bürschchen,“ sagte er, „hast du im Dorfe kein Unterkommen, daß du in meinem Hause Nachtquartier suchst?“

„Ach,“ antwortete der Junge erschrocken, „die Glocken im Turm riefen immer komm, komm! und komm doch! und weil ich dachte, ich könnte gemeint sein, so wollte ich gern einmal zu ihnen hinaufsteigen. Aber die Zungen, die geläutet hatten, haben mich hier eingeschlossen, als ich mich vor ihnen verkrochen hatte.“

„So?“ sprach der Heilige und strich ihm über den Kopf, „zu den Glocken wolltest du hinauf? Aber verstanden hast du sie nicht richtig; nur wenn sie zur Kirche läuten, rufen sie komm! aber des Abends sagen sie: Ruht nun! oder: Ruht euch! Man versteht sie freilich schlecht, denn sie haben so ungeschlachte Mäuler und Zungen. Wenn du sie aber einmal sehen willst, so komm mit mir; ich muß meine Mietsleute besuchen und in meinem Hause nach dem Rechten sehen.“

Er nickte dem kleinen Gottfried so freundlich zu, daß der gar keine Furcht mehr spürte; nur großen Respekt hatte er vor dem Heiligen mit dem flimmernden Sternenfranz, und er schlug noch hinter dessen Rücken die Kreuze, die er vorher in der Verwirrung zu machen vergessen hatte.

Der Heilige stieg die Treppe zum Chor hinauf und der Junge hinter ihm drein. Auf der Treppe wandte sich jener noch einmal um. „Wie gefällt dir's denn in meinem Hause, mein Sohn?“ fragte er.

„Gar zu gut, heiliger Mann,“ antwortete der Junge, „alles sieht so schön aus von Blumen, Gold und Bildern, und wenn die Orgel spielt und der Herr Pfarrer Messe liest, ist es am schönsten hier. Es ist alles so feierlich und heilig.“

„Wenn es nur wahr wäre,“ seufzte der heilige Nepomuk für sich. „Man hat keine liebe Not mit einem so großen Hause!“

Vor der Orgel raschelte es, und der Heilige blieb stehen. „Nun,“ fragte er, „was wollt ihr und wo kommt ihr her?“ Und er sah auf sechs Mäuse herunter, die unter der Orgelbank saßen und sich aneinander drückten.

„Ach,“ sagte die größte davon, „wir sind sechs arme Kirchenmäuse und haben uns in den sechs großen Orgelpfeifen niedergelassen. Aber heute war den ganzen Tag ein solcher Zug darin, daß wir dachten, wir müßten

sterbenskrank werden; und nun möchten wir gern eine andere Unterkunft haben.“

„Das ist euch schon recht,“ sprach der Heilige, „wer heißt euch ohne Erlaubnis in meinem Hause Quartier nehmen. In die Orgel lasse ich niemanden hinein; aber ihr könnt mit auf den Turm kommen und in den Kirchboden schlupfen.“

„Wenn wir bitten dürften, möchten wir lieber irgendwohin in das unterste Stöck ziehen,“ meinte die Maus. „Wir möchten uns von den Sämereien auf dem Kirchhofe ernähren, und der Weg vom Boden herunter ist gar zu weit.“

„Nun, meinetwegen,“ sagte der heilige Nepomuk. „Aber droben wohnt heuer noch kein Bettelvolk, und bei meinen lieben frommen Tauben bleibt manches Korn übrig.“

„Das ist etwas anderes,“ sprach die Maus, und die ganze fahlschwänzige Gesellschaft leckte sich vor Vergnügen über so gute Aussichten die Mäulerchen.

Der heilige Nepomuk ging um die Orgel herum zur Ecke, wo die Thür aus dem Chor auf die Turmtreppe führte. Er war schon nahe an derselben, als es irgendwo oben in der Kirche „piep“ machte. Es war ein ganz ver schlafenes Piep, wie von einem Vogel, welcher träumt.

„Geda, ihr dort oben,“ rief der Heilige und leuchtete mit dem Kirchenlicht zu dem Gesims hinauf, „seid ihr immer noch in der Kirche? Habe ich euch nicht das letzte Mal wieder gesagt, daß ihr ausziehen sollt? Leichtfertiges Spötttervolk, das ihr seid: habt ihr nicht wenigstens zehnmal schon allen guten Christen die Andacht gestört, daß sie sogar anfangen zu lachen während der heiligen Messe? Seid ihr nicht dem Herrn Pfarrer so dicht um den Kopf geflogen, daß er aufhören mußte zu predigen? Immer habt ihr mir versprochen, daß ihr euch anders betragen wolltet; aber jetzt nützt es euch nichts mehr, und wenn ich euch bei meiner Rückkehr noch hier finde, so rufe ich die beiden Eulen herunter, dann wißt ihr schon, was euch bevorsteht.“

Auf dem Gesims oben war es ganz still geworden, als der Heilige so zornige Worte sprach, bloß ein paar Köpfe mit Schnäbeln daran reckten sich vorsichtig über den Rand.

„Die eilen sich gewiß, daß sie fortkommen,“ dachte der kleine Gottfried. „Ich weiß schon, wer es ist: es sind die vier Sperlinge, die immer während der Kirche so viel Geschrei machen. Es geschieht ihnen schon recht jetzt!“



Indessen rührte der Heilige mit dem Zeigefinger an das Thürschloß, da sprang die Thür auf; die Mäuse schlüpften vornweg, dann schritt der heilige Nepomuk hinaus, und der Junge folgte. Hinter ihnen wurde es dunkel in der einsamen Kirche.

Sie wandelten die Stiegen aufwärts, und plötzlich stieß der Heilige eine Fallthüre auf und sie erblickten die Glocken. Der kleine Gottfried hatte Herzklopfen vor Aufregung. Aber was für Ungeheuer waren das auch! ausgenommen die Gewitterglocke, die war nicht sonderlich groß. Hinter dem heiligen Nepomuk hervor sah er mit Scheu in den finsternen Schlund der allergrößten, aus welchem der armdicke Klöppel wie eine lange Zunge hing; sie war von Alter ganz voller Grünspan, außen mit Schrift bedeckt, und oben hatte sie eine Krone auf, woran sie im Balkenwerk befestigt war. Ringsum ragte, von der Kerze schwach beleuchtet, Balken an Balken gekuppelt, und dahinter gähnte Finsternis, die tiefste aber hoch oben im Turmhelm. Man hörte das Kreischen des Wetterhahnes, das dumpfe Tictack der Turmuhr und das Windessausen in dem Gebälk und Sparrenwerk, denn der Wind hatte sich draußen aufgemacht und kam zu den Schalllöchern herein, daß sich Gottfried nicht genug über die Kerze in der Hand des Heiligen wundern konnte, die so ruhig brannte wie in einer Stube.

Der Heilige ließ sich auf einer Bank an der Wand nieder. „Siehst du, das sind die Glocken,“ sagte er.

„Ich habe sie sehr lieb, weil sie immer so prächtig und feierlich zur Kirche und zum Beten rufen,“ meinte der Junge und tippte mit den Fingern zaghaft auf den Mantel und auf die Zunge der allergrößten.

Der Heilige nickte. „Ja, ja, sie sollten eigentlich immer nur der Kirche dienen, aber sie gehören auch der Welt an, wie alles, und darum hat auch der Böse sein Teil an ihnen. Wer sie läutet, dem reden sie nach dem Munde. Es war einmal ein großer Aufruhr gegen die Obrigkeit in eurem Dorfe, ehe du geboren wurdest, mein Sohn; damals stellten sie Pferde in mein Haus und hängten mir die Pferdezügel auf den Arm; eine schlimme Zeit, mein Sohn! Und hier oben nahmen sie die Glocken beim Strick und zogen, was sie konnten. Weißt du, was die schrieten? Schlage tot! und: Hau zu! Es ist kein rechter Verlaß auf die Großmäuler da.“

„Wie streng er ist,“ dachte der kleine Gottfried; „an allem hat er etwas auszusetzen. Bloß an mir noch nicht.“

Es kam ihm vor, als höre er ein leises Summen in den Glocken, und

er legte das Ohr an den Mantel der großen und vernahm das Summen deutlicher. Immerfort zog es sich in dem Erzmantel hin; es war, als ob beständig etwas an ihm entlang striche.

„Hörst du es?“ sagte der heilige Nepomuk. „Das ist das Säusen der Zeit. Niemand sieht sie, und sie ist doch überall und fließt durch alles in der Welt. Sie streift auch die Räder der Uhren und dreht sie, darum kannst du an den Uhren sehen, wie schnell sie geht, und an den Glocken kannst du hören, wie sie daran entlang huscht. Sie fließt ohne Anfang und Ende, so wie die Wasser auf der Erde kreisen, denn sie kommt aus der Ewigkeit, und wo sie hinfließt, das ist auch wieder die Ewigkeit. Wenn sie nur nicht alles auseinander spülen wollte! Ein Stückchen nach dem anderen bröckelt sie von den Dingen, bis sie am Ende zerfallen. Mein Haus wird sie auch noch ganzerspülen, das sehe ich schon kommen!“ Und der heilige Nepomuk sah vor sich hin und schüttelte den Kopf, während der kleine Gottfried immer noch auf das wunderfame Säusen horchte und gar nicht darauf achtete, wie sich neben der zweiten Glocke ein Hammer hob.

„Bumm!“ dröhnte es, so mächtig, daß der Junge vor Schrecken in die Kniee sank.

„Es hat bloß die Viertelstunde geschlagen; das ist ihre Stimme, die Stimme der Zeit,“ sprach der Heilige und mußte über den Schrecken des kleinen Gottfried lächeln. „Aber wir müssen jetzt weitergehen. Kannst du klettern?“

Der Junge nickte.

„Es geht hoch hinauf, von einer Leiter zur anderen bis zu dem Turmknopf; komm nur mit, es soll dir nichts geschehen. Ihr könnt warten, bis wir zurückkehren!“ Das letzte sagte er zu den Mäusen, an die Gottfried gar nicht mehr gedacht hatte; die hatten sich unter die Kleider des heiligen Nepomuk versteckt, und als er aufstand, kamen sie zum Vorschein.

Es war ein gefährlicher Aufstieg; die erste Leiter stand noch auf dem Glockenboden, aber die anderen bloß auf Balken, und sie schwankten ziemlich stark. Auf der zweiten Leiter hielt der Heilige inne, denn es schwirrten und schwebten schwarzbraune Dinger um ihn herum; das waren Fledermäuse.

„Nun, ihr braunröckichten Schlecker,“ sagte der Heilige, „der Winter kommt bald, die große Fastenzeit; vergeßt heuer nicht so oft, daß ihr euch alsdann ruhig an den Weinen aufhängen und kasteien sollt. Ich will nicht



hoffen, daß ihr wieder bei jedem bißchen warmer Luft ausfliegt und heimlich den Leib mit Fleisch anfüllt."

"Gewiß nicht, heiligster Herr," sprach eine dicke Fledermaus und setzte sich ohne weiteres Gottfried auf den Kopf, daß der schauderte. "Du kannst sicherlich glauben, daß wir das nur thun, wenn Gefahr des Hungertodes vorhanden ist; die da oben, die Eulen, würden es sonst schwerlich ungestraft lassen."

"Schon gut," antwortete der heilige Nepomuk; "habt ihr etwas zu klagen? Wo nicht, so hebt euch von dannen."

"Nein," sagte die dicke Fledermaus und flog auf. Die ganze Schar schwirrte noch ein paarmal um den Heiligen herum, der mittlerweile weiterstieg, und dann verschwanden sie in der Finsternis.

Ganz weit oben, im Gehälf der Helmspiße, saßen in zwei Ecken zwei Turmeulen. Sie sahen beide sehr ehrwürdig und dick aus. "Guten Abend, ihr Herren," sprach der Heilige zu denen, und sie erwiderten: "Guten Abend, heiliger Herr," und verneigten sich gravitatisch.

"Wie steht es?" fuhr der heilige Nepomuk fort, "habt ihr noch nicht entdeckt, wo die vielen Tauben hinkommen, die ich immer vermissen muß, wenn ich mir den Schlag ansehe? Es ist die höchste Zeit, daß dem ein Ende gemacht werde."

"Ja," antwortete eine der Eulen, "wir wissen jetzt, daß sie sich haben verführen lassen, einen anderen Schlag aufzusuchen. Der Dorfschulze hat seinem Sohne einen neuen, prächtigen Taubenschlag bauen lassen und fremde, seltene Tauben von ausnehmender Schönheit hineingesetzt; alles lockt dort: die fremden Tauben, die den unserigen gefallen, der Knabe, der ihnen das beste Futter streut, dazu die neue hübsche Wohnung. Zwar lassen wir nicht ab mit Zureden und Drohen, aber das Herz einer Taube ist schwach; auch wissen sie, daß wir sie nur im Dunkeln bestrafen können, und der Knabe ist vorsichtig genug, abends seinen Taubenschlag fest zu schließen."

"Aha," dachte der kleine Gottfried, "das ist Schulzens Friedrich, der alle Tauben im Dorfe zu sich lockt; ich werde es ihm einmal sagen, daß der Heilige böse auf ihn ist."

"Ihr seid zu nachlässig und zu sicher gewesen," schalt der heilige Nepomuk; "jetzt habt ihr das Unglück. Faulle Bäume seid ihr, und man vertraut euch so viel an. Die Sperlinge werden auch immer frecher und schreien draußen in meinen Mauern, daß ich es den ganzen Tag hören muß. Wenn ihr um-

sonst in meinem Hause leben wollt, sollt ihr euch wenigstens meiner Sachen annehmen!" Damit drehte er sich herum und begann wieder die Leiter abwärts zu steigen. Die Eulen knackten verdrießlich, und der Wetterhahn knarrte und kreischte, und der Wind wehte heftiger den Turm herauf, als ob draußen Sturm wäre. Als sie wieder auf dem Glockenboden standen, fuhr es wirklich sturmesstark zu den Schalllöchern herein, und es wollte Gottfried bedünken, als ob sogar die Glocken schon hin und her schwankten.

Der Junge hatte ordentlich Furcht vor seinem Führer bekommen, weil der nun auch die Eulen so heftig angefahren hatte; aber als er einen verstoßenen Blick in dessen Gesicht warf, schien er doch mehr betrübt als zornig zu sein. „Kommt, ihr Armenhäusler,“ rief er zu den Mäusen hin, die ihn alle sechs erwartungsvoll betrachteten. Er schloß bloß durch einen Fingertupf den großen Kirchenboden auf, und alle traten hinein. Und da gab es Tauben! An den Seiten entlang saß Nest bei Nest; an den Dachsparren waren Bretter angenagelt, und sie waren wieder ganz voller Nester. Taubenköpfe mit neugierigen, blinzelnden Augen zogen sich aus den Flügeln und stießen gurrende Töne aus: in ein paar Augenblicken war alles wach, flog dem Heiligen vor die Füße und ruckte und duckte sich, daß man sich ein lustigeres Gewimmel gar nicht denken konnte.

„Guten Abend, meine lieben Kinder,“ sagte der heilige Nepomuk. „Ich bringe euch ein paar arme Kirchenmäuse, denen ihr etwas Futter abgeben sollt, wenn die Kröpfchen recht voll sind. Ich höre, daß sich manche von euch haben verführen lassen, einen anderen Schlag aufzusuchen. Es wird ihnen zu ihrem Verderben gereichen, das sage ich euch, um euch zu warnen; denn die Schulzenfrau ißt gern gebratene Tauben, aber ihre eigenen kostbaren Tiere wird sie nicht schlachten, die müssen vielmehr euch arme Feldflüchter hinüberlocken, und die der Verlockung folgen, müssen es mit dem Leben büßen.“ Nach diesen Worten griff er in die Tasche und brachte das Buch heraus, das er sonst immer in der Hand hielt, wenn er in der Kirche stand; und als von einem Druck der Deckel aufsprang, sah der kleine Gottfried, daß es gar kein Buch war, denn jener schüttete einen Wurf nach dem anderen heraus: Weizen, Erbsen, Wicken. Es war, als ob das Kästchen gar nicht leer würde. Endlich klappte er es zu und steckte es wieder ein, winkte mit der Hand über die Tauben und verließ den Boden, und der Junge mit ihm.

„Schlechte Zeiten,“ sagte der heilige Nepomuk für sich und schüttelte den Kopf, „schlechte Zeiten. Die Neugier verführt alles! Eigentlich bist du auch



so ein neugieriger Bursche, mein Sohn," wandte er sich plötzlich zu Gottfried herum, daß er zusammenfuhr. „Du könntest ruhig zu Hause im weichen Bette schlafen, statt hier in nachtschlafender Stunde im Turm herumzuklettern, daß dein Vater und deine Mutter sich zu Tode ängstigen — —“

Ein mächtiger Windstoß fauste über die beiden, daß Gottfried die Augen schließen mußte. Es war ihm gewesen, als ob die Kerze in der Hand des heiligen Nepomuk erloschen wäre; und als er die Augen wieder öffnete, war es richtig stockfinster um ihn und der Heilige verschwunden.

„Wo er nur so schnell hingekommen ist?“ dachte der Junge. „Aber ich hab's nun doch noch bekommen wegen meiner Neugier; und ich bin doch bloß gegangen, weil ich dachte, die Glocken riefen mich!“

Es wurde ihm unheimlich auf dem finsternen Glockenboden; er tappte nach der Bank hin; unter die wollte er sich legen und einschlafen. Zum Liegen kam er auch wirklich, aber zum Einschlafen nicht. Er dachte an Vater und Mutter, die sich ängstigen würden. Der Sturm heulte durch die Balken, daß es allenthalben knackte, immer wilder kreischte der Wetterhahn und über-tönte fast das mächtige Tictack der Turmuhr. Aber das Summen in den Glocken war deutlich hörbar, und der kleine Gottfried dachte der Worte des Heiligen von dem Sausen der Zeit und von dem wunderbaren, unsichtbaren Strom, der durch alles rauscht. „Gewiß rauscht er durch mich auch," sprach er bei sich. „Manchmal, wenn ich still auf dem einen Ohr liege, höre ich solch ein Summen und Rauschen darin: das wird gewiß der Strom sein!“

„Piep!“ machte es im Schallloch, und es kam etwas hereingeschwirrt und setzte sich über ihm auf die Bank. „Gott sei Dank, hier sind wir," sagte es. „Keinen Hund jagt man bei dem Wetter vor die Thür, aber uns jagt er doch zum Tempel hinaus.“

„Du bist schuld daran," piepte eine andere Stimme, „du bist so vorlaut. Warum hast du während der Messe vor allen Leuten geschrien: er wäre gar kein Heiliger, es hätte gar niemals ein heiliger Nepomuk in Prag gelebt, und also hätte auch keiner die Brücke hinabgeworfen werden können. Du konntest dir denken, daß er sich das nicht gefallen lassen würde.“

„Und wahr ist es doch," sagte die andere Stimme wieder.

„Du brauchtest es aber nicht gerade auszusprechen, wo er dabei war. Wir hatten eine so hübsche bequeme Wohnung!“

„Ei was, wir finden auch eine andere. Es ist ein Glück, daß wir heil und gesund hier hereingekommen sind; diese Nacht droht uns hier keine Ge-

fahr, und morgen am Tage suchen wir wegen einer Unterkunft. Aber ich fliege tiefer hinunter in den Turm; es ist kalt hier." Damit schwirrte es weiter.

"Das waren die Sperlinge aus der Kirche," dachte Gottfried. "Es sind recht dumme Sperlinge; was sie da von dem Heiligen sagen, ist ganz dumm. Wie könnte er denn in der Kirche stehen, und als Heiliger dazu, wenn er gar nicht gelebt hätte? Und er hat ja doch mit mir gesprochen!"

"Bumm!" machte die mittlere Glocke, aber gar nicht laut, und nach einiger Zeit wieder und immer wieder, und auch lauter. Die kleine Glocke fing auch an, und endlich sogar die große. Von dem Hammer konnte das nicht herrühren. Gottfried wurde ganz munter und öffnete die Augen; da sah er, wie sich alle drei Glocken im Dunkel auf und nieder schwingen. Der Sturm war es, der sie läutete, derselbe Sturm, der um die Mauern heulte und den Turmhelm schüttelte, daß er schwankte und in allen Fugen ächzte und krachte. Wie schauerlich das verwirrte Läuten sich anhörte! Wenn der Mund der großen Glocke sich zur Bank hin kehrte, war es dem Jungen, als ob die Zunge darin immer länger und länger sich nach ihm ausstreckte. Was sollte er thun? Gern wäre er hervorgekrochen und die Treppe hinunter gelaufen, den Sperlingen nach: aber die Zunge, die Zunge! Sie reichte dann vielleicht gerade bis zu ihm.

Sein Entsetzen wuchs. "Heiliger Nepomuk, hilf mir!" schrie er, "sie will mir etwas thun!" Und plötzlich hörte er Schritte die Treppe heraufpoltern.

Aber es war nicht der heilige Nepomuk, der kam, sondern Bauern mit Laternen, und darunter sein Vater. "Seht ihr's, daß es der Junge war, der geläutet hat?" rief der Schulze und zog ihn unter der Bank hervor.

"Ach nein," stammelte Gottfried, "es ist der Wind; ich habe mich bloß nicht hinuntergetraut, als mich der heilige Nepomuk hier oben allein gelassen hatte."

"Wirklich, der Wind!" sagte der Schulze kopfschüttelnd und sah den schwingenden Glocken zu. "Jetzt komm und erzähle, Junge, was du hier oben zu thun gehabt hast."





## Die schuldige Hand.



Mutter, darf ich?“ fragte das Kind, und dabei stellte es sich auf die Beinen und tauchte die ganze rechte Hand in das Apfelmus.

„Willst du die Hand davon lassen, Naschlaze!“

Aber das Kind leckte die Fingerchen ab, und dann griff es wieder in den Teller; und als die Mutter es vom Tische forthob, zappelte es mit den Beinen und schrie: „Dumme Mutter! — dumme Mutter!“ — und wie es wieder auf den Beinen stand, ballte es die Faust und schlug sie in ihr Gesicht.

Das Kind hatte seine Mutter geschlagen!

„Gott wird dich strafen,“ sagte die Mutter traurig und ließ das Kind stehen.

Als es nun schlafen ging, gab ihm die Mutter keinen Kuß.

„Kuß mich doch, Mutter,“ sprach es, „sonst kann ich nicht schlafen.“ Aber die Mutter sagte kein Wort und ging wieder in die Stube.

Das Kind schlief auch ohne Kuß. Aber mitten in der Nacht wachte es auf und sah den Mond in die Kammer scheinen, und das Mondlicht fiel gerade vor ihm auf die Bettdecke. Da nahm es den rechten Arm heraus und wollte hineingreifen: mit einemmal sah es, daß es gar keine Hand mehr daran hatte.

Darüber verwunderte sich das Kind und dachte: ob die Hand wohl hinuntergefallen ist? Es blickte über den Bettrand auf den Boden: dort lag etwas. Das Kind schob die Bettdecke zurück und stieg im Hemdchen auf die Erde; aber es war nichts weiter als einer von seinen weißen Strümpfen, der vom Stuhle gefallen war.

Darauf blickte es nach dem Fenster, und es dünkte ihm sonderbar, daß dies offen stand. Wie es nun hinging, sah es draußen eine Hand hängen. Da kletterte das Kind auf das Fenster und griff nach der Hand; es war aber wieder nur ein Handschuh, den der Vater am Abend gewaschen und zum Trocknen hinausgehängt hatte.

„Ach Gott, wenn ich doch meine Hand wieder hätte!“ sagte es und seufzte.

Da sah es gen Himmel und mitten in ein Licht hinein, das war größer als alle Sterne, nur nicht so groß wie der Mond. Und wie es eine Weile

geblickt hatte, wurde es ihm so leicht, als müsse es fliegen können, und mit einemmal hob es sich vom Fenster in die Luft und stieg höher und höher.

Es blickte auf die Erde zurück und sah tief unten die Stadt im Mondesdämmer. Es sah den Bach glitzern und den Kirchturm ragen, und die Uhr auf dem Turm hob aus und schlug viele Schläge. Es erblickte auch das



Haus seiner Eltern mitten zwischen den anderen Häusern. Die Hunde bellten immer einer um den anderen, als ob sie im Zorn miteinander sprächen.

„Wie garstig sie sind!“ sprach das Kind bei sich; „sie werden alle Leute in der Stadt aufwecken!“

Die Mondstrahlen kamen geflogen und besahen sich das fliegende Kind, dann kehrten sie wieder um. Ein paar Sternschnuppen schossen vorbei, sie sahen aus wie fallende Thränen; und als das Kind um sich blickte, da waren die Sterne lauter Augen, daraus mochten jene Thränen wohl geflossen sein, denn die Sternenaugen schauten so ernsthaft und traurig nieder, daß es gar nicht zu sagen war.

Da fing das Kind auch an zu weinen, und sein weißes Hemdchen ward naß davon.



„Wenn ich nur erst meine Hand wieder hätte,“ sprach es.

Das Licht über ihm aber ward mittlerweile größer und größer, je näher es demselben kam. Endlich stand das Kind in einem so feurigen Glanze, daß auf der Erde nichts Feurigeres und Glänzenderes zu finden war, und wie es die Augen aufschlug, sah es den lieben Gott auf einem hohen Stuhl sitzen, und alle Engel waren dabei, die hatten Flügel wie ein Stück Regenbogen.

Da trat ein Engel vor den hohen Stuhl und hielt eine Kinderhand, die wies er vor und sprach mit betrübter Stimme: „Mit dieser Hand hat ein Kind seine Mutter geschlagen.“

„Ach Gott,“ dachte das Kind, „das wird gewiß meine Hand sein.“

Wie der Engel gesprochen hatte, senkten alle anderen Engel die Köpfe bis auf einen, und als das erschrockene Kind den anblickte, meinte es, daß es seine Mutter sein könnte, und wäre gern zu ihm hingeflogen; aber es konnte sich vor Angst nicht rühren.

Der liebe Gott auf dem Stuhl aber sprach mit mächtiger Stimme: „Wer will die Hand verteidigen?“

Darauf ward eine große Stille, daß man die Flügel rauschen hörte.

Da sprach er weiter: „Zeichne sie!“ Und ein Engel flog hervor, der hatte ein glühendes Eisen und näherte sich der Hand.

„Meine Hand!“ schluchzte das Kind. „Er wird mir meine Hand verbrennen!“

Aber da stürzte der Engel, welcher der Mutter glich, vor, und wie das Kind genau hinblickte, sah es wirklich seine Mutter. Sie fiel vor dem hohen Stuhl nieder, hob ihre Hände auf und rief: „Gebt mir die Hand meines Kindes, ich will die Strafe auf mich nehmen, ich will die Schuld meines Kindes tragen.“

Da nickte der liebe Gott, und der Strafengel mit dem glühenden Eisen zog ihr damit einen Streifen um ihre rechte Hand. Aber die Hand wurde nicht versengt davon, sondern wo er hingetroffen hatte, blühten rote und weiße Rosen auf, und zuletzt hatte sie ein Rosenarmband umhängen. Danach trat der Engel, der die Kinderhand hielt, zu ihr, küßte sie auf die Stirn und sprach: „Mutterliebe ist über alle Kraft auf der Erde.“ Und er führte sie dorthin, wo das Kind stand, und setzte ihm die Hand an das Armchen, und der liebe Gott auf dem Stuhl sprach: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“

Da umfaßte die Mutter das Kind und nahm es auf den Arm, und sie flogen tiefer und tiefer — —

Mit einemmal lag es im Bett, und die Mutter stand bei ihm, und es war Morgen. Die Mutter hielt wirklich den Arm um das Kind geschlungen, trocknete ihm die Thränen ab und streichelte ihm leise und liebevoll das blonde Haar. Aber das Kind wollte nicht aufhören zu schluchzen.

„Mutter,“ sagte es, „du bist meine allerliebste Mutter, und sie sollen mir ganz gewiß die Hand verbrennen, wenn sie dich wieder schlägt!“



## Der Minimus.



Der Minimus war ein pußiges Kerlchen, das der kleinen Margarete gehörte; ein winziges Teufelchen aus Glas, mit Hörnern und einem Stummelschwänzchen. Am ganzen Leibe war er schwarz wie Pech, nur die Augen waren korallenrot mit einem schwarzen Tupf darauf.

Er tanzte für sein Leben gern, aber auf eine ganz besondere Art. Seine Wohnung war eine sehr weithalsige Flasche voll Wasser, über deren Hals man ein Stück Schweinsblase gebunden hatte. In der Flasche saß er immer dicht oben bei dem Stück Schweinsblase und paßte auf, ob niemand käme, der ihn tanzen sehen wollte, und sobald jemand kam und auf die Blase drückte, fuhr er von oben durch das Wasser bis auf den untersten Grund. Man brauchte bloß oft hintereinander zu drücken, dann gab es einen richtigen Tanz; und das war eben die Art, welche der Minimus liebte.

Die kleine Margarete besaß ihn noch nicht lange. Er hatte früher einem Manne gehört, der damit auf den Jahrmärkten herumgezogen war und den Leuten weisgemacht hatte, der Minimus prophezeie ihm alles, was er wissen wolle. Wer nun gern prophezeit haben wollte, der bezahlte dem Manne etwas, und dafür log ihm der vor, was ihm eben einfiel. Auf dem letzten Jahrmarkt hatte ihn Margarete gesehen mit seinem Minimus, und ihr Vater



hatte diesen dem Manne ablaufen müssen, weil er ihr besser gefiel als alles, was sonst auf dem Markte war.

Zuerst hatte der Minimus immer in der Wohnstube gestanden. Aber die kleine Margarete besaß eine eigene Stube, in der sie arbeitete, spielte und schlief; und jetzt durfte sie die Flasche mit dem Teufelchen in ihre eigene Stube mitnehmen und zu ihren anderen Spielsachen stellen. Ihre Puppen hatten bis jetzt noch gar nichts von dem neuen Spielzeug gewußt; bloß hatten sie sich verwundert, daß Margarete gar nicht mehr so oft zu ihnen kam und gar nicht mehr so zärtlich mit ihnen war wie früher, und sie waren etwas beleidigt darüber.

Mit einemmal kam sie und setzte den Minimus auf den Puppentisch, und damit er Platz hätte mit seiner Flasche, warf sie ohne Umstände Fräulein Elise, die große blonde Lockenpuppe mit dem rotsamtenen Schleppkleide, in die eine, und den dicken Kürassier, ihren Bräutigam, in die andere Ecke der Puppenstube. Man kann sich denken, in welche Aufregung diese beiden über eine solche Behandlung gerieten und was für liebevolle Gefinnungen sie für den Ankömmling hegten, wegen dessen so wegwerfend mit ihnen verfahren wurde!

Margarethen war kaum hinaus aus der Stube, da fing auch schon das Gerede an.

„Ich hätte sie doch für zartfühlender gehalten,“ sagte Fräulein Elise. „Man ist doch schon eine erwachsene Person und von gutem Herkommen, wie jeder an meinem Anzuge sehen kann; und man ist nicht gewohnt, in die erste beste Ecke geworfen zu werden. Es wird immer besser. Was sagen Sie dazu, Herr Friedrich?“ So hieß nämlich der Kürassier.

„Geworfen kann man eigentlich nicht sagen,“ versetzte der, obschon ihn alle Glieder schmerzten, „höchstens etwas unsanft gelegt; geworfen, das wäre eine Beleidigung für uns, so etwas kann uns gar nicht passieren, dazu sind wir zu stolz.“

„Sie haben recht,“ erwiderte Fräulein Elise. „Sie denken immer nobel, und das freut mich an Ihnen. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich sehr unsanft behandelt worden bin; wenn ich nicht so gute Nerven hätte, wäre ich gewiß ohnmächtig geworden. Und das um einer solchen verächtlichen kleinen Mißgeburt willen, die so schwarz wie ein Rauchfanglehrer aussieht!“ Damit warf sie einen zornigen Blick auf den Minimus, der sich um gar nichts kümmerte, sondern oben in seinem Flaschenhalse stat und ein wenig mit den Beinchen strampelte, weil das Wasser noch unruhig war.

„Ich bin wütend auf ihn,“ sagte heimlich der Kürassier; „aber man muß etwas vorsichtig sein. Wenn ich nicht irre, so ist er ein kleiner Teufel. Es sieht freilich aus, als ob er in die Flasche gebannt wäre, aber es wäre doch möglich, daß er heraus könnte, und wenn er sich dann rächen wollte, so dürfte es uns schlecht ergehen.“

„Sie sind auch gar zu vorsichtig,“ sprach Fräulein Elise empfindlich; „Sie verlangen, daß man sich alles gefallen lassen soll. Wozu hat man denn einen Bräutigam, und noch dazu einen, der ein Kürassier ist! Es scheint mir beinahe, als ob Sie ein wenig feige wären; wenn ich das merke, das sage ich Ihnen, dann ist es mit unserer Verlobung aus.“

„Ha!“ rief der dicke Kürassier, „ich schlage ihn mit samt seiner Flasche in Stücke, wenn Sie das verlangen, angebetetes Fräulein Elise; aber natürlich erst in der Nacht, wenn ich den Gebrauch meiner Gliedmaßen habe.“

Drei andere Puppen Gretchens hießen Fräulein Bertha, Fräulein Amalia und Fräulein Ludmilla. Es waren gewöhnliche Puppen mit Porzellanköpfen. Sie lagen alle drei hinter der Puppenstube auf dem Rücken und ärgerten sich, daß sie die Unterhaltung der beiden mit anhören mußten und von der Neuigkeit nichts sehen konnten, denn sie waren alle drei außerordentlich neugierig.

„Man ist freilich daran gewöhnt, zurückgesetzt zu werden,“ sagte eine. „Den beiden da vorn ist er doch wenigstens vorgestellt worden; um uns hier kümmert man sich nicht.“

„Du hörst ja, es ist nichts Besonderes an ihm,“ sprach die zweite; „ein kleiner mißgeborener Teufel, der in eine Flasche gebannt ist und ganz schwarz aussieht. Ich kann ihn mir denken, als ob ich ihn vor mir hätte; ich trage gar kein Verlangen, ihn kennen zu lernen.“ Aber sie stellte sich nur so; sie starb fast vor Neugierde.

„Mich freut nur, daß die da drüben einen tüchtigen Aerger haben,“ sagte die dritte. „Solchen hochmütigen Personen kann man es gönnen. Und in der Nacht werden wir ihn doch sehen.“

Es war noch ein großes Wickelkind von Wachs da, das sagte gar nichts, denn es schlief immer, außer wenn die kleine Margarete es aufnahm, dann wurde es munter und machte die Augen auf. Ein recht gutartiges Kind war es.

Die einzige Person, die den Minimus noch zu Gesicht bekam, war die Köchin mit der weißen Lätzschürze, die in der Küche neben der Puppenstube



saß. Sie entsetzte sich vor seinem Anblick, weil sie schreckhafter Natur war, und nahm sich vor, in der Nacht gleich hinter die Puppenstube zu kriechen, sobald sie würde gehen können.

Der Tag verging, und die kleine Margarete kam in ihre Stube, wo ein Nachtlächten brannte, um sich schlafen zu legen. Zuvor drückte sie noch einigemal zärtlich auf die Schweinsblase und lachte ganz glücklich, wie der Minimus vergnügt hinunter- und wieder herauf fuhr. Zuletzt kam er so weit auf die Seite, daß er an das Glas anschlug, als er nach oben kam. Das gab einen feinen Ton.

„Er macht auch Musik,“ sagte Margarete. „Das ist wieder etwas Neues. Wenn ich nur mehr Zeit hätte, mit ihm zu spielen! Aber seit ich in die Schule gehe, muß ich nur immer lernen und schreiben; und ich lerne gar nicht gern, weil alles sehr schwer ist.“

Damit stieg sie in das Bett. Nicht einmal einen Blick bekamen die Puppen von ihr.

Als die Pisperstunde da war, in der die Puppen sich bewegen können, sprang zuerst die Köchin auf und rannte um die Ecke der Küche; sie sah bloß noch die letzten Kleiderfalten von Bertha, Amalia und Ludmilla hinter der Puppenstube, denn die befanden sich schon auf dem Wege nach vorn, wo der Kürassier eben dem Fräulein Elise die Hand gereicht hatte, um ihr aufzuhelfen. Nur der Minimus war still und rührte sich nicht; er drehte ihnen sogar den Rücken zu, weil er zu Margaretens Bette hinübersah.

„Schön guten Abend,“ sagte Fräulein Ludmilla; „wir haben ja angenehme Gesellschaft bekommen!“ und hinterher lachte sie spöttisch zu dem Minimus hinüber.

„Eine schöne Gesellschaft, ja wohl,“ versetzte Fräulein Elise; „ich hätte es nie geglaubt, daß man uns wegen eines solchen abscheulichen Geschöpfes vernachlässigen könnte. Ich denke doch, daß wir einige Ansprüche an Achtung haben. Aber selbst das kleine Ungeheuer hat schon gemerkt, daß wir nichts mehr gelten, und hält es nicht einmal für nötig, uns das Gesicht zuzukehren. Nun, man hat zum Glück einen Bräutigam, der Soldat ist; er wird dafür sorgen, daß dieser kleine Schornsteinfeger da uns einige Achtung bezeigt.“

„Ich werde gleich mit ihm reden,“ sagte der dicke Kürassier und strich seinen Schnauzbart. „Er soll mich schon kennen lernen. Die Hauptsache aber ist, daß wir erfahren, ob er aus der Flasche fahren kann oder nicht.“

„Nun, so gehen Sie doch und untersuchen Sie das, Herr Friedrich,“ sprach das Fräulein Elise ungeduldig.

„Jetzt gehe ich,“ versetzte der Kürassier. Und er ging mit gewaltigen Schritten bis an die Flasche.

„He, Sie da drinnen, Sie können wohl nicht aus Ihrem Gefängnis heraus? Wenn das ist, so werde ich den Bindsaden um die Blase zerschneiden.“

„Meinetwegen,“ antwortete der Minimus, ohne sich umzudrehen. „Aber nachher müssen Sie mich wieder einbinden.“

„Haha!“ lachte der dicke Kürassier. „Er kann nicht heraus, nun wissen wir's ja. Bloß durch meine Schlaubeit habe ich das herausbekommen. Sie können sich ganz ruhig hinstellen, meine Damen, und ihn besehen.“

„Wirklich, das haben Sie sehr fein eingefädelt,“ sagte Fräulein Elise zärtlich. „Sie sind so schlau, daß wir Sie nur bewundern können.“ Und nun raufchte sie mit dem rotsamtenen Schleppkleide herzu und die drei anderen Fräulein auch.

„He,“ schrie nun der Kürassier, indem er mit dem Fuße an die Flasche stieß, „wollen Sie sich da drinnen nicht einmal umdrehen, wenn hier vier schöne Damen kommen, die Sie sehen möchten?“

Der Minimus war voll Born, denn er merkte, daß man ihn bloß gefoppt hatte und sich über ihn lustig machen wollte. Wie der Blitz so schnell fuhr er herum und steckte seine Zunge heraus so lang er konnte, und dazu glühten seine kleinen roten Augen ordentlich.

„Pfui, wie gräßlich!“ hauchte Fräulein Ludmilla und schloß die Augen. „Halten Sie mich, Herr Friedrich, mir wird ganz übel!“ Aber Herr Friedrich hielt sie nicht, denn er merkte, daß sie auch ohne ihn stehen konnte.

„Sie besitzen viel Lebensart, Sie kleiner Tintenengel da drinnen,“ sagte höhnisch Fräulein Elise; „Sie scheinen sich immer in der feinsten Gesellschaft bewegt zu haben. Wahrscheinlich waren Sie einmal Straßenjunge.“

„Oder ein Schornsteinfeger,“ sprach Fräulein Bertha.

„Nein, ein Kohlentreter,“ meinte Fräulein Amalia.

„Sie haben wohl einmal zu tief in die Flasche geguckt, so daß Sie hineingefallen sind?“ fragte der Kürassier, und die vier Fräulein fanden den Witz wundervoll. „Was machen Sie denn da oben?“ fuhr Herr Friedrich fort. „Sie sind wohl wohl wasserscheu? Wollen Sie nicht einmal ein bißchen untertauchen?“ Und klatsch! schlug er auf die Schweinsblase, daß der Minimus auf den untersten Grund fuhr.



„Nein, wie possierlich!“ lachte Fräulein Ludmilla; „das müssen Sie gleich wiederholen, Herr Friedrich!“

Klatsch! ging es wieder, und der arme Minimus, der gewiß vor Aerger schwarz geworden wäre, wenn er nicht schon schwarz gewesen wäre, mußte tanzen, er mochte wollen oder nicht.

„Wie entzückend Sie tanzen,“ spottete Fräulein Elise; „auf dem nächsten Puppenballe thue ich es nicht anders: Sie müssen einen Galopp mit mir tanzen!“

„Ha,“ rief der Kürassier, „Sie bringen mich auf einen Gedanken, teuerstes Fräulein Elise. Ist es Ihnen vielleicht gefällig, dort oben auf der Schweinsblase ein Solo zu tanzen? Ich werde Ihnen hinaufhelfen. Er tanzt unten, Sie tanzen oben, und ich werde mit meinem Säbel an die Flasche schlagen, daß wir Musik haben. Was sagen Sie zu diesem Einfall?“

„Es ist der beste, den Sie seit lange gehabt haben,“ sagte Fräulein Elise strahlend. „Ich werde diesem kleinen Ungeheuer auf dem Kopfe herumtanzen, welches uns so verächtlich behandelt hat und schuld daran ist, daß man uns heute in die Ecke geworfen hat.“

Die Wasserflasche des Minimus besaß einen so weiten Hals, daß Fräulein Elise recht gut oben tanzen konnte, wenigstens auf eine gewisse Art, die man eher Springen hätte nennen können. Und als der Kürassier ihr hinauf geholfen hatte, that sie das auch sehr zierlich, indem sie ihre Schleppe mit der Hand aufnahm. Der Minimus fuhr voll Grimm auf und nieder, und der Kürassier klapperte mit dem Säbel an der Flasche.

Die drei anderen Fräulein klatschten vor Vergnügen in die Hände, und selbst die dicke Köchin wagte sich bis an die Ecke und schielte auf die Flasche hinüber.

„Ich werde schon steif!“ rief plötzlich Fräulein Elise, „wir müssen aufhören. Rasch, fangen Sie mich auf, Herr Friedrich!“ Sie glitt hinunter, und Herr Friedrich fing sie wirklich. Alles eilte an seinen Platz, und da lagen sie wieder und konnten sich nicht rühren.

Bloß der Minimus bewegte sich noch. Das Wasser zitterte, und er zitterte auch, nämlich vor Wut; und während um ihn der Widerschein des Nachlichts im Wasser glühte, konnte man sehen, wie seine roten Augen noch heller glühten. Er sah wie ein rechtes Teufelchen aus.

„Wartet nur,“ sprach er bei sich; „das zahle ich euch heim, so wahr ich Minimus heiße. Ich werde schon sehen, wie ich das mache. Zuerst bekommt's

der dicke Flegel mit dem Säbel und dem großen Schnauzbart, und dann kommt der hochmütige Fraß in dem Schleppleide daran.“ Und nun saß er und brütete über der Rache, die er ausüben wollte.

Den ganzen nächsten Tag dachten die Puppen an nichts weiter als an den Spaß, den sie gehabt hatten, und wie sie den armen kleinen Minimus die folgende Nacht ärgern wollten. Aber es kam anders, als sie dachten.

Abends saß die kleine Margarete an ihrem Arbeitstischchen. Sie hatte noch zwölf Exempel zu rechnen, und das mußte sie bei dem winzigen Nachtlcht thun, denn die Eltern durften es ja nicht wissen, ja nicht! Wenn sie gewußt hätten, daß sie noch zwölf Exempel zu rechnen hatte, so würden sie ihr heute nicht erlaubt haben, zu der Kaffeervisite zu gehen; deshalb hatte es ihnen die kleine faule Margarete verschwiegen und mußte nun geschwind noch rechnen, ehe sie in ihr Bettchen steigen konnte.

Aber es waren zwölf schwere Exempel! Und Margarete fing ganz leise an zu weinen.

„Es geht nicht, und es geht nicht!“ sagte sie. „Und ich habe niemanden hier, der es mir zeigt! Wenn ich nur nicht so müde wäre!“

Sie stand auf und ging durch die Stube; da sah sie die Flasche mit der Schweinsblase, und sie konnte nicht anders, als ein paarmal darauf drücken. Der Minimus tanzte, und nun mußte sie wieder dazwischen lachen.

„Ach, mein guter Minimus,“ sprach sie, „du brauchst kein Exempel zu rechnen und kommst niemals auf die faule Bank; aber ich komme morgen gewiß darauf.“

Und sie setzte sich wieder an ihre Aufgabe und zerbrach sich den Kopf darüber.

Da hörte sie hinter sich ein feines Klingeln, wie wenn etwas immerfort leise an Glas pochte. Schnell drehte sie sich um, und was sah sie? Die Flasche, in welcher der Minimus saß, leuchtete wie eine Laterne, und in dem Glanze erblickte sie den Minimus, wie er ihr zunickte und immer an das Glas klopfte.

„Ei, das ist hübsch,“ sagte sie, „er ist lebendig geworden.“

„Kleine Margarete!“ rief der Minimus.

„Was willst du denn?“ antwortete sie und ging ein bißchen zaghaft zu ihm hin.

„Wenn du mich heraus lässest, so will ich deine Exempel rechnen. Aber gib mir etwas dafür.“



„Was denn?“

„Die dicke Kürassierpuppe dort.“

„Ja, die sollst du haben. Aber fliegst du auch nicht fort, wenn ich dich heraus lasse?“

„Ach nein; solange ich ein Haus habe, muß ich darin wohnen. Erst wenn die Flasche einmal zer schlagen sein wird, dann muß ich weiterziehen — wenn ich nämlich nicht mit zer schlagen werde.“

Wer war froher als Margarete! „Ich brauche nun niemals mehr Schularbeiten zu machen,“ dachte sie. „Alle macht sie jetzt der Minimus. Die Flasche soll gewiß nicht zer schlagen werden.“ Und indem band sie den Bindfaden von der Schweinsblase, und der Minimus kletterte heraus und sprang der kleinen Margarete auf die Schulter.

Sie trug ihn zum Schreibtisch, und da sah sie, wie stark er war. Er nahm den Schieferstift, wie wenn ein Mensch einen Balken nähme und in den Sand schriebe, so groß war der Stift für ihn, und doch malte er die Ziffern ganz schön und genau so wie wenn Margarete sie geschrieben hätte. Er brauchte sich gar nicht einmal zu besinnen, so gut konnte er rechnen!

„Zwei von zwei geht auf,“ sagte der Minimus, „und jetzt kann ich mit ihm machen, was ich will.“ Damit meinte er den Kürassier. Er sah sich gar nicht mehr nach Margareten um, sondern war mit einem Sprunge auf dem Puppentische und hatte den Kürassier beim Schopfe.

„Sie sind ein Feigling,“ sagte der Kürassier, „Sie wissen recht gut, daß ich mich jetzt nicht wehren kann.“

„So?“ antwortete der Minimus. „Habe ich mich etwa vergangene Nacht wehren können?“ Vorwärts, jetzt kommt die Strafe!“ Damit schleppte er den dicken Friedrich zu seiner Wasserflasche.

„Um's Himmels willen, Sie wollen mich doch nicht etwa mit in das Wasser da nehmen? Mein bester Herr Minimax oder wie Sie heißen, das kann ich nicht vertragen, denn ich bin von Papiermaché. Ich will Ihnen gern feierlich Abbitte leisten — —“

Aber der Minimus hörte nicht auf diese Worte des Kürassiers; er zog ihn zur Flasche hinauf und stopfte ihn durch den Flaschenhals hinein. „So, kleine Margarete,“ sagte er, als er selber wieder in der Flasche saß, „nun kannst du wieder zubinden.“

„Es ist schade,“ dachte die kleine Margarete, die kopfschüttelnd zugeesehen hatte. „Er war einmal eine schöne Puppe; er wird gut aussehen, wenn er





Blüthgen, Hesperiden



lange da drin gewesen ist! Aber der Papa kauft mir einen neuen Soldaten, und ich habe doch meine Exempel, und sie werden gewiß richtig sein, denn sie gehen alle auf.“ Sie band die Blase über die Flasche und ging zu Bette.

„Ich will dir nichts weiter thun,“ sprach der Minimus zu dem Kürassier; „ich will mich bloß ein bißchen setzen.“ Und er setzte sich rittlings auf dessen Schultern, schlang die Beine um seinen Hals und strampelte vergnügt.

Fräulein Elise war ohnmächtig und wachte erst wieder auf, als sie sich bewegen konnte. Die drei anderen Fräulein halfen ihr auf, und alle vier gingen zur Flasche.

„Wie ist Ihnen zu Mute, Herr Friedrich?“ fragte das Fräulein Elise zitternd.

„Etwas weichlich,“ antwortete der Minimus statt seiner, „und morgen kommen Sie auch daran; ich rupfe Ihnen erst alle Haare vom Kopfe, und dann können Sie selber probieren, wie es sich hier drin sitzt. Heute können Sie mir noch einmal auf dem Kopfe herumtanzen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

Fräulein Elise bekam einen solchen Schrecken, daß sie sich auf Fräulein Ludmilla stützen mußte. „Ach das Ungeheuer!“ jammerte sie. „Mein schönes blondes Haar! Wie werde ich nachher aussehen! Lieber fliehe ich; ich werde den Schornstein hinaufkriechen — —“

„Hilfe!“ rief der Kürassier und hatte glücklich den Mund über Wasser gebracht. „Angebetetes Fräulein Elise — —“

Aber der Minimus drückte ihn schon wieder hinunter. „He,“ sagte er, „in meinem Hause wird kein solcher Lärm gemacht. Und helfen kann dir doch keiner.“

Plötzlich hörten die vier Fräulein Schritte neben sich, und als sie sich umdrehen, stand die dicke Köchin neben ihnen.

„Was wollen Sie?“ sprach Fräulein Elise. „Sie gehören nicht zu uns. Sie sind ein Aschenpuddel und gehören in die Küche.“

„Ich kann das Unglück des schönen Herrn Offiziers nicht mit ansehen,“ sagte die Köchin. „Ich werde ihm helfen, nämlich ich werde die Flasche da vom Tische hinunterwerfen, dann kommt er wenigstens aus dem Wasser und kann sich wehren. Wenn Sie mir beistehen, geht das ganz leicht.“

„Beileibe nicht, Sie tolle Person!“ schrie das Fräulein Elise, „wollen Sie denn, daß dieser kleine Greuel da nachher über uns herfällt und mir die Haare ausrauft? Unterstehen Sie sich!“

„Pfui!“ rief die dicke Köchin, „Sie wären mir eine schöne Braut! Wenn Sie mir nicht beistehen wollen, so thue ich es allein.“ Und sie ging zur Flasche und stemmte sich mit aller Macht dagegen.

„Wir sind unschuldig, mein guter Herr Minimus!“ jammerte Fräulein Elise, „Sie werden uns gewiß kein Leid thun, wenn Sie frei werden!“ Und nun faßte sie die Köchin beim Rocke und wollte sie zurückziehen; wie die vier Fräulein aber merkten, daß die Köchin die Flasche immer näher an den Tischrand drängte, liefen sie davon und verkrochen sich hinter die Puppenstube.

„Ich bringe dich um!“ schrie der Minimus, „ich drehe dir den Hals um!“ und er schlug vor Zorn mit den Beinen gegen die Flasche und steckte die Zunge einen Zoll lang heraus.

Patsch! — da lag die Flasche unten auf den Dielen, in hundert Scherben und Splitter zerschlagen.

Das war ein Knall und ein Klingeln! Die kleine Margarete fuhr hoch auf aus dem Schläfe und war ganz munter, und ihr erster Gedanke war: der Minimus! Richtig: seine Flasche war vom Tische verschwunden; dort, wo sie gestanden hatte, lag die Köchin und hing den Kopf über den Tischrand.

„Minimus!“ rief Margarete. Aber sie bekam keine Antwort. Da stand sie auf, nahm das Nachtlcht und leuchtete, und nun sah sie die Bescherung. Die Dielen schwammen, überall blitzte es von Glasplittern; dort lag der Kürassier Friedrich in sehr elendem Zustande: ein Arm und ein Bein waren von ihm abgefallen, und dazu hatte er sich im Fallen die Nase zerschlagen. Vom Minimus war nichts zu sehen.

„Ach,“ sagte mit weinerlicher Stimme die kleine Margarete und bückte sich suchend weit vor, weil sie sich mit ihren nackten Füßen, der Glasplitter halber, nicht näher wagte, „ach, mein guter Minimus hat gewiß fortfliegen müssen, weil sein Haus entzwei ist, und nun muß ich doch alle die Schularbeiten allein machen. Ich weiß nur gar nicht, was schuld daran sein könnte, daß die Flasche vom Tische gefallen ist.“ Aber da sah sie plötzlich ein kleines schwarzes Glasbeinchen und weiterhin noch viele schwarze Splitterchen, und nun wußte sie, was aus dem Minimus geworden war. „Er ist tot,“ schluchzte sie. „Morgen früh werde ich alle seine Splitterchen zusammenlesen, und dann begrabe ich ihn unten im Garten auf meinem Beet. Es ist doch zu traurig! Viel lieber wäre es mir, wenn er fortgeflogen wäre.“



Sie kroch wieder in die Kissen und weinte eine Weile vor sich hin, bis sie doch endlich einschlief.

Der Kürassier Friedrich lag die Nacht über auf der nassen Diele in Gedanken.

Zuerst dachte er, daß es gar nicht so schmerzhaft sei, Arm und Bein zu verlieren und sich die Nase zu zerschlagen, wie er geglaubt, und daß er nun Invalide sei, was bei Soldaten immer als etwas sehr Ehrenvolles gelte.

Dann ärgerte er sich über die Niederträchtigkeit des Fräulein Elise. „Ihretwegen hätte ich ganz auseinander weichen können bei dem kleinen Ekel, der nun Gott sei Dank zersprungen ist,“ sagte er bei sich. „Dafür ist es aber mit der Verlobung nun auch für immer aus. Ich werde statt ihrer jetzt die Köchin heiraten. Diese nette kleine Person von einer Köchin! Wer hätte geglaubt, daß sie so couragiert ist und ein so gutes Herz hat!“

Gleich am anderen Morgen, wenn er aufgehoben würde, wollte er sich mit der Köchin verloben. Sie könnte noch immer stolz darauf sein, meinte er. „Freilich bin ich nicht ganz so schön mehr wie früher, aber den einen Arm und das eine Bein kann sie sich ganz gut dazu denken; und was die Nase betrifft, so kann man sie eigentlich kaum zerschlagen nennen, höchstens kann man sagen: sie hat eine andere Fassung bekommen.“

Am anderen Morgen wurde der Minimus begraben und bekam einen Stock auf das Grab gesteckt mit einem Zettel daran; auf diesen Zettel hatte die kleine Margarete geschrieben: Minimus — aber mit lateinischen Buchstaben, das war etwas Feines. Den Zettel wehte der Wind ab, und er fliegt nun irgendwo in der Welt herum.

Der Kürassier Friedrich aber kam gar nicht wieder auf den Tisch, sondern das Stubenmädchen, das rein machte, warf ihn zu dem Kehricht und trug ihn in den Hof hinunter. Dort lag er trübselig in einer Ecke und niemand kümmerte sich um ihn, ausgenommen die Sperlinge, die sich über ihn lustig machten.

Und Fräulein Elise? Nun, die war jetzt ohne Bräutigam, und das war das schlimmste, was ihr passieren konnte.





## Die 7 Hulegeisterchen.

**D**ie sieben Hulegeisterchen wohnten in einem großen Schornstein. Am Tage hatten sie tüchtig zu thun; sie saßen nahe beim Feuer und bliesen mit aller Kraft hinein, daß die rote Glut hoch aufschlug aus den schwarzen Steinkohlen und Rauch und

Funken an ihnen vorbei in den Schornstein flogen. Die Flammenzungen leckten manchmal voll Aerger zu den Hulegeisterchen hinauf, aber das kümmerte sie so wenig wie der Rauch und die Funken, denn anhaben konnten sie ihnen gar nichts, und sie mußten doch zuletzt die Stube wärmen, wenn es draußen froh, und der Mutter das Mittagessen und den Kaffee kochen helfen.

Wenn es Nacht war, hatte die Arbeit ein Ende und das Vergnügen fing an. Dann fuhrn die Hulegeisterchen im Schornstein herauf und herunter, und man konnte hören, wie sie miteinander schwatzten und lachten. Manchmal pfften sie auch oder brumnten wie die Bären, denn sie waren ein spaßhaftes Völkchen. Mit ihrem Schornstein waren sie sehr zufrieden; wenn er auch inwendig ganz schwarz geräuchert war und der Ruß an den Wänden herunterfloß, so that das nichts, denn sie wurden nicht schmutzig, wenn sie anstreiften.

„Karlehen, hörst du die Hulegeisterchen?“ sagte der Vater, als der kleine



Karl im Bette noch immer die Augen nicht zumachen, sondern etwas erzählt haben wollte. „Wenn du nicht schläfst, kommen sie aus dem Ofenloch und blasen das Nachtlcht aus, und dann ist es ganz finster in der Kammer, zum Fürchten finster. Die Mama möchte jetzt zur Ruhe kommen und ich auch.“

„Kommen die Hulegeisterchen auch zur Ruhe, Papa?“ fragte der kleine Karl.

„Nein, Herzchen: die armen Dinger müssen immer und immer munter sein, und es ist doch so schön, wenn man schläft. Sei froh, daß du kein Hulegeisterchen bist.“

„Sie dauern mich sehr,“ sagte der kleine Karl und dachte eine Weile nach.

Da ging es leise durch das Zimmer, das war der Sandmann. Er hatte ein Blaserohr und blies dem kleinen Karl Sand in die Augen, daß er sie nicht mehr offen halten konnte, und nun schloß er richtig ein.

„Habt ihr's gehört?“ sagte eines der Hulegeisterchen im Schornstein. „Wir können keine Ruhe finden. Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht, was Ruhe ist, aber die Menschen sind klug, und die halten sie für etwas Herrliches. Wir sind gewiß sehr zu bedauern.“

Nun wurden die sieben Hulegeisterchen traurig; sie piffen nicht mehr und brummen nicht mehr, sondern saßen ganz still unten auf der Asche und ließen die Köpfe hängen. Nach einer Weile sprach ein zweites von ihnen: „Es will mir gar nicht in den Sinn, daß wir immer ohne Ruhe sein müßten. Es wird so schwer nicht sein, sie zu finden, wenn der kleine Mensch doch das kann. Morgen wollen wir aufpassen, wie es gemacht wird, und dann wird es probiert.“ Dem stimmten die anderen sechs bei, und sie wurden alle: samt wieder guten Mutes.

Des anderen Nachts lugten sie durch das Loch in der Ofenthür und beobachteten, wie die Eltern mit dem kleinen Karl schlafen gingen. Dann fuhren sie hervor, durchsuchten das Haus, bis sie noch ein leeres Bett gefunden hatten, und schlüpfen alle sieben hinein. Da lagen sie eine Zeit still, bis es einem von ihnen einfiel, in die Federbede zu blasen, und wie da die Federn aufflogen und das Bett sich aufbauschte, fanden die sechs anderen das sehr ergötlich und bliesen auch mit. „Still,“ sagte endlich das eine, „es kommt etwas.“

Was kam? Niemand anders als der Sandmann. Er geht herum und

sieht in allen Betten zu, ob jemand darin liegt. Wie der die sieben Hulegeisterchen erblickte, funkelte er sie mit glühroten Augen an und brummte:

„Was wollt ihr sieben im Bette hie?“

Antworteten die Hulegeisterchen:

„Wir hätten gern Ruhe und wissen nicht wie.“

„Ich kann euch nicht dazu verhelfen,“ brummte der Sandmann wieder. „Ihr habt Geisteraugen. Es nützt nichts, wenn ich hineinblase.“

„Probieren könntest du's,“ sagte das eine der Hulegeisterchen betrübt. „Wir wollen ganz stille halten.“ Und sie streckten sich nebeneinander aus und rissen die Augen auf so weit als sie konnten. Da blies der Sandmann Körner hinein, gleich eine ganze Menge, und nach einer Weile hielt er inne und fragte: „Thut's weh?“

„Ach nein,“ antwortete eines der Hulegeisterchen, „es kribbelt nicht einmal.“

„Seht ihr's denn, ihr Narren?“ murrte der Alte verdrießlich. „Schafft euch Menschengen an. Guresgleichen braucht keine Ruhe.“ Und er schüttelte seine Federkappe, daß die Flaumflocken herumsflogen, und ging zur Thüre hinaus.

„Es war nichts,“ sprachen die Hulegeisterchen und sahen einander voll Traurigkeit an. „Es fehlte bloß, daß wir Menschengen hätten, dann wäre es gewiß gegangen. Wir wollen nur gleich wieder in den Schornstein zurück.“

Das thaten sie denn auch, aber mit der alten Lustigkeit war es aus. Sie schlichen herum und seufzten, und endlich sprach das eine: „Ich halte es nicht aus vor Sehnsucht. Ich gehe in die weite Welt und will sehen, ob ich nicht auf eine Art Ruhe finden kann. Wer mit will, der komme.“ Und damit fuhr es oben zum Schornstein hinaus und die anderen ihm nach.

Die Sterne schienen und es war alles so still draußen. Die Blumen in den Gärten waren schläfrig geschlossen, und an den Bäumen hingen die Blätter und schliefen auch. Sie flogen in den Wald, und da saßen die Vögel in die Zweige geduckt; die Köpfe hatten sie halb unter die Flügel gesteckt und die Augen geschlossen. Sie weckten eine Amsel und fragten, wie sie denn zur Ruhe gekommen sei. Sie wußte es selber nicht, antwortete diese und schlief wieder ein. Sie schüttelten auch ein paar Blätter munter, aber von denen war gleichfalls nichts zu erfahren. Da flogen sie weiter in die



Sommernacht hinein. Gegen Morgen kamen sie aus dem Walde heraus und trafen eine Waschfrau, die Wäsche auf eine Leine hing; die gähnte und sprach vor sich hin: „Wenn es doch ein bißchen Wind heute geben wollte, daß es rasch trocknete.“

„Kannst du uns wohl sagen, wie wir Ruhe finden können?“ fragten die Hulegeisterchen. „Wir wollen dir die ganze Wäsche trocken blasen.“

„Das wäre so ein Geschäft,“ sprach die Waschfrau, „ihr Sausewinde. Erst bläst aber, dann sage ich es euch.“

Da strengten sich die Hulegeisterchen an, so sehr sie konnten, und in einer Stunde war alles trocken.

„Ich muß euch loben,“ sprach die Waschfrau. „Macht euch nur immer gerade aus und fragt den nächsten Menschen, dem ihr begegnet, der wird's euch sagen, was ihr wissen wollt.“ Damit fing sie an ihre Wäsche zusammenzupacken und kümmerte sich nicht weiter um die armen Dinger.

„Wir wollen sehen, ob es der nächste wirklich weiß,“ sagten die Hulegeisterchen. „Vielleicht hat sie doch nicht gelogen.“

Der nächste, auf den sie stießen, war ein Müller, der stand vor seiner Windmühle und guckte in den Himmel. „Es klippert nicht und klappert nicht, und man kann nichts verdienen,“ sprach er voll Aerger. „Wenn mir einer Wind machen wollte, ich gäbe einen Kronenthaler drum.“

„Müller,“ sagten die Geisterchen, „wir wollen bis zum Abend blasen, aber sage uns, wie wir zur Ruhe kommen können, du weißt es.“ — „Natürlich weiß ich es,“ meinte rasch der Müller; „nur frisch an die Arbeit, nachher soll's euch nicht fehlen.“

Es war ein schöner Tag und kein Lüftchen regte sich; aber die Flügel der Mühle drehten sich lustig, und das machten bloß die Hulegeisterchen, die vor der Mühle im Grase saßen und bliesen. Als die Sonne untergegangen war, begehrten sie ihren Lohn.

„Ihr habt's euch sauer werden lassen,“ schmunzelte der Müller. „So hört denn, was ich euch sage. Seht ihr den großen weißen Flecken dort? Da ist mein Bruder, der gibt euch gern, was ihr sucht.“ Der weiße Flecken aber war ein Segel, das hing schlaff am Mast herunter, denn es fehlte an dem Winde, der es aufblähen und das Schiff den Fluß hinauf treiben sollte.

„Man muß Geduld haben,“ sagten die Hulegeisterchen untereinander; „es ist doch wenigstens eine Aussicht da.“ Und sie flogen zu dem Schiff hinüber.

„Guten Abend, Schiffsmann,“ sprachen sie dort. „Wir sind sieben Hulegeisterchen und möchten so gern zur Ruhe kommen, und du bist der Mann, der uns dazu verhelfen kann.“ Aber der Schiffsmann war ein Schelm wie die Waschfrau und der Müller und meinte: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, das sage ich einmal zum voraus. Treibt ihr die Nacht mein Schiff, so will ich ein übriges thun. Morgen bei Sonnenaufgang besprechen wir das weitere.“

Und die sieben Hulegeisterchen bliesen in das Segel, daß es sich blähte wie ein Schwan, und das stolze Schiff zog den Fluß hinauf wie im Fluge und hinter ihm glitzerte eine lange Wasserfurche, so weit als man sehen konnte. Wie die Sonne hervorkam, hielten sie an. „Jetzt kommt's,“ sagten die Hulegeisterchen und sahen den Schiffsmann an. Aber der Schiffsmann lachte und sprach: „Nacht's wie ich, wenn ihr zur Ruhe kommen wollt: legt euch auf ein Ohr und deckt euch mit dem anderen zu.“

Das bekam ihm jedoch schlecht, denn die Hulegeisterchen bliesen das Schiff auf eine Sandbank, daß es mitten auseinander barst und die Schiffleute nur mit Mühe an das Ufer kamen. Dann flogen sie ins Land hinein, und die alte Traurigkeit fiel wieder über sie. Eines nur, das mutigste, verlor die Hoffnung nicht ganz. „Wer viel fragt, geht viel irre,“ sagte es. „Wir wollen bloß horchen, vielleicht erfahren wir doch irgendwo, wie unser Wunsch gestillt werden kann.“ Und nun flogen sie ein paar Tage umher, aber ihre Hoffnung wurde ihnen nirgends erfüllt.

Eines Morgens strichen sie an einem Dorfe hin, das lag an einem Berge. Oben auf dem Berge stand eine Kirche mit knarrendem Gockelhahne auf dem Turme, und um die Kirche lagen stille Gräber und Grabkreuze. Unten beim Dorfe aber saß eine alte Frau am Wege und blickte unverwandt und sehnüchtig hinauf zu dem Kirchhose. „Ach, lieber Gott,“ seufzte sie, „wenn ich doch erst dort oben wäre! Hier unten habe ich nichts als Elend und Mühlsal, und dort ist die ewige Ruhe. Nur so tief hinein wie möglich, das ist das beste.“

„Hört ihr's?“ sprachen die Hulegeisterchen seelenvergnügt untereinander. „Es ist ein Glück, daß wir hierher kamen; und wir werden doch zur Ruhe kommen!“

Sie flogen hinauf, über Blumen und Kränze und durch dunkle Cypressen bis zur Kirche. „So tief hinein wie möglich, das ist das beste,“ wiederholte eines der Hulegeisterchen. Sie schwirrten durch ein offenes Fenster in die



Kirche, krochen in die Orgelpfeifen und immer weiter bis in den Blasebalg. „So tief hinein wie möglich; nun sind wir drin, tiefer geht es nicht.“

Sie hockten sich zusammen und saßen wohl eine Stunde mäuschenstill. Da fingen über ihnen im Turme die Glocken an zu läuten, schön und feierlich, und die Menschen zogen in die Kirche, denn es war Sonntag. Zwei Jungen aber kamen an den Blasebalg und stellten sich auf das Trittbrett. „Knarr!“ sagte der Blasebalg, wurde mit einemmal lebendig und schob sich zusammen. „Was thut ihr hier in meinem Bauch?“ fragte er die Hulegeisterchen. — „Wir suchen die ewige Ruhe; wenn du kannst, gib sie uns doch.“ — „Unfimm!“ knarrte der Blasebalg; „auf und zu, auf und zu — bläst, sonst drück ich euch so platt wie Papier.“

Nun bekamen die Hulegeisterchen Angst und bliesen, und der Kantor spielte die Orgel und die Leute unten in der Kirche sangen dazu. Ein paar-mal hörte das auf, dann fing's wieder an. Endlich gingen die Leute und alles ward still. Die sieben Hulegeisterchen aber, wie sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, flogen so rasch sie konnten zur Kirche hinaus und weit in den Himmel hinein.

Nach einer Weile begegneten sie einer Seele, die schwebte still durch die blaue Luft; sie war schön wie ein Engel und hatte die Hände gefaltet, und ihre Augen glänzten tief und friedlich wie ein dunkler See im Walde. „Kommt mit,“ sagte sie zu den Hulegeisterchen. „Ach,“ sprachen die, „wir sind so unglücklich. Niemand kann uns sagen, wie wir Ruhe finden. Wo willst du uns hinführen?“ — „Ich war eine arme alte Frau,“ sagte die Seele. „Nun bin ich erlöst und gehe zur ewigen Ruhe ein. Ich will euch den Weg zeigen.“ Und sie schwebte langsam voraus und die Hulegeisterchen folgten ihr, aber nur in der Ferne, so viel Ehrfurcht hatten sie vor ihr. „Das wird wohl die alte Frau gewesen sein, die am Wege saß und zum Berge hinauffah,“ meinte das eine von ihnen.

Es wurde Nacht, und sie sahen die Sterne wie goldene Bälle durch die Luft rollen. Sie konnten endlich auch die Mauer des Himmelsgartens unterscheiden, einen dunklen Streifen; und wie die Seele vor ihnen an das Thor kam, sprang die Pforte auf und eine Flut von Licht nahm sie auf, als sie einzog. Dann gab es einen Krach und alles wurde wieder finster. „Wie einzig!“ sagten die Hulegeisterchen und nickten einander zu.

Sie kamen jetzt auch vor das Thor, aber es öffnete sich nicht. Sie schwirrten an der dunklen Mauer herum, und die war sehr wunderlich: nicht

hart und fest, sondern wie von Luft, und doch ließ sie nichts durch und war ganz undurchsichtig. Die Hulegeisterchen flogen in die Höhe, weil sie glaubten, man müsse sie überfliegen können, aber sie wuchs und der Rand war immer hoch über ihnen. Sie glitten endlich wieder hinab und klapperten an der Pforte. Da rief drinnen eine Stimme:

„Was zappelt und rappelt vor meinem Thor?“

Sie antworteten:

„Sieben Hulegeisterchen stehen davor.“

Da rief es wieder:

„Was führt euch zu des Himmels Thür?“

Und die Hulegeisterchen sprachen:

„Wir suchen die ewige Ruhe hier.“

Da that sich die Thür ein wenig auf, und die Hulegeisterchen schlüpfen hinein. „Ihr armen Schelme,“ sagte Sankt Peter, wie er sie erblickte, „ich will euch gerne dazu verhelfen. Kommt!“ Und er führte sie ein Stück in den Himmelsgarten. Zwischen hohen, mit Blüten übersäeten Bäumen lagen Beete voller Blumen: unten am Boden die kleinen, wie Stiefmütterchen, Veilchen, Gänseblümchen und Löwenzahn, Blüte an Blüte geschmiegt, eine Blumenstickerei; und zwischen ihnen ragten darüber an langen, dicken Stielen die Tulpen, die Lilien, die Kaiserkronen und tausend andere; aber immer war bei jeder nur ein Stiel und eine Blüte darauf, und alle Blumenkelche waren regungslos nach oben gerichtet. Viele waren riesengroß, wie nie eine irdische Blume gewesen ist. Von blühenden Bäumen herab rankten Winden und andere Schlingpflanzen, und sie alle saßen bis oben hinauf voller Blüten.

Die Blüten glommen in Farben, als ob sie aus Edelsteinen geschnitten wären. Ein wunderbares Licht leuchtete um sie und durch sie hindurch, und ein Meer von Düften schwamm über dem Garten. Aber nichts rührte sich, alles war still, ganz still. Die Düfte wallten nicht und das Licht flimmerte nicht.

In den Blütenkelchen lagen schlummernde Geister; sie träumten nicht, sie ruhten bis zur Auferstehung. Stille Menschengesichter ragten über die Kelchränder, aber auch die Köpfe von Tieren, und sie hatten alle die Augen geschlossen. In den kleinsten Blumen ruhten die Seelchen der Fliegen, Hummeln, Bienen; die Schmetterlinge hatten die Flügel eingeschlagen, wie



sie des Abends an den Wiesenblumen hängen. Kein Atem war zu hören, es war alles wie erstarrt.

Es waren auch leere Kelche da, und in sieben davon betteten sich die Hulegeisterchen. „Gute Nacht,“ sprach Sankt Peter und ging weg. „Gute Nacht,“ sagten die Hulegeisterchen untereinander, und damit schlossen sie die Augen.

Aber das dauerte nicht lange. Bald reckte sich eins empor und sah nach den anderen; dann duckte es sich wieder. Und so machten es alle. Endlich saßen alle sieben in ihren Kelchen. „Es geht nicht; ich spüre gar nicht, was Ruhe ist,“ wisperte das erste. „Es ist so ängstlich hier, und man hat gar nicht den Mut, sich zu rühren. Wir wollen hinaus und den Pförtner fragen, ob es keine andere Art Ruhe gibt.“ Und alle erhoben sich, huschten leise hinaus und kamen zu Sankt Peter.

„Wir können die Ruhe immer noch nicht finden,“ sprachen sie, „und wir suchen sie nun so lange schon.“

„Seid ihr denn nicht gestorben? Habt ihr denn keinen Körper an euch gehabt mit Krankheit und Beschwerden? Seid ihr nicht müde geworden vom Leben? Warum sucht ihr Ruhe?“

„Nein,“ sagten die Hulegeisterchen, „wir sind nicht gestorben und hatten auch keinen Körper. Aber die Menschen halten die Ruhe für etwas so Herrliches!“

„Geht heim,“ sprach Sankt Peter und schloß das Thor auf; „Ruhe ist etwas Herrliches, aber nur für den Müden.“

Die sieben Hulegeisterchen huschten hinaus, und hinter ihnen schloß sich der Himmel. „Gujoh!“ schrieten sie und waren wieder ganz lustig. „Es ist nichts mit der Ruhe, denn wir sind noch gar nicht müde gewesen, wir haben keinen Körper dazu.“ Damit fuhren sie durch die Luft hinab und rasteten nicht eher, als bis sie auf die Erde kamen.

Sie haben sich wieder einen Schornstein ausgesucht zur Wohnung, ich weiß aber nicht welchen. Wenn es Nacht ist und das Feuer ruht, dann horche am Ofen, mein Kindchen, vielleicht sind sie gerade zu euch gekommen. Wenn du es wispern und brummen und pfeifen hörst, dann weißt du's: das sind die sieben Hulegeisterchen!



## Der Spuk auf der Bleichwiese.



Fünf Minuten von einem kleinen Dorfe entfernt stand eine alte Weide einsam auf einer Wiese. Zu ihren Füßen floß ein schmales Wässerchen, an dem sonst keine Bäume zu sehen waren; nur ein paar Büsche wuchsen dort noch, die indes ganz niedrig waren, und so konnte man die alte Weide sehr weit sehen.

Sie war eine komische alte Person von einer Weide; sie bestand, was ihren Leib betrifft, fast nur noch aus einem dicken Rindenmantel mit etwas wenigem Holze, das auch bereits halb verfault war, und von oben bis unten ging ein Riß, so breit, daß man in das leere Innere sich hineinstellen konnte wie in ein Schilderhaus. Oben hatte sie dafür einen mächtigen rundlichen Kopf, auf dem ein Schopf von Weidenruten wie ein Haarschopf wuchs, und in dem Kopfe war eine Höhlung, eine Art von Stube, mit einem großen Guckfenster nach dem Dorfe zu.

Da sie sehr weit sehen konnte, unterhielt sie sich ganz gut, besonders wenn die Mäher auf der Wiese Heu machten und wenn das nachher gewendet und eingefahren wurde; oder wenn die Dorfweiber in dem nahen Tümpel, dem das Wässerchen zusfloß, große Wäsche wuschen, die sie dann zum Bleichen und Trocknen auf den Rasen legten. Des Abends bekam sie häufig Besuch von einer Freundin, einer großen dickköpfigen Gule, die in der Kopfstube Quartier nahm und viel zu erzählen wußte, was in der Umgegend passiert war. Zuweilen kam auch der Wind, der ein lustiger Gesellschafter war; manchmal freilich hatte er schlechte Laune, dann zankte er mit ihr und zerraupte ihr die Haare, und das war ihr immer sehr verdrießlich, denn sie hatte nicht viel mehr davon. Seit ein paar Wochen besaß sie einen Gesellschafter, nämlich einen Strick, den ein Mäher an ihr aufgehängt und vergessen hatte. Er verehrte sie sehr und nannte sie Tante, und er gefiel ihr wegen seiner großen Anhänglichkeit, obwohl er seiner ausnehmenden Magerkeit halber immer Spöttereien von ihr hören mußte.

Es war an einem Spätabend, im Herbst, da waren sie alle vier bei einander. Die Gule saß in der Stube, wußte aber heute sehr wenig Neuigkeiten und war etwas schläfrig, und der Wind kümmerte sich um die übrigen



gar nicht, denn er hatte einen großen Bettlaken von der Bleiche erobert, auf den er sehr stolz war und mit dem er beständig spielte. Bald blies er ihn auf, bald rollte er ihn wie eine Wurst zusammen, und manchmal drückte er ihn ganz platt auf das Gras; das fand er sehr unterhaltend.

„Ihr seid alle langweilig heute,“ sagte die alte Weide knarrend; „man möchte am liebsten einschlafen. Wenn man nur nicht so alt wäre, daß einem das Einschlafen schon schwer wird!“

„Ich werde gleich etwas Lustiges sagen, Tante,“ sprach der Strick und zitterte vor Eifer am ganzen Leibe. Aber er fand nichts, denn er hatte keinen richtigen Kopf, sondern bloß einen Knoten an dem einen Ende. Er wollte immer gern Witz machen, und es ging doch nicht.

Da kam eine Laterne durch die sternenhelle Nacht gewandelt, gerade über dem Wiesenwege daher, der in der Nähe der Weide vorbeiführte. Eine alte Frau trug sie in der Hand, die im Nachbardorfe daheim war und spät noch nach Hause gehen wollte.

„Hört einmal zu,“ rief die alte Weide; „dort kommt ein Mensch, und wir können uns einen ausgesuchten Spaß mit ihm machen. Wir wollen ein Gespenst vorstellen; aber das muß schnell gehen! Der Wind bläst mir seinen Laken an, dann macht sich der Strick um ihn herum und hält ihn fest, die Muhme Gule aber steckt ihren Kopf in das Fenster und reißt ihre Glühaugen auf. Der Wind kann nachher im Strauche da lauern, und wenn der Mensch nahe ist, so schnauft er ihn an und die Gule im Fenster muß tüchtig anfangen zu schreien; ihr sollt sehen, wie er dann Reißaus nimmt! Zum Totlachen wird es.“

Alle waren gleich einverstanden, der Wind wehte den Laken an die Weide und half dem Strick, daß er richtig herum kam, doch ging es mit dem Halten erst, als die Gule das eine Ende in die Krallen nahm und festhielt. Die sah zum Fenster heraus und riß die Augen auf so weit sie konnte, während der Wind in den Strauch kroch und aufpaßte. Ein paar Augenblicke später kam das alte Mütterchen mit der Laterne gegangen und sah gar nicht vom Wege auf; aber mit einemmal blies ihr der kalte Wind in das Gesicht, und als sie aufblickte, stand eine weiße Gestalt da mit einem ungeheuren Kopf und struppigen Haaren, die funkelte sie mit glühenden Augen an, die wie Feuerräder rollten, und schrie mit schrecklicher Stimme: „Huhu! Kuwit! — Huhu! Kuwit!“

Die alte Frau fiel vor Schrecken um und ließ die Laterne fahren, daß

sie weithin auf die Wiese sprang. „Ach du lieber Gott,“ ächzte sie, „thut mir nichts, lieber Herr Teufel, denn ich bin eine arme alte Frau und bin erst am Sonntag zur Beicht gewesen!“ Als sie indes merkte, daß das Gespenst sich gar nicht rührte, sondern bloß immer schrie und die Augen rollte, da bekam sie die Kraft, um aufzustehen. So schnell ihre zitternden Beine sie trugen, rannte sie schreiend, bis sie in das Dorf gelangte.

Die vier Schelme schüttelten sich vor Lachen, was sehr unrecht von ihnen war, denn die alte Frau hätte vor Schrecken den Tod haben können; an so etwas denkt freilich eine alte Weide nicht. „Wartet noch ein Weilchen,“ sprach die Weide endlich, „vielleicht daß noch jemand kommt.“ Und allen hatte der Spaß so gut gefallen, daß sie blieben.

Im Dorfe erwachten die Schläfer von dem Geschrei der Alten und rissen die Fenster auf, um zu sehen, was für ein Unglück geschehen sei. „Kommt einmal mit,“ rief die alte Frau, „es ist ein Gespenst vor dem Dorfe, das will mich nicht nach Hause gehen lassen.“

Die ganze Dorfstraße sammelte sich voll Menschen, welche sie umringten: „Wo? wo? wie sah das Gespenst aus?“

„Ach,“ sagte die Alte, „draußen auf der Bleichwiese steht es. Ich ging mit meiner Laterne und sah es erst gar nicht; mit einemmal blies mich etwas ganz kalt an, das war ein Riese in einem langen weißen Hemde mit einem dicken Kopf voll struppiger Haare, der glockte mit seinen zwei Feueraugen, die wie zwei Räder rollten, und schrie dazu immer: Huhu, Frau Schmidt, huhu, komm mit! Und als ich nicht mitgehen wollte, rannte es mich um, daß ich hinfiel, und schlug mir meine Laterne aus der Hand. Ich dachte schon, es wollte mich tot machen, aber es ließ mich laufen. Ich hörte und sah nichts, so lief ich, aber ich glaube, es hat mir immer noch nachgeschrien.“

Als die Alte das zum zehntenmal erzählt hatte, wußten es alle, und die Beherztesten liefen vor das Dorf und spähten nach der Bleichwiese hin; sie konnten aber nichts erkennen, denn dazu war es zu weit und die Nacht zu dunkel. Die anderen hielten im Dorfe Rat, wie man das Gespenst verjagen könnte.

„Ich habe es,“ sagte der Schulze. „Es ist allbekannt, daß die Gespenster nichts Heiliges vertragen können. Also ist meine Ansicht, daß wir zu meinem Gevatter, dem Küster, gehen, und uns das Kreuzifix geben lassen, das er vor den Leichen herträgt. Wenn einer damit voranschreitet, so können wir mit-



einander hingehen, und wenn es wirklich ein Gespenst ist, so muß es vor uns weichen und zur Hölle fahren."

Das waren alle zufrieden, und der Küster gab richtig das Kreuzifix heraus, aber nun fand sich niemand, der es tragen wollte. Endlich bot der Schulze dem fünf Thaler aus der Gemeindefasse, der es thun würde, und da trat der Nachtwächter hervor, nahm seinen Speiß in die eine, das Kreuzifix in die andere Hand und sagte: „Umsonst ist der Tod, aber für fünf Thaler da thue ich es.“ So machte sich denn alles was Beine hatte auf, um das Gespenst zu vertreiben; voran der Nachtwächter, dann alle Weiber und zuletzt die Männer. Sie vollführten einen großen Lärm, schalten auf das Gespenst und schwuren, sie wollten ihm das Spuken schon vertreiben. Als sie aber auf das freie Feld kamen, wurden sie immer stiller und die Weiber machten sich hinter die Männer, so daß es hinter dem Nachtwächter ganz leer wurde. Da drehte der sich um und sagte, wenn ihn nicht zwei Männer an den Rockflügeln griffen, und jeden davon wieder zwei und so weiter, daß sie alle dicht bei einander blieben, so würde aus dem Unternehmen nichts, denn allein wage er seinen Hals nicht daran. Sein Wille geschah denn auch.

Zimmer näher kamen sie der Bleichwiese, und schon gewahrten sie den weißen Bakn und die Feuer Augen. „Merkt ihr's, wie es Respekt hat?“ raunte der Nachtwächter seinen Hintermännern zu. „Keinen Mucks sagt es und rührt sich gar nicht, weil es spürt, daß es bald wird klein beigegeben müssen.“ Die waren denn auch voll Siegeszuversicht, obwohl ihnen das Herz gewaltig schlug; aber hinten am Zuge war man anderer Meinung, denn einer nach dem anderen ließ sacht seinen Vordermann los und blieb stehen oder schlich sich gar zurück.

„Paßt auf,“ sagte die alte Weide, „sie kommen gleich heran, und ehe sie nicht auf zwanzig Schritt nahe sind, darf sich keiner mucksen.“ Und dann sagte sie: „Nun!“ Da nahm der Wind den Nachtwächter aufs Korn und blies, daß der gar keinen Atem fand, und die Gule schrie aus vollem Halse! „Huhu! Kuwit! — Huhu! Kuwit!“ und rollte die Augen, so gräßlich sie nur vermochte.

Das gab einen Schrecken! Die ganze Armee, der Nachtwächter voran, fiel ins Gras, Schreien und Kreischen erhob sich, und endlich rappelte sich alles auf und stürzte in wilder Flucht von dannen. Der Nachtwächter ließ sein Kreuzifix und seinen Speiß liegen, und nicht eher kamen sie wieder zu Atem, als bis sie zwischen den Häusern waren. Nun beschuldigte jeder den





Blüthgen, Gesperiden.



anderen, er hätte ihn umgerissen, sonst wäre er sicher weiter und dem Gespenst zu Leibe gegangen, und der Beschuldigte schob es wieder auf seinen Vordermann; so wurden sie am Ende einig, daß der Nachtwächter an allem schuld sei, und beschloßen, daß, ihm zur Strafe, die versprochenen fünf Thaler in der Gemeindefasse verbleiben sollten, obwohl jener behauptete, er könne nichts dafür, denn das Gespenst habe ihn umgeblasen.

Nun war aber guter Rat teuer; vertrieben mußte das Gespenst werden, denn es ging nicht an, daß man es zum Schrecken der Leute fortan sein Unwesen treiben lasse. Endlich besann sich einer, daß am Ende des Dorfes ein Mann wohnte, der in dem Rufe war, ein Zauberer zu sein; wenigstens verstand er sich darauf, die Kornmäuse zu bannen und die Schwaben zu vertreiben. Zu dem sollte geschickt werden. Der Schulze ging selber mit und half ihn aus dem Bette holen.

„Was wollt ihr von mir?“ fragte der ganz erschrocken, als er aufwachte und die Stube voll Menschen sah.

„Kannst du ein Gespenst vertreiben?“ fragte ihn der Schulze. „Es ist eins draußen auf der Bleichwiese.“

„Wenn's weiter nichts ist: alle Gespenster der Welt vertreibe ich. Ich habe einen kräftigen Spruch dagegen. Aber umsonst thue ich nichts.“

„Du sollst fünf Thaler haben,“ sprach der Schulze.

Da zog jener sich an und kam mit den Abgesandten heraus auf die Straße, und nun ging es noch einmal zur Wiese. Die anderen blieben in respektvoller Entfernung, aber der Gespensterbanner schritt dreist bis auf die Wiese vor. Dort stellte er sich hin und sprach: „Jetzt ist es aus mit dir, du Höllenspuß; höre, was ich dir sage:

Hotus pokus  
Tschim tscham tscharum  
Schurri murri tanturri  
tfui tfui tfui —“

Er wartete ein Weilchen, aber es geschah nichts.

„Na? —“ rief er. „Wird's bald? sonst komme ich näher.“

Das Gespenst rührte sich nicht, bloß die Feuer Augen drehten sich immer im Kreise herum und glockten ihn an. Da wurde dem Gespensterbanner nicht wohl zu Mute; er machte kehrt und kam wieder zu den übrigen. „Es ist nichts,“ sagte er. „Das ist eine besondere Sorte von Gespenst, ein hart-

gesottenes; da gehört ein Extraspruch dazu, den ich noch nicht gefunden habe.“ Damit ging er nach Hause.

„Kuwit!“ schrie die Gule. „Huhu! Kuwit!“ Und der Wind blies vor Vergnügen in den Laken, daß die Zipfel herumflatterten. Wie das die Bauern sahen, schrieten sie: „Es kommt! Es kommt auf uns los!“ und rannten wieder zum Dorfe, daß einer über den anderen stolperte, und da standen sie aufs neue und wußten sich nicht zu helfen.

Indem kam der Flurschütz von der anderen Seite her in die Dorfgasse; er hatte sein Gewehr über der Schulter hängen und kehrte eben von einem Gange durch die Felder zurück. Den hielten sie fest und verlangten, er sollte ihnen einen Rat geben, und dabei erzählten sie ihm die Geschichte.

„Je,“ sagte der, „was soll ich raten? Ich habe aber noch eine geweihte Kugel im Hause, die will ich holen und auf das Ding abschießen; wenn das nicht hilft, weiß ich auch nichts.“ Und er ging, um die Kugel zu holen. Als er wiederkam, wollten die meisten nicht mitgehen. „Was wird's nützen?“ sagten sie; „wenn's der Herrgott an der Stange nicht gethan hat, wird's die geweihte Kugel auch nicht thun.“ So war es nur ein kleines Häuflein, das den Flurschützen begleitete, als er die Wiese betrat.

„Jetzt paßt auf,“ sagte die Weide, „da kommt schon wieder etwas.“ Und die Gule wollte eben anfangen zu schreien, da drückte der Flurschütz ab, und die Kugel sauste ihr hart an den Ohren vorbei. „Oha,“ meinte die Gule, „da gibt's Gepschertes, das kann ich nicht vertragen; ich mache mich davon.“ Und sie huschte aus der Stube und drückte sich dicht an den Boden, als sie fortzog. Sie hatte aber auch den Strick losgelassen, der konnte jetzt den Laken nicht mehr halten, und der Laken fiel zu Boden. Da war es aus mit dem Gespenst.

„Meinen Laken!“ rief der Wind und kam hinter dem Strauche hervor. „Sie werden mir meinen schönen Laken nehmen!“ Und er blies hinein, daß der Laken über die Wiese hinslog.

„Hurra!“ rief der Flurschütz, „da läuft es!“ Und die anderen schrieten mit ihm und jetzt eilte alles hinter dem Laken her. „Es hat sich klein gemacht,“ sagte der Flurschütz, „aber seinen Rock muß es hergeben.“ In der That — der Wind hatte sich schon müde geblasen, und als der Flurschütz einmal seine Flinte darauf warf, konnte jener den Laken nicht von der Stelle bringen und mußte es mitansehen, daß sie ihn unter großem Triumphgeschrei aufhoben und forttrugen.



Im Dorfe war keine geringe Freude, als man mit dem Laken anlangte. Es wurde ein großer Zug veranstaltet: zu vorderst ging der Flurschütz, der den Laken wie eine Fahne auf der Flinte trug, und der Schulze führte ihn am Arme. Alle Welt hatten Lampen und Lichter in die Fenster gestellt, daß die Straße ganz hell war. Am anderen Tage aber sollte ein wirkliches Fest folgen, die Häuser sollten bekränzt werden und ein Tanz stattfinden, und den Flurschützen wollte man in dem Gespenstertuche vor das Gemeindehaus tragen, da sollte er die fünf Thaler bekommen. Das Gespenstertuch hing der Küster einstweilen in der Kirche auf.

Nur zwei Leute ärgerten sich in dieser Nacht, nämlich der Nachtwächter und der Gespenstbanner, weil sie um die fünf Thaler gekommen waren.

Aber noch etwas ärgerte sich, das war der Wind, der seinen Laken verloren hatte. Er zerkaufte die Weide, weil sie mit ihrer Gespenstermacherei schuld daran wäre, dann rüttelte er den Strick tüchtig durch, weil der nicht festgehalten hätte, und endlich suchte er die Gule auf. Er fand sie auf einem Baume bei der Kirche sitzen, denn sie hatte ihr Nest im Turme. Als der Wind sie zornig ansauckte, warum sie den Strick losgelassen hätte, daß man ihm sein Spielzeug hätte nehmen können, da lachte die Gule und sagte: „Ich will es dir holen.“

Sie flog in ein offenes Kirchenfenster und brachte den Laken herausgeschleppt, und der Wind kugelte ihn lustig die Dorfgasse hinab ins Freie.

Anderen Tags, als das Fest beginnen sollte, war der Laken nirgends zu finden. „Ich dachte es bald; es ist Gespenstergut, das kann die Kirchenluft nicht vertragen,“ meinte der Küster. „Es ist in Dunst aufgegangen.“ Und der Flurschütz wurde ohne Tuch herumgetragen.

Die Gule aber, die aus einer Luke im Kirchturm alles mitansah, wollte sich heimlich totlachen, und am Abend, da die vier Gesellen wieder versöhnt bei einander waren, beschrieb sie das Fest.

„Ja ja, es war ein ausblünder Spas,“ sagte die Weide, „und wir werden noch manchmal drüber lachen. Man sollte nicht glauben, wie furchtsam und abergläubisch die Menschen sind!“



## Das Märchen vom Weihnachtsbaum.



Die Großmutter ist zum Besuch herübergekommen und hat einen ganzen Korb voll Äpfel und Nüsse mitgebracht. Durch den dicken Schnee ist die gute alte Frau gestiefelt!

„Nun essen wir alle Tage Äpfel und Nüsse,“ sagt die kleine Brigitte.

„Ei bewahre,“ meint die Großmutter, „die sind zu ganz etwas anderem bestimmt.“

„Zu was denn?“

„Die kommen auf den Weihnachtsbaum.“

„So? Großmutter, erzähle mir etwas vom Weihnachtsbaum.“

„Was soll ich denn da erzählen?“

„Was du willst. Du weißt schon etwas.“

„Dann setz dich einmal auf die Fußbank da und höre zu.“

„Aber das Tonerl auch mit.“ Das ist nämlich ihre große Puppe. „Sie will ganz still sein und zuhören.“

„Nun also . . .“

„Da ist der König Sommer — du hast ihn noch nicht gesehen, ich auch nicht, aber du merkst es, wenn er bei uns ist, im dicken Wald, wo er sein Schloß hat. Dann laufen die Wasser, dann gibt es grünes Laub und blühende Blumen, und die Vögel singen und die Sonne scheint warm. Im Frühjahr kommt er. Gerade wenn die Obstblüte ist, dann ist er angelangt, darum ist sie wie ein großes Fest. Ja, das ist eine andere Zeit als jetzt im Winter!“

„Das Unglück ist nämlich, daß er ein so sehr großes Reich hat; es geht über ganz Afrika und noch weit auf das Meer hinaus. Dort muß doch auch nach dem Rechten gesehen werden, und so bleibt er denn nur bis gegen den Herbst hier, dann ist er fort.“

„So lange geht es lustig in dem Schlosse im Walde zu. Das ist dir ein Schloß! Die Wände von grünem Edelgestein mit braunen Säulen, die Decken von blauem Edelgestein, und der Fußboden reines Gold. Da wird gegessen und getrunken — es fehlt an nichts, was einer sich wünscht; da wird gespielt und musiziert und getanzt — die Vögel singen nach und die Mücken tanzen nach, so gut sie können —“



„Hast du das Schloß gesehen, Großmutter?“

„Nein, aber meines Großvaters Großvater, der hat einen gekannt, der sagte, er hätte es gesehen. In den Wald ist schon mancher gegangen, aber das ist solch ein Wald, in dem sich jeder verlaufen muß. Wenn er dann irgendwo herauskommt, denkt er, er hätte den ganzen Wald durchwandert, und es könnte solch ein Schloß gar nicht darin sein. Es ist aber doch so.

„Gegen den Herbst wird eingepackt — man merkt es daran, daß die Vögel zu ziehen anfangen. Die Zugvögel sind immer mit dem König Sommer. Das geht nun so — auf und davon, und wir haben das Nachsehen.

„Was danach kommt — ein Jahr wie alle Jahre — das ist recht verdrießlich.

„Nun ist's aus, sagen die Bäume und werden blaß und rot, lassen die Blätter fallen und schlafen lieber ein. Nur noch ein paar Blüten, sprechen die Rosen, in aller Eile! Ich werde ein Narr sein, sagt der Dachs zum Hamster, ich thu wie die Feldmäuse — schlafen macht warm! Damit geht er, besieht sich seinen Bau, und der Hamster thut desgleichen. Ist das eine Welt! denkt die Sonne. Es lohnt bald gar nicht mehr, zu scheinen. Und: Vater, kauf Holz und Kohlen ein! sagt die Mutter.

„Jetzt ist's Zeit, spricht oben, wo das Eismeer ist, ein anderer König, nämlich der böse König Winter. Auf, alle meine Helden! Und da zieht nun ein übles Volk zu uns herunter, Stürme und Fröste und schwarzes Gewölk. Immer dunkler wird's, die Sonne hat nicht Lust, die verderbliche Wertschaft lange zu besehen: ein paar Stunden leuchten ist übergenug, denkt sie, damit man doch seine Pflicht nicht ganz vernachlässigt. Ja, eine schlimme Zeit ist's; wenn wir da nicht die guten Häuser und die warmen Oefen hätten —“

„Und das Schliddern und Schneeballen und Schlittensfahren, Großmutter!“

„Ja, das hält einer aber nicht lange aus. Nun höre, was eines Nachts geschah.

„Da war alles leer in dem grünen Palast mit den blauen Decken und den goldenen Fußböden — von den schönen Farben war beinahe gar nichts mehr zu sehen, so schmutzig hatte das Hofgesinde des Königs Winter alles gemacht. Der fuhr mit seiner wilden Jagd im Walde umher und hegte das Wild wer weiß wo?

„In der finsternen Speisekammer aber lagen noch Reste von der Sommer-

herrlichkeit, die man nicht aufgezehrt: Äpfel und Nüsse, Kästen voll Pfefferkuchen und Marzipan und andere Leckereien, wie sie König Frühlings Konditor herrlich buk. Sogar eine mächtige Rosinenstolle. Dazu allerlei Glitterwerk, womit man bei der Tafel das Konfekt oder beim Spielen sich selber verzierte. Für die Tafel des Winters war das ganz und gar nichts: man aß jetzt nichts als Wildbret in dem schönen Waldschlosse, und an Glitterwerk hatte erst recht niemand Spaß —“

„Haben denn die Mäuse nichts gefressen, Großmutter?“

„Nun gar die! Die haben solche Angst vor den Eulen, die mitjagen, daß sie lange aus dem Walde heraus in die Menschenwohnungen geflüchtet sind.“

„Also: in der stillen Speisekammer, da stand auch eine Kiste, der man gar nicht ansehen konnte, was darin war. In dieser Kiste rührte sich etwas. Puff! — Noch einmal! sagte es unter dem Deckel. Wir wollen doch sehen, ob man sich ewig hier drücken soll. Und puff — puff — da rutschte der Schiebedeckel der Kiste ein bißchen vor, und es kamen Wachskerzen zum Vorschein, stämmige Kerlchen, die drängten endlich den Deckel ganz von der Kiste, daß er auf den Boden klappte. Das gab Luft, sagten sie und kletterten aus der Kiste, immer mehr, denn die Kiste war ganz voll.“

„Hu, ist das ein Anblick! sprach eine vom Fenster her, auf das sie gestiegen war. Da stehen die langen Schlagetots, die Bäume, und haben sich kahl rupfen lassen. Schnee, Schnee — alles überwältigt. Nicht für fünf Pfennig Mut!“

„Entschuldigen Sie, sagte es auf dem obersten Lattenverschlag, da hilft kein Mut. Wir haben keinen Oberbefehl.“

„Lebt da oben auch noch etwas? fragte die Wachskerze. Wer seid ihr?“

„Wir sind hier fünfzig Goldreinetten auf einem Fleck. Aber es sind noch andere Äpfel da.“

„Jawohl, jawohl; hier sind auch Nüsse!“

„Die Nüsse klapperten aneinander, um das zu bestätigen.“

„Und da unten gibt's noch Pfefferkuchen und Marzipan, aber das Volk scheint zu schlafen.“

„Kinder, rief die Wachskerze, da sind wir ja eine ganze Armee beisammen! Und wir lassen zu, daß, während unser guter König auf der Reise ist, Feinde sein Land verwüsten, in seinem Palaste hausen? Schande über die Feiglinge da draußen!“



„Sie hatte sich so in Hitze geredet, daß sie mit einemmal am Fenster ansing zu brennen.

„Ja, was sollen wir denn thun? fragte die Reinette, die sich mit den anderen zum Rande drängte.

„Hinausziehen, die Schlafmützen wecken im Walde, einen Aufstand machen! Ha, ich sehe sie flüchten, die Frechen, wenn sich alles um sie herum rührt, wie im Frühling, wenn der König kommt!

„Hurra! — wohl gesprochen! riefen die Wachskerzen, und nun gab es ein großes Klettern zum Fenster hinauf; alles drängte sich an die Flamme, um sich auch die Köpfe anzuzünden.

„Ich bin dabei; was kann uns geschehen? sprach eine Ruß, und knack! war sie von den Latten auf den Boden gesprungen — knack — knack — die anderen hinterher. Zwar hatten sich einige dabei angeschlagen, aber die Wachskerzen trösteten: Verwundungen wären ehrenvoll. Und nun folgten auch die Äpfel, Birnen und Quitten.

„Wir sind hart, knüppelhart! rief der erste Pfefferkuchen, der aus dem Kasten stieg. Unsere Art wird sich bewähren. Aber dem Marzipan rate ich zur Vorsicht. Vielleicht daß es sich im Kasten ziehen läßt und vom Wagen kämpft. Doch da sagte ein dickes Marzipanherz: Bitte sehr, wir sind nur zu sehr ausgetrocknet! Was ihr könnt, das können wir auch. Damit stieg es nieder, und hinter ihm leerte sich der ganze Kasten.

„Auf dem Deckel einer Kiste lag die dicke Stolle. Es ist zwar ein Unsinn, brummte die, aber ich will mich nicht ausschließen. Ich bin da, um aufgegessen zu werden, nicht um Krieg zu führen. Aber wie gesagt, ich bin dabei. Man zeigt seine Treue.

„Die Wachskerze, die diese Sache angezettelt, untersuchte mittlerweile das Fenster. Es ist fest verriegelt, sprach sie ärgerlich. Es wird viel Mühe und Zeit kosten, es aufzubekommen. Da polterte es unten — die dicke Stolle hatte sich von der Kiste gewälzt und gleich den losen Deckel mitgenommen. Und: Zuchhei, jetzt komme ich mit meiner Armee, rief es lustig in der Kiste. Und wie die Wachskerzen hinab leuchteten, war es ein Hanswurst, unter dem lagen Goldpapiersterne, Silberpapierketten, Glitterblumen, das alles kletterte über den Kistenrand. Was meint ihr, wie leicht mir ist, nun dieser dicke Alp nicht mehr auf mir liegt! Dabei gab der Hanswurst der Stolle einen Puff. Ich habe alles gehört, und jetzt werde ich euch helfen.

„Mit einem Sprung war er auf dem Fensterbrett. Vorsicht — jetzt bleibt



mir vom Leibe, ich bin feuergefährlich und gleich gibt es Lust! Er riegelte auf, da gab es einen solchen Lustzug, daß alle Wachskerzen auslöschten. Sie schalten und brummen zwar, allein man tröstete sich, als der Hanswurst versicherte: eigentlich sei es besser so, der Schein könnte sie am Ende verraten. Hopp! sprang er in den Schnee draußen hinab, ihm nach die Kerzen, Äpfel, Quitten, Birnen, Pfeffertuchen und Marzipansachen; und über sie hinweg schwirren die Dingelchen aus Gold- und Silberpapier und der ganze Glittertram. Wir sind flott, sprach unten das Goldneß, wir besorgen das Rundschastern; übrigens kann ich auch allenfalls etwas transportieren.

„Plump! ging's, das war die dicke Rosinenstolle. Das war geschafft! schnauzte sie. Ich habe doch nicht etwa ein Unglück angerichtet?

„Sie war richtig auf das Goldneß gefallen, das erhob sich aber, als sie Platz gemacht hatte, und sagte so obenhin: Kleinigkeit fürs Gefühl, höchstens daß ich einen Fettsleck bekommen hätte. Und es schüttelte sich den Schnee ab, und alles setzte sich in Bewegung, der Hanswurst voran.

„Die Nacht war still, der Schnee hart gefroren, von der wilden Jagd nichts zu hören. Bei dem ersten Baum, einer alten Eiche, klopfte der Hanswurst an, aber sie rührte sich nicht. Ich wette, sie stellt sich taub, sagte er; hier um das Schloß herum hat alles zu viel Angst. Weiter im Walde, glaube ich, ist mehr Courage. Sie zogen ein Stück durch kahle Bäume — überall Schnee. Unter den Pfeffertuchen ging ein Gemunkel über nasse Füße, aber da begab sich die kriegerische Wachskerze zu ihnen und ermahnte sie, sich tapfer zu halten; und die dicke Stolle sagte: Wer marode ist, kann bei mir aufsitzen. Ich habe hundert Rosinen im Leibe und bringe sie fort, es macht mir gar nichts, ob noch ein paar Pfeffertuchen dazukommen.

„Sie begannen wieder bei den Bäumen anzuklopfen, allein die mußten wohl alle einen wahren Totenschlaf schlafen, denn keiner gab Antwort.

„Nun, das ist eine schöne Geschichte, sagte der Hanswurst. Die Kleinen jagen die Großen — wir wollen von unten anfangen.

„Es gab da von Schnee kahle Stellen unter Dornestrüpp, und darauf Grasnarbe und sonst allerlei welkes Gewächs. Heda, rief der Hanswurst über einer Veilchenstaude, wir wollen einen Aufstand machen und den falschen König vertreiben, Kleine; wir setzen das Vertrauen in dich, daß du dabei bist, du hast da einen grünen Trieb, wie ich sehe.

„Ach nicht doch, lispelte das Veilchen, es nützt zu nichts; ohne die Sonne geht's nicht, und auf die ist kein Verlaß. Im vorigen Jahre hat sie uns



Mut gemacht — es war viel später — und wir wagten uns heraus, nachher ließ sie uns im Stich. Was da alles erfroren ist!

„Die anderen Kräutlein und auch das Gras sagten dasselbe. Nur eine Waldmeisterstaude war bereit. Etliche hundert Schritt entfernt ständen Tannen und Fichten, das wären die richtigen Leute.

„Recht kleinlaut zog man dahin. Die Pfefferkuchen besonders klagten untereinander, es sei ihnen so weichlich zu Mut, sie könnten kaum mehr gehen, und das große Marzipanherz hatte sich auf die Stolle gesetzt, ganz stillschweigend. Die kriegerische Wachskerze aber schalt zornig auf die Bäume und die Blumen.

„Da sah man nun die Tannen und Fichten, große und kleine. Ha! rief der Hanswurst erfreut, das sind die Helden! Nicht eine Nadel haben sie hergegeben. Seid uns gegrüßt — wir sind hier ein kleines, aber tapferes Häuflein, welches dem angestammten Könige sein Land zurückerobert will und Beistand wirbt.

„Das ist gewiß sehr ehrenwert, knarrte eine alte Tanne, aber von Erfolg verspricht euch nichts. Wir halten uns, das ist alles. Ohne den König geht's nicht, wir haben es schon manchmal probieren sehen. Wenn's euch gefällig ist, so bleibt in unserem Schutz und überlegt's euch.

„Die Pfefferkuchen und Marzipane waren sehr für diesen Vorschlag und klagten, sie wären krank, ganz schwach auf den Beinen und äußerst erkältet. Kommt zu mir herauf, sagte mitleidig eine hübsche junge Fichte, ich habe keinen Schnee mehr auf mir, ein Reh hat ihn abgeschüttelt; ich bin ganz trocken. Wir auch mit? fragte das Reh aus Goldpapier. Alle, so viel ich beherbergen kann, sprach die Fichte.

„Die kriegerische Wachskerze meinte zwar, es sei eine Schande, schon nach so kurzem Marsche Rast zu machen, aber da legte sich der Hanswurst ins Mittel. Das wird ein richtiges Feldlager, was man ein Bivak nennt; und wenn Pfefferkuchen und Marzipan schwach sind, so haben sie verdient, daß man Rücksicht auf sie nimmt, entschied er.

„So blieben sie. Die Pfefferkuchen und Marzipane hingen sich recht tief innen ein, auch die Quitten wegen ihrer Schwere; dann die Äpfel und Birnen; die Nüsse und Papiersachen mehr außen. Die Kerzen aber stellten sich auf die Zweigenden. Wir können noch stehen fürs Vaterland, sagte die kriegerische Kerze, wir werden Wache halten.

„Die dicke Stolle blieb unten, weil sie im Baume nicht unterkommen konnte, und auf ihrem Rücken machte sich's der Hanswurst bequem. Im Ver-

trauen, süßer Schatz, raunte er ihr zu, aus der Sache wird nichts, aber wir haben Mut und guten Willen gezeigt.

„Quiel! machte es hinter den letzten Tannen und dann hörte man etwas laufen. Das war ein Wildschweinferkel, ein nichtsnutziges Geschöpf. Es wußte, in welchem Revier König Winter diese Nacht jagte, und lief, bis es das Säusen und Brausen hörte. Da kam ein Uhu geflogen und stieß auf das Ferkel nieder.

„Thut mir nichts, rief es, ich bringe eine wichtige Botschaft!

„Was für eine Botschaft? fauchte der Uhu.

„Ich weiß Tannen und Fichten stehen, dort wird eine Verschwörung gesponnen. Da sind viele Leute auf einer Fichte, die wollen den Wald aufwiegelu und den König Winter vertreiben. Wenn ihr mir verspricht, daß ich auf immer Frieden habe, so zeige ich die Stelle.

„Das ist wichtig, sprach der Uhu und strich durch die Bäume ab. Nach kurzer Zeit kam er wieder und das Säusen und Brausen der wilden Jagd hinter ihm her, und er klappte mit den roten Glühaugen bei dem Ferkel und schrie: Vorwärts. Da lief das, was es laufen konnte, bis zu den Tannen und Fichten.

„Der Feind kommt! rief die kriegerische Wachskerze, eigens unfertwegen, und das Ferkel führt ihn, das vorhin davonlief. Dann hilft das nichts, sagten die Bäume, wir werden alles mögliche thun, ihn abzuhalten.

„Gui! fausten die Stürme daher, die Wachskerzen schwankten — aber da geschah etwas Herrliches.

„Aus der Luft kam es niedergeflogen, ein weißleuchtender, blendender Stern; er flog zu der kleinen Fichte herab, welche die Gesellschaft aus dem Schlosse beherbergte. Erst berührte er jede einzelne Wachskerze, daß sie eine Flamme bekam, dann setzte er sich auf die Spitze der Fichte. Vom Himmel hoch da komm ich her, sagte er.

„O, es ist Weihnachten! frohlockten die Tannen und Fichten. Der König Sommer hat sich auf den Weg zu uns gemacht.

„Gui! bliesen die Winde mit vollen Backen; aber die Luft um die Tannen und Fichten war jetzt so ruhig, daß kein einziges der Kerzenflämmchen flackerte. Ringsum tobte es, schneite es, der Hagel prasselte nur so, und die großen kahlen Bäume knackten und klapperten, doch mitteninne standen triumphierend die dunkelgrünen Nadelbäume, die Kerzen strahlten, das Gold- und Silberpapier glänzte, oben aber blendete der große weiße Stern.



„Das haben wir dem Ferkel zu verdanken, hörte man König Winters Stimme sagen. Schleppt es mit als Spießbraten für den Nachtschmaus! Fort in das Schloß!

„Wohl zu speisen! rief der Hanswurst recht spöttisch dahinter.

„Das Sausen und Brausen zog ab, die Eulen schrieten und das Ferkel quiekte.



„Gott sei Dank, ertönte da eine Stimme, jetzt werde ich ja wohl lebendig heimkommen! Und ein Mann trat hinter einem dicken Baumstamm hervor, ein Kohlenbrenner, der just des Weges wandernd in das Getümmel geraten war. Und dann stand er mit offenem Munde und sagte bloß: Ist das eine Pracht!

„Ja, sprach stolz der Hanswurst, wir sind Leute von Mut und feiern Weihnachten hier, auf eine hübsche Art, wie du siehst.

„Der Kohlenbrenner stand und wagte sich nicht näher. Da endlich verlösch prasselnd die kriegerische Wachskerze, und kurz darauf nacheinander die anderen. Und nun stieg langsam der Stern wieder in die Luft. Der Kohlenbrenner aber bekam jetzt Mut, zündete seine Laterne an, die der Sturm verlöscht hatte, und beleuchtete den dunklen Baum.

„Nimm uns mit, sagte der Hanswurst. Und die Pfefferkuchen sprachen: Ja, ja, wir kommen hier um, mit dem Kriege wird's doch nichts. Der Kohlenbrenner ließ sich das nicht zweimal sagen, öffnete einen Sack und las alles ein, was auf der Fichte hing. Die dicke Rosinenstolle nahm er unter den Arm, den Hanswurst aber steckte er in die Brusttasche. Ich werde dir unterwegs die ganze Geschichte erzählen, wenn ich erst warm bin, sagte der, und das that er auch. Zu Hause lud der Kohlenbrenner ab, holte eine kleine Tanne und putzte sie an, wie er die Fichte im Walde gesehen hatte. Das ganze Dorf kam, die Herrlichkeit zu sehen, und alle Leute machten es ihm nach. Ein Bauer aber sagte: Weil das Ferkel solch ein elender Wicht war, will ich alle Weihnachten ein Spanferkel essen.

„So ist der Weihnachtsbaum entstanden, auf den sich jezt alle Kinder freuen. Und in vielen Gegenden geht's seitdem Weihnachten den Ferkeln an den Kragen, bis auf diesen Tag.“



## Die alte Standuhr.



**I**n der Stube, in der die Kinder beschenkt bekommen hatten, war alles Licht schon seit einer Stunde erloschen, und durch die offene Kammerthür hörte man nebenan die Atemzüge der Schlafenden.

Da raschelte und schleifte es leise bei der Thüröffnung, und es kam jemand im weißen Hemdchen in die Stube geschlichen. Das war der kleine Paul, der zog sein Deckbett und sein Kopfkissen nach sich bis zu dem Sofa, machte sich dort ein Lager zurecht, kroch hinein und lag mäuschenstill. Er wollte recht, recht nahe bei seinen Geschenken schlafen, damit er sie früh gleich sehen könnte, sobald er aufwachte. Es war so dumm, daß er so früh schon hatte aufhören müssen mit ihnen zu spielen! Die Winternacht war so lang, eine halbe Ewigkeit dauerte es, bevor es wieder Tag wurde.

Die Stube war dunkel, aber er sah das Gezweig des Christbaums, weil das noch dunkler war; und wenn er die Augen anstrengte, so meinte er in



dem schwarzen Wirrwarr auf dem Plaze, wo seine Geschenke lagen, den einen und anderen Gegenstand unterscheiden zu können. Er strengte wirklich die Augen an, so lange bis sie ihn schmerzten. Dann schloß er sie, und nun hörte er bloß noch.

Vor den Fenstern draußen, auf der winterlichen Straße, war es fast ganz still; wenn jemand vorüberging, dämpfte der weiche Schnee seine Schritte. Ganz fern klang es, wie wenn Leute fingen. In der Stube aber war etwas immer lebendig, nämlich die große Standuhr.

Diese Uhr hatte der verstorbenen Großmutter zugehört, und sie bestand aus einem hohen, schmalen Schranke, der oben einen breiteren Aufsatz hatte, und in dem Aufsatz erblickte man hinter einer Glasscheibe das große Zifferblatt von Porzellan; von weitem sah die Uhr aus wie eine Figur, und das Zifferblatt war das Gesicht dazu. Der Schrank war auswendig sehr schön, denn er war voll eingelegter Figuren und Schnörkel aus Elfenbein und Perlmutter. Aber das Merkwürdigste an der Uhr war zweierlei. Nämlich sie konnte auf kleinen Glöckchen, die sie in sich trug, sechs Lieder spielen, und sie spielte jedesmal eines davon, so oft der große Zeiger auf der Zwölf stand, also vierundzwanzigmal des Tages; war das Lied zu Ende, so schnarrte es in der Uhr, und dann schlug sie die Stunde. Außerdem aber: die beiden Male, wo der kleine Zeiger auch auf der Zwölf stand, knackte es über dem Aufsatz, und es kamen dort Figuren heraus, die Mutter Maria mit dem Christuskinde auf dem Arme und einer Goldkrone auf dem Kopfe, und rechts und links kleine hübsche Engel, die auf Wolken ritten.

Der kleine Paul hatte das alles schon vordem bewundert, wenn er die Großmutter besucht hatte, und er dachte oft daran, wie sie jedesmal, wenn die Uhr spielte, die Thür zum Vorsaale geöffnet hatte, wo die Uhr gestanden, und dann auf den langen Teppichläufern auf und ab gegangen war und dazu mit ihrer alten zitternden Stimme gesungen hatte: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende, oder: Befehl du deine Wege, oder was die Uhr sonst spielte. Nun war die Großmutter tot, und die Uhr hatte der Vater zu sich genommen in die Wohnstube.

Tick, tack! machte der Pendel, aber nicht so laut wie bei den Wanduhren, weil er hinter der Thür im Schranke drinnen ging, und auch nicht so schnell und munter, sondern schlürfend und ernsthaft, wie der Schritt der Großmutter auf dem Teppichläufer. Und der kleine Paul auf dem Sofa sagte auch in Gedanken: Tick, tack — tick, tack — — und er konnte nicht







anders als immer hórchen, wie es in dem Uhrschranke drinnen hin und wieder ging — —

Eben that die Uhr einen Ruck, und das Glockenspiel fing an zu spielen: Eine feste Burg ist unser Gott — — und danach schlug es schnarrend Elf; der kleine Paul zählte es ab; und dann wollte er wiederum weiter sagen: Tick, tack. Aber die Uhr sagte gar nicht mehr tick, tack, sondern ganz deutlich: Flimm, flamm! und zugleich wollte es ihn bedünken, als vernähme er ein feines Knistern und verspüre einen schwachen Lichtschein im Auge. Er fuhr mit dem Gesicht herum, und da sah er, wie an dem Christbaum ein Licht nach dem anderen aufknisterte und sich entzündete: flimm, flamm — da brannten zwei Lichter, flimm, flamm — wieder zwei Lichter, und so ging es fort, bis auch das höchste Licht auf der Spitze entzündet war, welches der Weihnachtsengel in der Hand hielt. Dem kleinen Paul lachte das Herz im Leibe, denn jetzt konnte er alles deutlich sehen, was unter dem Baume lag: gerade vor sich hatte er die Festung mit den Wachtposten, wie er sie gestellt hatte, und die große Kanone, und dann den Säbel und die Zickzackscheren mit den bunt lackierten Holzsoldaten darauf. Und da hinten lag richtig der Hanswurst mit der großen Nase in scheckiger Jacke und Zipfelmütze, die alle beide mit kleinen Schellen besetzt waren; er lehnte halb aufgerichtet mit dem Kopfe an dem Gitter des Christbaumuntersatzes, und es wollte Paul so scheinen, als ob er ihn gerade ansehe und mit den Augen blinzele.

Schnick, schnack — sagte mit einemmal die Standuhr — schnick, schnack, und da sprang der Hanswurst auf die Beine, daß alle Schellen klingelten, die er an sich trug. „Gott sei Dank,“ krächte er lustig mit einem ganz feinen Stimmchen, „endlich kann man doch einmal ein Glied rühren.“ Und dann schlug er einen Purzelbaum durch die Luft. „Aber nun muß ich gleich sehen, wo die schöne Prinzessin hingekommen ist, die vorhin so dicht neben mir war; denn ich muß sagen: sie hat mir ausnehmend gefallen; ich werde sie wiederfinden und sollte ich den ganzen Tisch absuchen.“ Damit stieg er über die Kanone hinweg und weiter bis zu dem Platze, wo die Geschenke von Pauls Schwesterchen Helene lagen. „Ich bitte um die Ehre, Ihnen aufzuhelfen zu dürfen, hochmächtigste Prinzessin,“ hörte ihn Paul hinter dem Christbaume sagen, und gleich darauf kam er zurück und führte die neue Puppe Helenens mit den Fingerspißen.

„Ich weiß nicht, was Sie wollen,“ sagte diese, „ich bin gar keine Prinzessin.“

„Erlauben Sie,“ versetzte der Hanswurst, „das weiß ich besser. Sie tragen das herrlichste blaue Seidenkleid mit echtem Spitzenbesatz, und dann haben Sie so etwas Hoheitsvolles in den Augen und eine gewisse steife Haltung, welche sehr majestätisch ist. Eine Prinzessin kenne ich unter Hunderten heraus.“

„Dann sind Sie wohl auch ein Prinz?“ fragte die Puppe. „Sie tragen wirklich sehr schöne Kleider, alle Regenbogenfarben sieht man darauf. Und wenn Sie sich rühren, machen Sie Musik. Das ist außerordentlich.“

„Natürlich bin ich ein Prinz,“ nickte der Hanswurst. „Wo ich mich zeige, erzeuge ich Aufsehen, daran kann man einen Prinzen erkennen. Sehen Sie nicht den Backenbesatz an meiner Mütze? Das bedeutet die Krone. Und das alles, was Sie hier erblicken, ist mir unterthänig. Aber ich will Ihnen erst einen Hofstaat holen; es schickt sich nicht, daß eine Prinzessin ohne Hofstaat ist.“ Damit lud er die Puppe ein, auf der Kanone Platz zu nehmen, und ging fort, und als er wiederkam, hatte er alle die kleinen Puppen aus der Puppenstube Helenens hinter sich, die mußten sich vor die Kanone stellen und kniefen.

„Ich werde Ihnen ein Fest geben,“ sagte der Hanswurst zu der blauen Puppe. „Sie sind bei mir auf Besuch, und man muß für Unterhaltung sorgen. Ich führe Sie auf den Balkon dort, von da nimmt sich alles viel besser aus.“ Damit faßte er wieder ihre Hand mit den Fingerspitzen und führte sie eine kleine Treppe hinauf, die Paul früher nie gesehen hatte, in den Untersatz, in welchem der Christbaum stand; der Puppenhofstaat folgte, und nun standen sie an dem Gitter wie auf einem Balkon und sahen auf die Kanone und die Festung und die Soldaten hinab. Der Hanswurst aber stieg wieder hinunter.

Zick, zack — machte die Standuhr. Zick, zack —

„Zuerst gibt es eine Parade,“ sagte der Hanswurst. Und da fingen auch die Scheren mit den lackierten Soldaten schon an sich zu bewegen; erst zogen sie sich in die Breite, und dann in die Länge, ganz wie die Standuhr kommandierte: Zick, zack — zick, zack — und so marschierten sie vorbei, erst die mit blauen Röcken und roten Hosen, dann die mit roten Röcken und grünen Hosen, welche die Käppi auf hatten. Die dritte Kompanie aber war die schönste, denn sie bestand aus Gardisten mit rosa Röcken und weißen Hosen, und auf den Köpfen hatten sie große schwarze Bärenmützen mit Kosarden. Es war ein herrlicher Anblick. Zuletzt stellten sich die drei Kom-



panien vor dem Balkon auf und präsentierten die Gewehre, und der Hanswurst piff dazu auf zwei Fingern und trommelte mit der anderen Hand auf der Pappwand der Festung.

Piff, pass — sagte die Standuhr — piff, pass, und da standen die Soldaten auf den Scheren und rührten sich nicht mehr. Der Hanswurst aber nahm die Finger vom Munde und rief: „Jetzt kommt das große Festungsmanöver!“ Und piff, pass — sprangen die Deckel von den Bleisoldatenschachteln, und was darin war, kletterte heraus. In der einen Schachtel befand sich Artillerie, die schleppte mühsam ihre Kanonen auf den Tisch hinunter. Der Hanswurst teilte alles in zwei Haufen, davon mußte der eine die Festung besetzen, der andere sich davor aufstellen und sie belagern.

„Los!“ schrie der Hanswurst. Und nun ging ein Schießen und Kanonieren an, daß einem Hören und Sehen verging und daß der kleine Paul dachte, in der Kammer nebenan müßte alles wach werden und hereinkommen; aber es kam niemand. Die Puppen auf dem Balkon schrieten, das konnte man manchmal hören, und der Hanswurst rief hinauf, sie möchten sich nicht fürchten, es wäre bloß blind geladen; dann hörte das Schießen auf und er kommandierte: „Sturm!“ Und nun kletterten die Belagerer auf die Festungsmauern, und das gab ein Stoßen und Fechten — —

Bum! ging es mit einemmal — das war die große Kanone, die der Hanswurst losgeschossen hatte. Die Bleisoldaten krochen so schnell sie konnten wieder in ihre Schachteln, und dann war alles still.

Kling, klang — sagte die alte Standuhr.

Die kleinen Puppen auf dem Balkon waren alle umgefallen, bloß die große blaue Prinzessin stand noch fest. „Es war sehr interessant,“ meinte sie, „aber es greift die Nerven an. Mein ganzer Hofstaat ist ohnmächtig geworden.“

„Sehen Sie, daß Sie eine Prinzessin sind?“ sprach der Hanswurst triumphierend. „So etwas kann nur eine Prinzessin vertragen. Warten Sie ein wenig, ich werde gleich Hilfe bringen.“ Damit ging er und brachte die Gießkanne der kleinen Helene herbei, welche diese am Abend gefüllt hatte; mit der stieg er die Treppe hinauf und begoß den Hofstaat, als wären es Blumen, bis alle die Puppen wieder aufgestanden waren. „Um Vergebung,“ sprach er dann, „ich werde jetzt ein Konzert veranstalten, aber ein ganz zartes; das wird Ihre Nerven wieder beruhigen.“

Kling, klang — machte die Uhr noch immer.

Und der Hanswurst trug die Gießkanne fort und kam mit dem Klimperkasten des kleinen Ernst wieder, und als er ihn auf den Tisch setzte, fing der an zu klimpern, ohne daß jemand daran drehte, und der Junge und das Mädchen oben darauf, die so hübsch gepuzt waren, tanzten dazu. Aber das dauerte nicht lange, denn mit einemmal ging es in der Uhr: Führe, fahre — führe, fahre — — das Klimpern hörte gleich auf und die Tänzer standen wie angewurzelt und hielten noch jedes ein Bein gegeneinander in die Luft.

„Gefällt es Ihnen, eine Spazierfahrt mit mir zu machen, allergnädigste Prinzessin?“ fragte der Hanswurst zum Balkon hinauf. Die blaue Prinzessin nickte, und da kam auch schon die neue Kutsche Pauls mit den beiden Apfelschimmeln gefahren, aber nicht auf dem Tische, sondern unten auf den Dielen. Und als der Hanswurst die Puppe vom Balkon führte, da fragte diese ängstlich, wie sie da hinunter kommen sollte. Der Hanswurst aber sagte: „Nichts leichter als das, wenn Sie mir allergnädigst erlauben, meinen Arm um Ihre Taille zu legen.“ Er faßte sie auch gleich um den Leib und sprang mit einem Satz auf die Dielen; es geschah so rasch, daß sie nicht einmal Zeit hatte zu schreien. Nun setzten sie sich in die Kutsche, und fort ging es, immer im Carriere um den Weihnachtstisch herum, der Hofstaat aber stand pudelnaß auf dem Tischrande und sah zu. Einmal fuhren sie so nahe an dem Sofa vorbei, auf welchem Paul lag, daß er dachte, er könnte sie mit den Händen greifen; aber sie kümmerten sich nicht um ihn.

„Halt!“ sagte die blaue Puppe in der Kutsche. „Ich bin ganz schwindelig.“ Und der Hanswurst sagte auch: „Halt!“ und die Apfelschimmel standen still. Da faßte der Hanswurst die blaue Prinzessin wieder um die Taille, und mit dem ersten Sprunge waren sie aus der Kutsche, und mit dem zweiten standen sie oben auf dem Tische. Ueber den ganzen Hofstaat waren sie hinweggesprungen.

„Ich bin angegriffen,“ sprach die Puppe und wehte sich mit der Schürze Kühlung zu.

„Wie schade,“ meinte der Hanswurst; „ich hätte Ihnen gern auf dem Steckenpferde da unten etwas vorgeritten; und dann sind hier zwei Säbel, die hätte ich vor Ihren Augen miteinander fechten lassen. Es wird gewiß daran liegen, daß Sie Appetit haben.“

„Sie sind sehr gütig,“ antwortete die Puppe. „Sie geben sich sehr viel Mühe meinerwegen.“

„Schönste Prinzessin,“ rief der Hanswurst und streckte betauernd einen



Arm in die Höhe, „wer nur ein einzigesmal Ihre Vergißmeinnichtaugen gesehen hat, der ist gewiß bereit, alles für Sie zu thun. Und ich werde jetzt etwas Außerordentliches für Sie thun, wogegen alles verschwindet, was Sie bisher gesehen haben. Essen Sie gern Nüsse?“

„Ja,“ lispelte die Prinzessin.

„Schön, ich werde Ihnen drei Nüsse mit der Nase aufknacken.“

Er pflückte drei Nüsse vom Christbaum, die ganz tief hingen, und wartete einen Augenblick, wobei er nach der Uhr sah.

Knick, knack — sagte der Pendel in der Standuhr. Knick, knack —

„So, jetzt kann ich anfangen,“ meinte der Hanswurst, und nun schlug er mit seiner langen spitzen Nase auf die Nüsse. Knick, knack — knick, knack — ging das, bis die Nüsse auseinander brachen. Da schälte der Hanswurst die Kerne heraus und die blaue Prinzessin aß sie.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte der Hanswurst stolz.

„Es gehört viel Kraft dazu,“ antwortete die Puppe; „aber Sie können gewiß noch Besseres.“

„Natürlich,“ sagte er, „und Sie sollen es gleich sehen. Wie heißen Sie, allerliebste Prinzessin, wenn ich fragen darf?“

„Karoline,“ versetzte die Puppe.

Im selben Augenblicke hörte Paul, daß die Uhr wieder etwas anderes sagte; nämlich sie sprach ganz deutlich: Hip, hop — hip, hop — —

„Passen Sie gefälligst auf,“ meinte der Hanswurst, „jetzt tanze ich Buchstaben.“ Damit stellte er sich auf den Kopf und begann so herumzutanz; und die Puppe paßte auf, welche Buchstaben er tanzte.

„Reizend,“ sagte sie dann und sah ihn zärtlich an; „Sie haben meinen Namen getanzt, ich konnte ganz deutlich Karoline lesen.“

„Nicht wahr?“ rief der Hanswurst, der mittlerweile wieder auf die Füße gesprungen war. „Sie werden nicht leicht wieder jemand finden, der Ihnen Ihren Namen auf dem Kopfe vortanzt. Jetzt Numero drei!“

Wip op — machte plötzlich der Pendel in der Standuhr, und auf das hin fing der Hanswurst an zu springen, erst bloß einen Fuß hoch und dann immer höher und höher, bis zu dem höchsten Ast des Christbaums, wo das mächtige Zuckerherz hing mit der zuckergebackenen roten Flamme oben darauf; das pflückte er im Springen ab und überreichte es zierlich der Puppe, indem er sich vor ihr auf ein Knie niederließ. Es war ein Zettel darauf geklebt, auf dem stand gedruckt:

Mein Herz glüht nur für dich allein;  
Sprich: willst du nicht mein eigen sein?

„Das war das herrlichste Kunststück,“ sagte die Prinzessin, wie sie den Zettel gelesen hatte, und war ganz rot geworden und sehr gerührt. „Einstweilen dürfen Sie mir einen Kuß geben, aber Sie müssen dabei die Nase ein bißchen auf die Seite thun.“

„Gilt es auf Abschlag?“ fragte der Hanswurst.

„Ja,“ antwortete die Puppe, „man kann sich glücklich schätzen, wenn man Sie zum Manne bekommt, denn Sie sind sehr unterhaltend und artig.“ Und sie machte die Augen zu, und der Hanswurst gab ihr einen Kuß, daß es schallte.

„Jetzt bin ich wirklich müde,“ meinte die Puppe, „und möchte schlafen. Sie können sich ein Stück davon setzen und mich einsingen. Erst aber können Sie meinen Hofstaat nach Hause schicken, denn zum Schlafen brauche ich ihn nicht.“

„Nur eine Kammerfrau,“ nickte der Hanswurst.

Nun gingen die kleinen Puppen fort bis auf die eine, welche das hübsche Häubchen trug; die begab sich zur Prinzessin, und beide legten sich auf den neuen Rock, den Paul bekommen hatte, und der Hanswurst setzte sich wieder auf seinen alten Fleck und sang ganz sanft mit seinem krähenenden Stimmchen vor sich hin:

„Und der Hanswurst liebt die Prinzessin,  
Und die Prinzessin liebt den Hanswurst —“

immerzu dasselbe, bis sie alle miteinander einschliefen. Die alte Standuhr aber brummte: Dunke, dunke — dunke, dunke — — schneller als vorher, und dabei erlosch ein Flämmchen auf dem Christbaum nach dem anderen. Und wie das letzte erloschen war, sagte sie: Knack! — Da brach aus dem Aufsat droben ein goldheller Schein, und dort erschien die Mutter Maria mit dem Christuskinde und den Engeln. Die Uhr spielte ihr Lied, und die Engel fangen mit feinen Stimmchen dazu:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,  
Sein werd' in aller Welt gedacht,  
Ihn preise, was durch Jesum Christ  
Im Himmel und auf Erden ist.“



Das war alles so wunderlich, daß dem kleinen Paul auf dem Sofa das Herz hoch auf pochte vor Entzücken.

Dann schlug es Zwölf in der Uhr, und wie der letzte Schlag vorbei war, da war alles finster in der Stube.

Der kleine Paul konnte lange nicht einschlafen; erst gegen Morgen schlummerte er ein wenig, und als er aufwachte, da waren alle anderen schon aufgestanden und angezogen. Der Vater schalt, daß er nicht im Bette geblieben war, und als er erzählte, was er in der Nacht gesehen und gehört, da lachte man ihn aus. Aber die beiden Puppen lagen wirklich auf dem neuen Rocke, und dicht daneben das schöne große Zuckerherz. „Wenn es bloß heruntergefallen wäre, dann könnte es doch nicht ganz geblieben sein,“ meinte Paul.

Noch manchmal, wenn er abends im Bette lag und alles still war, horchte er auf das, was der Pendel in der alten Standuhr sagte, und das waren wirklich die allerverschiedensten Wörter. Aber bei den Worten blieb es auch; ein Märchen ist nie wieder daraus geworden.



Zweiter Teil:

**Nachdenkliche Märchen.**



Dasjenige, was ich hier  
schreiben will, ist ein  
Büchlein, das ich  
für die Jugend  
geschrieben habe.



## Der junge Schmetterling.



**K**naack!" sagte eine Schmetterlingspuppe, die an einer Staupe von Wiesen-  
schaumkraut hing, und da sprang sie auf. Die Puppe war schon sehr  
hübsch, zart grün und mit einem Schimmer von Gold überzogen, aber der  
Schmetterling, der nun heraus kroch, war noch hübscher. Er hatte zwar bloß  
ganz, ganz kleine Dingerchen von Flügeln, die wie Lätzchen hingen, aber sie  
sahen doch schon braunrot aus mit schwarzen Tupfen und einem zackigen,  
schwarz- und blaustreifigen Rande, und als er so recht von Grund aus Atem  
holte, da konnte er merken, daß die Flügel zusammengefaltet waren, denn  
jetzt dehnten sie sich und wurden zuletzt ein Paar richtige Schmetterlings-  
flügel. Eine Weile saß der Schmetterling noch, denn er fühlte sich sehr matt.  
Endlich aber konnte er fliegen.

Das erste Mal flog er aus Angst. Er war nämlich in einem Garten aus-  
gekrochen, in dem zwei Kinder spielten, ein Knabe und ein Mädchen. Diese  
kamen an der Wiesen Schaumkrautstaupe vorbei, und da sah ihn plötzlich das  
kleine Mädchen und blieb stehen. „Pst!" machte es und zog den Knaben am



Rittel, indem es auf den Schmetterling zeigte. „Sieh nur, Gusti, das ist der allerschönste Schmetterling, den es gibt.“

„Ah bah!“ sagte der Knabe; „es ist ja ein Fuchs; es gibt sehr viele kleine Füchse.“

„Dann ist es gewiß der aller-aller schönste kleine Fuchs, der in der Welt ist, das kannst du nur glauben,“ sprach das kleine Mädchen, und nun spitzte es die Finger und kam auf den Behen ganz leise über das Gras geschlichen. Aber das kleine Mädchen hatte einen Schatten, und der Schatten kam vor ihm zum Schmetterling.

„Es wird mit einemmal so kalt,“ dachte dieser, „so kalt und so dunkel.“ Und nun kam die Angst über ihn, und ehe er recht wußte was er that, schwebte er über die Wiese hin.

Große und kleine Blumen sahen zu ihm herauf und sprachen: „Bleibe!“ Aber der Schmetterling wollte fliegen, das gefiel ihm doch noch besser als die Blumen, und er flog bis er müde war. Um den Garten lief ein Plankenzaun, und an einer Stelle dicht bei diesem Zaun wuchsen große Nesselbüsche; dort setzte er sich zuletzt.

„Ich wäre gern geblieben, als das artige Ding zu mir kam, das mich so wunderschön fand,“ dachte der Schmetterling. „Die Blumen fanden mich gewiß auch schön, sonst hätten sie mich nicht bleiben heißen; aber sie wollten mir das nicht gleich so in das Gesicht sagen.“

Es schwirrte hinter ihm, und als er sich umsah, gewahrte er fünf Schmetterlinge auf einmal, welche Haschen spielten. „Heda!“ rief es unter ihnen, „dort sitzt noch einer von der Familie. Das muß der jüngste sein.“ Und alle fünf flogen herunter und setzten sich zu dem neu ausgeschlüpften.

„Wo kommst du her?“ fragte einer.

„Von dort drüben,“ antwortete der junge Schmetterling.

„Du mußt uns den Ort zeigen; dort stehen ja gar keine Nesseln. Wir wollen zusammen hinfliegen.“

Und sie flogen über die Wiese zu dem Wiesenschaumkraut, an dem noch die Puppenhülle hing.

„Sehr merkwürdig,“ meinten die fünf Schmetterlinge. „Und er ist doch ein richtiger Fuchs. Wie kann man nur so weit kriechen, um sich einzupuppen! Es ist etwas ganz Besonderes.“

„Ja, ich bin etwas ganz Besonderes,“ sagte der junge Schmetterling. „Ein kleines Mädchen hat gesagt, ich wäre der aller-aller schönste kleine Fuchs, der auf der Welt wäre; und ich glaube das auch, denn alle Blumen auf der Wiese luden mich ein, bei ihnen zu bleiben.“

„Oha!“ lachten die fünf Schmetterlinge, „dieser Fraß hält sich für den



schönsten Fuchs auf der Welt! Das müssen wir weiter erzählen. Alles muß kommen und dieses Wunder von einem Fuchs sehen!“ Und sie flogen fort, bis auf einen, der schon alt sein mußte, wenigstens hatten seine Flügel an manchen Stellen keine Farbe mehr und waren auch ein wenig zerrissen.

„Du bist wirklich schön,“ sprach er, „schön darum, weil du jung bist. Aber du darfst nicht zeigen, daß du es weißt, und du mußt dich ein wenig vor denen hüten, die es dir sagen.“

Fort war er, und der kleine Schmetterling dachte ein Weilchen nach. „Jetzt weiß ich es,“ sagte er endlich: „er war bloß neidisch, weil er schon alt und häßlich war. Es ist so süß, wenn man bewundert wird, noch viel angenehmer als wenn man fliegt, und ich liebe die Leute, die mich bewundern.“ Und der Schmetterling schwang sich auf und schwebte die Wiese auf und nieder, um sich von den anderen Faltern besehen zu lassen. Aber die Weißlinge, Augenfalter und was noch da war, kümmerten sich nicht um ihn; eigentlich war es schade, denn es waren ein paar hübsche himmelblaue Augenfalter darunter: mit denen hätte er gern Freundschaft geschlossen.

Er dachte an die Blumen, die ihn eingeladen hatten, und ließ sich auf eine große Skabiose hinunter. Er sagte dieser etwas Artiges über ihr Aussehen, und dann hielt er inne, in der Erwartung, daß sie nun von ihm zu sprechen anfangen würde. Aber sie sagte bloß, es thäte ihr leid, daß er zu spät käme, sie hätte für den Augenblick allen Honig vergeben; und als der Schmetterling fragte, ob sie ihn denn vorhin wegen des Honigs gerufen hätte, meinte die Skabiose verwundert: „Ja, warum denn sonst?“

„Dann kann ich ja wieder fliegen,“ sprach der Schmetterling empfindlich. Aber er blieb doch noch sitzen, denn es kam ein anderer Schmetterling auf ihn zu geflattert. Das war wieder ein Fuchs, ein richtiger Nesselfuchs. Der schwebte ein Weilchen in seiner Nähe herum, und dann kam er auch auf die Skabiose. Er war gewiß auch noch jung, denn er war schüchtern. Aber endlich fing er an zu reden.

„Wie reizend du bist,“ sagte er. „Darf ich mit dir fliegen? Ich möchte immer da sein, wo du bist.“

„Du bist sehr artig,“ antwortete der erste und legte die Flügel zierlich auseinander. „Du darfst mich betrachten so viel du willst, und auch ein wenig unterhalten. Es ist doch schade, daß man sich nicht selbst betrachten kann; ich möchte gern sehen, wie schön ich eigentlich bin.“

„Es geht,“ sprach der andere, „sehr gut geht es, komm nur mit mir.“



Und sie flogen zu einer glatten Kugel; angesichts eines Hauses mit einer Veranda stand sie auf einem zarten Gestelle von Eisen im Ries. Der ganze Garten spiegelte sich in ihr, und je näher man kam, desto größer erblickte man sich. Die Schmetterlinge flatterten um die spiegelnde Kugel, und das eitle kleine Geschöpf wiegte sich und drehte sich; es gefiel sich gar zu sehr. „Wie froh kann ich sein, daß ich kein Kohlweißling geworden bin!“ sagte es, indem es sich dicht unter die Kugel setzte und nach oben blickte, von wo ihm das braunrote Kleidchen mit den schwarz und blauen gezackten Ranten entgegenstrahlte. Es sah nicht einmal das kleine Mädchen, das die Verandastreppe hernieder stieg. Aber der andere Schmetterling sah es. „Nimm dich in acht!“ rief er ängstlich, „es kommt jemand, der dich anfassen wird!“

„Ach,“ antwortete der erste, „das ist ja das kleine Mädchen wieder, das mich so sehr liebt.“

Und das kleine Mädchen kam zur Kugel und sagte: „Jetzt werde ich ein Affe,“ und damit hielt es die Nase so dicht wie möglich zur Kugel hinauf. „Du, wie gräßlich,“ lachte es. Mit einemmal erblickte es den Schmetterling.

„Gusti, Gusti, der Fuchs, ich glaube es ist wieder der schöne von vorhin!“

Und der Schmetterling flog auf und schwebte neckend um ihren Lockenkopf und um das ausgestreckte Händchen, und plötzlich setzte er sich auf ihren Finger. Das kleine Mädchen machte große, entzückte Augen; ganz leise ging es zur Treppe und die Treppe hinauf in die Veranda.

„Seht nur, seht nur, wie reizend!“

In der Veranda saß eine ganze Gesellschaft, und alle sagten: „Das ist wirklich reizend, das haben wir noch nie gesehen.“

Draußen flatterte der andere Schmetterling angstvoll um das Laub des wilden Weines, aber der, welcher drinnen war, hatte gar keine Angst. „Wie sie hingerissen sind,“ dachte er, und das Herzchen klopfte ihm vor Stolz. „Es ist unbeschreiblich süß, so gefeiert zu werden. Sie sehen auf nichts weiter als auf mich.“ Er schlug das Flügelkleidchen weit auseinander und kroch auf dem Finger auf und nieder; er flog dem Vater auf die Hand und der Mutter auf den Strickstrumpf, und er nippte von dem Honig, der auf den Kaffeetisch getropft war. Dann kehrte er wieder zu dem kleinen Mädchen zurück.

„Bei mir ist er am liebsten,“ sagte das kleine Mädchen, und sie nahm die andere Hand und streichelte ganz leise mit dem Fingerchen über den Flügel. „Ach, das ist lustig: wie er abfährt! Meine Fingerspitze sieht schon ganz wie der Flügel aus, und der Flügel wird so durchsichtig, als ob er von Glas wäre.“ —



Als der Schmetterling aus der Veranda flog, saß der Gespieler ganz traurig im Laube. „Du armer!“ sprach er. „Du scheinst nicht zu wissen, daß die Schönheit so vergänglich ist, und daß man sich nicht darf angreifen lassen. Es ist gefährlich, sich bewundern zu lassen.“

„Aber süß!“ sagte der junge Schmetterling. „Ich kenne nichts Süßeres; es ist noch süßer als Honig.“ Und er sah mit glänzenden Augen über den Garten. „Komm mit mir,“ meinte er dann.

„Wohin willst du fliegen?“ fragte der andere.

„Hinaus,“ sprach jener. „Ueber den Zaun, in die Welt!“

„Ach — dort wohnen so viele Leute; willst du zu allen gehen, die dich schön finden?“

„Ja,“ sagte der junge Schmetterling. „Gefeiert und bewundert will ich werden; ich kann nicht anders.“

„Ich will dich immer feiern und bewundern,“ sprach der zweite Schmetterling. „Ist dir das nicht genug? Du bist schon nicht mehr so schön wie du warst, und du wirst rasch ganz häßlich werden in der Welt.“

„Du meinst es gut, aber ein Bewunderer ist zu wenig; es wird langweilig; in der Laube da drinnen schon wurde es mir zuletzt langweilig. Adieu, mein Freund!“

Und der junge Schmetterling flog über den Garten und über den Plankenzaun hinaus in die Welt. — —

Ein paar Tage nachher saß ein altes Bettelweib neben dem Plankenzaun draußen im Graben und kaute an einem Stück Brot. Ein Schmetterling kam vom Acker herüber geflattert, sog an ein paar Blumen, und wie er das Bettelweib erblickte, flog er ihm auf die Hand. Er sah jämmerlich aus; von den Flügelrändern war hie und da etwas abgezupft, und die Flügel zeigten fast gar keine Farbe mehr, nur da, wo sie an den Leib gewachsen waren, glänzte ein herrliches Fleckchen Braunrot.

„Das ist ein armes Vieh,“ sprach das Bettelweib; „der hat auch schon was durchgemacht im Leben. Ja ja, Schönheit vergeht und das Schminken hilft auch nicht lange.“ Und sie sah mit ihren alten, roten Augen vor sich hin, als ob allerlei vergessene Bilder und Erinnerungen vor ihnen aufstiegen; manchmal lachte sie, und dann machte sie wieder ein blödes, trauriges Gesicht. Sie vergaß ganz das Brot und den Schmetterling. Endlich dachte sie doch wieder an beides und warf den Schmetterling von der Hand in das Gras. „Fort, du Greuel,“ schrie sie dahinter, und nun biß sie wieder in das Brot.



Es war der arme junge Schmetterling, den sie in das Gras geschleudert hatte, derselbe, der einst so schön gewesen war.

Er flog aus dem Grase empor und über den Planzenzaun in den Garten. Die Blumen blühten noch auf der Wiese, und sie riefen ihn wie einst, aber das war ihm jetzt gleichgültig. Die flatternden Schmetterlinge aber sahen jetzt auch auf ihn, nicht bloß ein paar von seiner Art, sondern selbst die Weißlinge und Augenfalter. „Puh, wie der aussieht!“ hörte er sagen. Die Nesselkäfer flogen ihm aus dem Wege, und den einen erkannte er: es war der nämliche, der ihn an die Kugel geführt hatte.

„Kennst du mich nicht mehr?“ fragte er ihn, als er vorüberstrich. Aber er bekam keine Antwort.

„Ob ich nur wirklich so häßlich bin?“ dachte der junge Schmetterling. Die spiegelnde Kugel war ihm eingefallen und er suchte sie auf. Eine Weile saß er still unter der Kugel, und endlich sagte er: „Es ist wahr, ich habe mich sehr verändert.“ Er zitterte am ganzen Leibe, so erschrocken war er. Aber plötzlich rief er: „Ich will schön sein, und ich will schön sein! Wenn ich nur wüßte, wie das zu machen wäre.“

Er hörte in der Veranda die Stimme des Knaben und des Mädchens, und er flog ohne Besinnen hinein. Da saß er auf dem Tische vor dem kleinen Mädchen, und das schlug die Hände zusammen und rief: „Gusti, ein Schmetterling, der ganz ohne Farbe ist und gerade so zahm, wie unser Fuchs war!“

„Er ist auch einmal ein Fuchs gewesen,“ sprach Gusti. „Wir wollen ihn viel schöner machen als er gewesen ist, nämlich mit Farben von Papas Palette. Er soll eine ganz neue Schmetterlingsart werden, die es noch gar nicht gibt. Sieh, ob du ihn fangen kannst.“

Wie gern er sich fangen ließ! Er konnte die Zeit gar nicht erwarten, bis Gusti geholt hatte, was er brauchte. Der Knabe brachte auch eine Schere mit; zuerst klappte er dem Schmetterling die Flügel zusammen und schnitt die Ränder schön Zackig aus, und dann malte er bunte Pünktchen auf.

„Nun flieg!“ sagte der Knabe.

Und der junge Schmetterling flog; es ging auch, aber schwer und langsam. Wie entzückend er jetzt in der Kugel aussah! Er begab sich gleich auf die Wiese, und alles dort sagte: „Ah!“ und die Blumen machten die Augen auf so weit sie konnten. Endlich setzte er sich, und die anderen Schmetterlinge setzten sich um ihn herum und bewunderten ihn. Bloß ein alter Fuchs sagte gar nichts; aber er flog zu ihm auf die nämliche Blume und besah ihn genau.



„Ich habe es gleich gedacht,“ meinte er; „es ist nicht Natur, alles bloß geschminkt. Ein anständiger Schmetterling hält nichts von geschminkten Personen.“ Und die anderen Schmetterlinge sprachen: „Ist es möglich: diese Person ist geschminkt! Es ist unverschämt von ihr, uns so zu betrügen!“ Und damit flogen sie auseinander.

„Schön bin ich doch,“ rief ihnen der junge Schmetterling nach, „schöner als ihr alle. Ich bin eine ganz neue Art!“ Er naschte noch von ein paar Blumen und schwebte dann wieder über die Planen.

Und nun wurde er erst bewundert! Wo er sich zeigte, liefen ihm alle Kinder nach. Ueberall hörte er sagen: „Solch ein Schmetterling ist in der ganzen Welt noch nicht gesehen worden!“ Und wenn er sich jemandem auf die Hand setzte, drängte sich alles, ihn zu betrachten. Ein paarmal kamen freilich Leute dazu, die sprachen: „Es ist gar kein natürlicher Schmetterling, es hat ihn jemand bunt gemalt.“ Aber die Kinder meinten: „Schön ist er doch!“ Und die klugen Leute sagten hinterher dasselbe.

„Geschminkt sein, das ist das richtige,“ dachte der junge Schmetterling frohlockend. „Die Natur ist vergänglich, aber die Schminke hält. Ich bin froh, daß ich keine Natur mehr auf den Flügeln habe.“ Und nun war er so stolz wie in seinem Leben noch nicht. — —

Einige Zeit verging, und eines Tages saß ein kleines zerrupftes Ding unter der Kugel im Garten und spiegelte sich, das war wieder der junge Schmetterling. Er hatte nur noch die halben Flügel, und die Schminke hatte doch nicht gehalten; nur Spuren derselben waren noch zu erkennen. Es war traurig wie er aussah. Aber er schien gar nicht betrübt, sondern sagte: „Das thut nichts; ich lasse mich noch einmal schminken!“

Er konnte sich kaum in der Luft erhalten, als er in die Veranda flog, so spärlich waren die Flügel. Und er mußte warten, ehe die Kinder kamen. Das kleine Mädchen hielt ihn erst für eine Heuschrecke und fürchtete sich, als er auf sie zu kam; dann erkannte sie ihn doch. „Er ist zu jämmerlich, Gusti,“ sagte sie; „er dauert mich, und du mußt ihn noch einmal malen.“ Gusti besah ihn, und dann drehte er sich herum. „Wirf ihn weg oder mache ihn tot,“ sprach er; „es ist nicht der Mühe wert, ihn noch einmal aufzuputzen. Wenn er tot wäre, so wäre es das beste für ihn.“

Der junge Schmetterling wurde nicht wieder geschminkt, und er flog endlich zurück in den Garten. Niemand wollte mehr etwas von ihm wissen; wo er hin kam, wichen die anderen Schmetterlinge ihm aus oder jagten ihn fort.



Da saß er auf einer einsamen Distelblüte; er hatte sich tief zusammenge-  
geduckt und sah nicht rechts noch links. „Ich werde nie mehr bewundert  
werden,“ sprach er trübe, „nie — nie — nie! Wenn ich tot wäre, das wäre  
das beste für mich.“ So saß er eine Weile, und dann schnurrte er in das  
Gebüsch und kroch tief in das Gras hinunter.

Niemand hat ihn wieder gesehen.



## Der Heidegeist.



**E**s war ein junger Mensch, der hieß Lajosch. Er saß dort, wo die Felder  
eines ungarischen Heidedorfes aufhörten und die Heide anfang, auf  
einem Steine und hatte nichts an als ein Paar weite, unten ausgefranzte  
Leinwandhosen und ein weites Leinwandhemd mit einem Gürtel, dazu einen  
alten schmutzigen Filzhut auf dem pechschwarzen Zottelhaar. So gingen die  
Leute in dem Heidedorfe alle. Er that nichts, als daß er mit seinen schwarzen  
träumerischen Augen auf die Heide hinaussah, auf welcher der Nachmittag  
lag; und wie weit konnte er sehen! — bis dahin, wo der Himmel und das  
Graugrün der glatten Ebene sich berührten. Es waren gewiß viele Meilen  
bis dahin. Der Himmel war wie ein blaues Meer, und die Heide wie ein  
grünes, am Himmel war nichts zu sehen, und auf der Heide auch nichts.  
Und eben weil nichts zu sehen war, träumte Lajosch so gedankenlos vor sich  
hin; seine Seele war das dritte Meer, auf dem nichts zu sehen war.

Endlich war es ihm doch einen Augenblick, als sähe er etwas, nämlich  
kleine hellere und dunklere Punkte, die sich bewegten — weit, weit fort in  
dem Grünen; und nun dachte Lajosch auch etwas: er dachte, daß es die  
Pferde eines Tschikofsch seien, vielleicht des Tschikofsch Sador Pal, den er kannte.  
Ein Tschikofsch ist nämlich ein Pferdehirt in der Heide.

Mit einemmal — er wußte nicht, wie es kam — stand Lajosch auf und  
ging auf die Heide.

Die Ziesel fuhren vor seinen Schritten in ihre Löcher; ein paar Raub-  
vögel flogen auf und kreisten über ihm. Er schritt durch das kurze Gras,

durch Wolfsmilcharten und Heideblumen, welche die Nachmittagssonne fengte, und dachte, er müßte den Pferden allmählich näher kommen; aber dem war nicht so, und das ärgerte ihn. Er ging desto schneller. Als der Tag sich neigte und die Sonne wie ein Ball von glühendem Eisen in rötlichen Dunst versank, blickte er sich um: das Heidedorf war nicht zu sehen.

Lajosch fürchtete sich weder vor der Einsamkeit noch vor dem Schlafen unter freiem Himmel. Er fand zuletzt noch einen kleinen Sumpf mit ein paar alten Pappeln darum, und dort legte er sich auf den Boden.

Aber zu schlafen vermochte er nicht. Er horchte auf die Stimmen der Heide, ein Rascheln, einen Schrei, fernes Gebell und das Glucksen aufsteigender Sumpfböden. Endlich fing er an, die Sterne zu zählen.

Da ging ein Windessausen über die Heide; die Pappelzweige klapperten zusammen und die Blätter zischelten, und Lajosch meinte von weit her Musik zu hören und Pferdegetrappel. Als er sich ein wenig aufrichtete, gewahrte er einen lichten Nebel, in dem sich Rosse tummelten und Gestalten bewegten. Das Säusen schwoll zum Sturm an, Wirbel kreiselten um ihn und schüttelten Staub und dürres Graswerk über ihn, und wie der Sturm, so rasten die Rosse näher mit den Reitern darauf, lange Peitschen flogen und knallten, Hunde bellten und sprangen an den Pferden in die Höhe, und durch alles ertönte ein Zimbal und eine Geige.

„Der Heidegeist!“ sagte Lajosch und duckte sich in das Gras.

Er sah nichts mehr, aber er hörte, wie es rund um den Sumpf sprach: „Guten Abend, Herr!“ — und es war, als ob das die alten Pappeln sein müßten, die es sprachen. Da rief eine Stimme:

„Was macht mein Haus im Schilf und Rohr?  
Was macht meine Tochter im finstern Moor?“

Und um den Sumpf herum sagte es:

„Das Häufel ist blank, Guer Kind das steht  
Und flucht die Zöpfe beide,  
Hat gesponnen von früh bis spät  
Pappelwolle zum Kleide.“

„Es ist gut,“ sprach die Stimme. „Aufgespielt, ihr Faulen!“ Und das Zimbal und die Geige klangen, und was sie spielten, war ein Tschardasch, den Lajosch kannte. Ein Tschardasch ist eine Tanzweise, und ein Zimbal ist ein kleiner Klavierboden mit Saiten, die man mit zwei Klöppeln schlägt.



Lajosch lag wie ein Toter. Mit einemmal vernahm er ein Schnaufen dicht neben sich, das Schnaufen von Pferdenüstern, und der warme Hauch ergoß sich über seinen Nacken. „Zoi!“ rief es rauh über ihm, „da liegt ein Bursche. Auf ein Pferd mit ihm!“ Und Lajosch hörte Geschnalz und Pferdetritte, die näher kamen, und dann fühlte er, wie es ihn am Gürtel packte und durch die Luft schwang, bis daß er saß. Er öffnete furchtsam die Augen; da fand er sich auf einem Pferderücken und blickte in eine zottige Mähne.

„Wie heißest du?“

„Lajosch.“

„Willst du mit reiten?“

„Ja.“

Er sah einen alten Mann zu Pferde neben sich, mit weiten weißen Beinckleibern, bauschigen Hemdärmeln und offenem Schnürröck, dazu einer Astrachanmütze auf dem Kopfe. Sein grauer Bart hing bis auf die rote Pferdedecke und sein Haar bis tief in den Rücken nieder, und durch die gewaltigen Brauen funkelten seine Augen wie Glühwürmer. Das war der Heidegeist. Zwei Zigeuner ritten, der eine hatte das Zimbal vor sich und hämmerte, und der andere geigte. Weiterhin jagten sich wilde Pferde; braune Burschen und langzöpfige Dirnen saßen darauf, nacktfüßig und jauchzend schwangen sie Peitschen, die Pferde im Kreise wirbelnd, daß sie kaum zu erkennen waren, oder wie Pfeile mit ihnen da- und dorthin schießend. Der Sumpf war voll flackernder Lichter, und die Bappeln glichen nicht mehr Bäumen, sondern ehrwürdigen Greisen mit langem graugrünem Haar, die gesenkten Hauptes in das Wasser blickten. Plötzlich wallte das Wasser auf und zerteilte sich; ein schönes schwarzäugiges Mädchen stieg heraus in weißem seideglänzendem Rocke und rotem Nieder mit Goldschnüren und flog auf den Alten neben Lajosch zu, der sie auf sein Pferd hob und küßte, und da sah Lajosch, daß sie zwei schwarze Zöpfe hatte so lang wie sie selber, die ganz mit rotem Band durchflochten waren.

„Gujoh!“ rief der Heidegeist, und jagte bei dem Sumpfe vorüber, auf dem die Lichter verloschen; hinter ihm her flogen die Geisterpferde, die Luft sauste und zischte, und wenn der Staub aufflog, war er ein schimmernder Nebel, bis er wieder gesunken war. Sie trafen auf eine Umzäunung, in der eine Herde von Pferden erschreckt umher tobte. Der Heidegeist zeigte auf einen Schimmel, der wie Schnee leuchtete, eine Peitschenschnur traf ihn und



er sprang mit einem Satz über den Zaun und der Heidegeist schleuderte das schöne Mädchen durch die Luft, daß sie auf den Rücken des Schimmels flog. Die weiße Mähne flatterte ihr bis in das Gesicht, und sie ergriff einen Haarbüschel und wickelte ihn um die Hand; so saß sie.

Lajosch hatte alle Furcht verloren. Sein Herz in der Brust jauchzte bei dem wilden Ritt, denn er kannte kein größeres Vergnügen als zu reiten; das war es, warum er mit Sador Pal, dem Tschikofsch, Freundschaft gehalten hatte, und er wäre selber am liebsten ein Tschikofsch geworden. Aber was war ein Ritt auf dem kleinen schwarzen Hengst Sador Pals gegen diese Jagd durch die Sternennacht über der Heide! Die Geister kamen zu ihm heran im Vorüberstreifen und nickten ihm zu, die Männer und die Dirnen, und einmal auch das schöne Mädchen des Heidegeistes; es sah ihm eine Weile ins Gesicht und sprengte dann über Seite. Das Antlitz des einen Mannes kam ihm bekannt vor: er sah aus wie der Karman Schandor, den er als kleiner Junge gekannt hatte und den mit einemmal niemand mehr gesehen, seit ihn die Panduren gesucht hatten, weil er Pferde gestohlen haben sollte.

Und zum Reiten kam noch die Musik! Man hörte ganz deutlich die schwirrenden Läufe des Zimbal und das wilde Krachen auf der Geige, denn die Zigeuner spielten alles so rasch wie man den Frisch, die zweite Hälfte des Tschardasch, spielt.

In der Ferne loderte ein Feuer auf; es brannte vor einer verfallenen Heideschenke, dort hielt alles an und sprang von den Pferden. An der Mauer standen Krüge und die Geister tranken; auch Lajosch, und er schmeckte, daß er guten Wein trank, und als er ein paar Tropfen davon auf die Erde schüttete, waren es glühende Funken, die erloschen. Dann tanzte alles, einen Tschardasch nach dem anderen; Lajosch konnte sie alle singen: „Im Waldesdunkel, im dichten Wald“, „Ruhig fließt die Marosch“, „In der Stille hab ich wollen lieben“, und wie sie sonst anfangen. Das Feuer flackerte so lustig, die Tänzer stampften und regten die Hände so wild, die Haare flatterten, die Dirnen flogen im Kreise durch die Luft um die kreischenden Burschen. Und Lajosch tanzte mit; er konnte nicht anders, denn des Heidegeistes Tochter kam und faßte seinen Arm und wollte mit ihm tanzen.

Es war merkwürdig, daß sie die einzige war, die blühend rote Wangen hatte; alle anderen waren so blaß wie Wachs.

Man tanzte und man trank. Und endlich saß alles wieder auf, und



vorwärts ging es wieder in die dunkle Heide. Das Feuer bei der Heideschenke war erloschen. Die Peitschen knallten, die Hunde heulten und der schimmernde Nebel stob auf, und Lajosch war glücklich. Nur die eine Frage quälte ihn: ob er nun auch anderen Tages wieder in dem Heidedorfe sein könnte? Dort wohnten seine Eltern, seine Schwester, die Irma, und sein Bruder, der Ischtwan. Er hatte sie alle vier sehr lieb.

Sie ritten, bis der Himmel im Osten sich zu lichten begann; da lagen weite blizende Wasserflächen vor ihnen und Lajosch dachte bei sich: das ist die Theiß! Aber es waren nur ihre Sümpfe. Plötzlich sprangen die Pferde in das Wasser hinab und Lajosch schloß schwindelnd die Augen. Naß wurde er nicht, und als er die Augen öffnete, hielt er in einer Halle. Es war nicht hell und nicht dunkel darin; ein Zwielicht, das kam von den Wassertropfen, die überall an den Wänden glommen. Lajosch that wie die anderen: er sprang vom Pferde und legte sich auf ein dickes Schilflager zum Schlafen. Müde war er sehr, und sein Herz war bekümmert. Er wäre doch lieber oben auf der Heide geblieben und hätte das Heidedorf aufgesucht; er dachte daran, wie sehr vier Menschen sich ängstigen würden, wenn er noch immer nicht nach Hause kam. Aber er schlief ein.

Einmal wachte er wieder ein wenig auf während des Schlafes. Er fühlte einen Schmerz auf der Brust, gerade über dem Herzen, und er fühlte, wie das Herz ängstlich schlug, und blinzeln sah er schwarzes Frauenhaar vor sich und Zöpfe, die mit rotem Bande durchflochten waren. Er holte tief Atem; da richtete es sich von seiner Brust auf und des Heidegeistes Tochter sah ihn mit ihren schwarzen, brennenden Augen so geheimnißvoll an; ihre Müstern zuckten und ihr voller, roter Mund lächelte leise. Und Lajosch seufzte tief auf und schlief wieder ein.

Er merkte nichts weiter davon, wie des Heidegeistes Tochter von seinem Herzblut trank.

Als er aufwachte und mit den übrigen zu Pferde wieder aus dem Wasser auf die Heide ritt, war es Nacht. Die Sterne blinkten und der Nachtwind raschelte durch die Gräser. Es ward ihm so leicht in der Brust, aber auch so leer; er griff nach seinem Herzen und es schlug noch, nur nicht so kräftig wie früher. Sie ritten wie in der Nacht zuvor. Die Gegend dünnkte Lajosch zwar eine andere, den Sumpf mit den Pappeln trafen sie nicht; aber die Heideschenke, vor der sie Halt machten, war die gestrige. Die Geister sprachen mit ihm, und der eine davon war wirklich der Karman Schandor. Es war





merkwürdig, daß er sich auf seinen Namen erst besinnen konnte, als Lajosch ihn nannte; er wußte nicht einmal mehr, was Panduren waren. Nun bekam Lajosch Mut und fragte den Heidegeist, ob er ihn nicht wolle heimkehren lassen.

„In ein paar Tagen,“ sagte der Heidegeist.

Ein paar Tage vergingen, und Lajosch fragte wieder. Aber er fragte eigentlich nur so nebenbei, weil er gerade an das Versprechen dachte, und er verwunderte sich selber, wie gleichgültig ihm bei der Frage um das Herz war.

„Was willst du daheim?“ sprach der Heidegeist.

„Es ist nur wegen meiner Eltern,“ antwortete Lajosch, „und wegen der Irma und des Fichtwan. Mir ist, als ob ich schon hundert Jahre von ihnen fort wäre, ich kann mich gar nicht mehr besinnen, wie sie ausschauen.“

„Du kannst sie sehen.“

Sie schwenkten vom Wege ab und kamen an einen Ziehbrunnen, dort winkte der Heidegeist, und Karman Schandor sprang vom Pferde, ließ den Gimer hinab und zog ihn wieder herauf. In dem Gimer stand ein alter Mann und hielt sich mit zitternden Händen an die Kette. Seine Augen waren geschlossen. Und Lajosch ritt vor und schaute dem alten Manne in das braune Gesicht; es kam ihm fast so vor, als ob es sein Vater wäre, aber so recht wußte er es doch nicht.

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte er endlich ganz verlegen, und der Heidegeist schlug ein lautes Gelächter auf. Karman Schandor aber ließ den Gimer fahren, daß man ihn unten hart aufschlagen hörte. „Du hast keinen Vater mehr,“ sagte er zu Lajosch. „Der Wind ist dein Vater und die Heide deine Mutter.“

Beh! ein lustig Reiten auf der Heide glatt,  
Wenn des Windes Roß mit uns um den Preis ringt;  
Schneller ist mein weißes Roß, wie Seide glatt,  
Glatt und silbern wie der Fisch aus der Theiß springt —“

so sang er, und die Zigeuner spielten es. Karman Schandor aber sprang auf sein Pferd, und jauchzend flog der Schwarm wieder mit Lajosch in die Nacht hinein.

„Ich habe keinen Vater mehr, und ich habe keine Mutter mehr,“ sagte Lajosch für sich, und er fühlte wieder an sein Herz und fand, daß es kaum

mehr zuckte. Er wollte mit aller Gewalt Heimweh haben, aber es ging nicht; es war ihm, als gehöre er zur Heide wie die Blumen und der Wind, und alles andere war ihm gleichgültig. Bloß wundern konnte er sich noch darüber, daß es so war. Vielleicht nur ein paar Tage noch, dann konnte er auch das nicht mehr, und sein Herz stand ganz stille.

„Nach Hause!“ dachte Bajosch bei sich, und während er diesen Gedanken festhielt, ward er lebhafter. Aber wie nach Hause kommen? Flüchten? — in wenig Augenblicken würde man ihn eingeholt haben.

Da — war das nicht ein Dorf? Er sah etwas wie Häuser in der Ferne und hörte Hunde bellen; und er sah noch mehr: ein Feld mit Kukuruz, nur hundert Schritt weit, und in der einen Ecke des Feldes ein hölzernes Kruzifix mit einem Kürbisgerath um den Stamm. Und Bajosch glitt vom Pferde und rannte wie gepeitscht auf das Kruzifix zu. Hinter sich vernahm er Geschrei und wildes Rossegetrappel, aber er hielt den Stamm des Kruzifixes umfaßt, schloß die Augen und rührte sich nicht. Eine Müdigkeit überkam ihn, und nur wie im Traum hörte er verhallende Rufe: „Bajosch! Bajosch!“

Es war die Tochter des Heidegeistes, die ihn rief.

Am Morgen wachte er auf und ging in das Dorf. In der Brust spürte er ein tiefes Weh, eine brennende Sehnsucht nach der stillen, weiten Heide; hätte er den Rücken eines Rosses unter sich gehabt, er wäre vielleicht umgekehrt. Die Leute in der Dorfgasse sahen ihn mit neugierigen Blicken an: „Fschtenem, wie blaß er aussieht! Ein fremder Bursch, der aussieht wie eine Leiche!“ Und sie gingen ihm scheu aus dem Wege. Aber Bajosch kümmerte sich nicht um sie. Er ging dorthin, wo der Turm der Dorfkirche ragte, und schritt die Stufen des Pfarrhauses hinauf.

„Herr,“ sagte er mit tiefer Angst und küßte die Hand des alten Pfarrers, „ich habe alles vergessen, was ich lieb gehabt habe, Vater und Mutter, die Irma und den Fschtwan, mein Dorf und meine Freunde. Ich habe nur eins lieb: die Heide draußen. Und das kommt davon, weil ich mit dem Heidegeist geritten bin, und mit seiner Tochter und dem Karman Schandor und den anderen. Es war schön das, ehrwürdiger Vater, sehr schön“ — und die Augen des armen Bajosch leuchteten wie glühende Kohlen — „aber mein Herz das will nicht mehr schlagen, und ich weiß nicht einmal mehr, wie mein Vater aussieht.“

„Komm!“ sagte der alte Mann.



Er ging mit Lajosch in die stille, kühle Kirche, nahm vom Altarbrod und gab es ihm in den Mund. „Nimm und iß!“ sprach er. „Das ist die Liebe zu den Brüdern.“ Und während Lajosch aß, fühlte er, wie sein Herz stärker und stärker klopfte und seine Wangen heiß wurden; die Erinnerung an den Heidegeist verdämmerte in seinem Kopfe und er ward wieder derselbe Lajosch, der auf dem Stein gesessen und nachher die Pferde Sador Pals gesucht hatte.

Der Pfarrer sorgte dafür, daß er in sein Dorf zurückkehrte. Dort ist alles mit Fragen auf ihn eingestürmt, wo er die Tage her gewesen, aber er sagte nichts, als daß er in der Heide gewesen und bei jenem anderen Dorfe wieder herausgekommen war. Vor der Heide behielt er eine tiefe Scheu, und er ist nachher ganz aus ihrer Nähe fort in eine große Stadt gezogen.



## Die Hochzeitsreise.



So,“ sagte der Hausknecht vom Hotel und stellte ein Paar Stiefel und ein Paar Damenschuhe vor eine Thür, „Nummer Zwölf, das wären die letzten, Gott sei Dank, und ich kann jetzt schlafen gehen.“ Darauf schlich er müde den langen Korridor hinunter, man hörte eine Treppe knarren und eine Thür schlagen. Alsdann hörte man im ganzen Hause weiter nichts.

Auf dem langen Korridor brannten nur zwei tief heruntergeschraubte Wandlampen, an jedem Ende eine. Die beiden Wände rechts und links waren voller Thüren, alle gleichweit voneinander entfernt, und immer zwei einander gegenüber; oben an jeder Thür stand eine Nummer. Vor einigen dieser Thüren war Schuhwerk zu sehen, Herrentiefel oder Damenschuhe, bei manchen hingen auch Kleider an einem Nagel. Alle diese Sachen gehörten Reisenden, die in den Zimmern schliefen; es war nämlich schon spät in der Nacht.

Die Stiefel und die Schuhe vor Nummer Zwölf waren noch ganz neu; man konnte es daran sehen, daß sie fast gar keine Falten hatten. Denn die

Stiefel und die Menschen bekommen Falten, wenn sie alt werden, und bei den Stiefeln geht das sehr schnell. In dem Zimmer Nummer Zwölf logierte ein junges Ehepaar, das eben von der Hochzeit kam und eine Hochzeitsreise machte; und das Hotel, in dem sie eingekehrt waren, lag in einer kleinen hübschen Stadt am Rhein.

Wenn man die Stiefel genau besichtigte, so sahen sie wie ein Paar stattliche kleine Herren aus. Für ein Paar Stiefel waren sie hoch gewachsen, und oben hatten sie jeder zwei weiß und grün gestreifte Ohren, die sie stolz in die Luft reckten. Und wie herrlich sie glänzten! An gewissen Stellen bligten sie ordentlich. Die Damenschuhe bligten freilich noch mehr, denn sie waren lackiert; man konnte in ihnen die Wandlampen wie in einem Spiegel erkennen. Was die Ohren betrifft, so besaßen sie deren allerdings keine, aber dafür etwas anderes, nämlich jeder eine große Atlasrosette mit einem zierlich geschliffenen Knopf aus schwarzem Glas in der Mitte.

Eine Weile standen die beiden Paare nachdenklich nebeneinander; endlich aber knarrte der eine Damenschuh ganz vernehmlich: „Ach!“ Knarren ist nämlich die Schuh- und Stiefelsprache, und es gibt Stiefel, die viel knarren, und solche, die wenig knarren, wie es Menschen gibt, die sich gern reden hören, und wieder andere, die lieber schweigen.

„Warum seufzen Sie, mein Fräulein?“ fragte der eine Stiefel. „Fehlt Ihnen etwas?“ Und er reckte die weiß und grün gestreiften Ohren herüber, um besser zu hören.

„Ich bin sehr unglücklich,“ sagte der Damenschuh. „Ich hätte nie geglaubt, daß ich dazu bestimmt wäre, mich täglich zwölf und mehr Stunden von einem Fuß treten zu lassen. Wenn das so fortgeht, so komme ich in wenigen Tagen aus der Fassion. Sie müssen wissen, daß wir ein Jahr lang nichts zu thun hatten als hinter einer großen Spiegelscheibe zu stehen und uns bewundern zu lassen. Wir hatten die beste Gesellschaft, und immer etwas Neues zu sehen; jetzt ist man den ganzen Tag blind vor Staub, bloß abends wird man gepußt, wenn nichts mehr zu sehen ist. O, er ist schmerzlich, solch ein Wechsel!“

Und der Damenschuh seufzte, daß alle Nächte krachten, und der zweite daneben seufzte zur Gesellschaft mit.

„Sie dauern mich,“ meinte der Stiefel. „Sie haben ein Mädchenleben geführt, und der Uebergang muß sehr unangenehm für Sie sein. Wir Männer sind von Jugend auf daran gewöhnt, geplagt zu werden; und was



den Umstand angeht, daß mich der Fuß drückt, so haben wir uns gegenseitig nichts vorzuwerfen — ich kann wohl sagen: ich habe ihn ebensoviel gedrückt, wie er mich. Endlich wird man doch auch als Gentleman behandelt und hat wenigstens seine Bedienung.“

„Was Sie sagen!“ meinte der Damenschuh. „Sie scheinen ein Edelmann zu sein, daß Sie Bediente gehalten bekommen.“

„Nur einen,“ sprach der Stiefel würdevoll, „einen richtigen Stiefelknecht. Ich lasse mich jeden Abend von ihm ausziehen.“

„Ach,“ sagte der zweite Damenschuh, und der schwarze geschliffene Glasknopf, der wie ein Auge aussah, funkelte vor Wehmut, „wir werden gewiß niemals eine Stiefelmagd besitzen! Wenn wir nur unsere Freiheit wieder hätten! Wir würden am liebsten davon laufen, aber es schickt sich nicht, daß unverheiratete Damen allein in der Welt herum laufen, besonders solche, die eine so anständige Vergangenheit gehabt haben wie wir.“

„Sie haben schöne Grundsätze,“ sagte der zweite Stiefel, denn er wollte auch etwas sprechen; „und Sie sind ein recht hübscher Schuh. Ich bewundere Ihren außerordentlich schlanken Wuchs.“

„Sie sind sehr aufrichtig,“ versetzte der Damenschuh. „Wollen Sie mich dorthin begleiten — wenn ich nicht irre, so ist dort Schuh- und Stiefelkränzchen.“

Und wirklich waren alle die Schuhe und Stiefel, die vor den Thüren gestanden hatten, bei einer Thüre mitten im Korridor zusammen gekommen, und nun gingen unsere beiden Paare auch hin, der rechte Stiefel neben dem rechten Damenschuh und der linke neben dem linken, und es gab eine große Vorstellung; jedes Paar nannte seinen Namen, nämlich den Namen dessen, dem es gehörte.

Zuerst ein Paar kleine Reiterstiefel: „Baron Zizewitz.“ Sie klirrten mit den Sporen dazu, was sich adelig ausnahm, und ihr Knarren klang ungewöhnlich. Sie gaben das schönste Paar ab, und alle Damenschuhe drängten sich, sie zu sehen, denn ihr oberster Teil war lackiert, und in der Mitte hatten sie lauter kunstvolle Falten. Danach ein dickes Paar Stiefel von der Sorte, die man Wasserstiefel nennt, das sprach: „Pächter Kümmler, ergebenst aufzuwarten.“ Es roch nach Fischthran, aber es konnte die tiefste Verbeugung machen, fast bis auf die Dielen klappte es sich um. „Geheimrat Zipperlein und Gemahlinnen,“ nickten die nächsten Stiefel, die sehr runzelig waren und sehr abgenutzte Ohren besaßen, abgesehen von einem, das ganz neu fein



mußte. Sie hatten ein Paar weite Goldkläferschuhe mit Schnallen neben sich. Außerdem war noch ein Jagdgehilfe Kiebitz dort, nämlich zwei schöne Zuchtentstiefel, die einen gar kräftigen Geruch verbreiteten, dazu eine Sängerin, Signora Pimpinella, von schwarzem Atlas mit einem Spitzenkragen und sehr hohen Absätzen, und zwei kalblederne Stiefel mit im ganzen nur zwei höchst traurigen Ohren und einem gewissen schlürfenden Auftreten, daß man nichts von ihren Sohlen zu sehen bekam; diese nannten sich Studiosus Töppchen.

Jetzt kamen auch unsere Paare an die Reihe. Die Stiefel sprachen: „Unser Name ist Weißleder, Assessor Weißleder.“

„Und die Damen?“ fragte die linke Frau Geheimrätin. „Sind es nicht Ihre Gemahlinnen?“

„Ach nein,“ sagten die Damenschuhe; „wir reisen mit zwei Neuvermählten und kennen uns erst seit gestern.“

„Wie schade,“ meinte die Frau Geheimrätin. „Sie passen so hübsch zusammen; Sie sollten sich doch heiraten. Ich habe schon so manche Heirat zu stande gebracht, und es hat immer die glücklichsten Ehen gegeben; ich habe ein gutes Auge dafür, was zusammen gehört, und ich sage Ihnen: Sie dürfen es auf meine Verantwortung hin wagen.“ Und die Studentenstiefel thaten zwei Schritte vorwärts und sprachen: „Wir werden Sie trauen, wenn Sie einverstanden sind.“ Sie waren etwas geistlich, weil der Studiosus Töppchen die Gottesgelehrtheit studierte. Und gleich nach ihnen kamen die dicken Pächterstiefel, die nach Fischthran rochen, die machten eine Verbeugung bis auf die Erde und gratulierten; sie hatten etwas von Heiraten verstanden und dachten, das wäre schon eine abgemachte Sache. Sie litten nämlich an Schwerhörigkeit, weil sie Lederohren hatten, die gar nicht einmal über den Stiefelrand hinaus ragten. Alles redete den Paaren zu, ausgenommen die Sängerin, die neidisch war; und als die linke Frau Geheimrätin sie zuletzt auf das Gewissen fragte, sagten auch alle vier „ja“, die Studentenstiefel sprachen einen kräftigen Segen, die Paare tupften zart mit den Schnäbeln aneinander, was so viel wie einen Kuß bedeuten sollte, und dann wurde gratuliert.

Jetzt bekam die Sängerin ihre Strafe für ihren Neid. Sie schlug nämlich einen kleinen Ball vor, aber es wollte niemand tanzen, die einen darum nicht, weil sie zu alt, die anderen, weil sie müde von der Reise wären; die Pächterstiefel, die viel in die Rässe kamen, verspürten etwas Podagra, die Studentenstiefel schützten ihren geistlichen Charakter vor, aber sie wollten



bloß ihre Sohlen nicht zeigen. Die Sängerstiefelchen sagten, nun wären sie beleidigt, und gingen ohne Abschied vor ihre Thüre.

Zulezt ging alles auseinander, die beiden Paare von Nummer Zwölf standen wieder dort, wo der Hausknecht sie hingestellt hatte, und nun waren sie verheiratet und nannten sich du. „Es fehlt bloß noch eines,“ sagte der linke Damenschuh. „Alle Neuvermählten von Stande machen eine Hochzeitsreise. Wir sind gewiß von Stande, denn wir haben Männer, die einen Stiefelknecht besitzen, und wenn ich nicht ganz unglücklich sein soll, so muß ich auch eine Hochzeitsreise machen.“

„Ei,“ sagte ihr Stiefel, „wir befinden uns ja auf einer solchen.“

„Das wäre mir eine schöne Hochzeitsreise,“ versetzte der Damenschuh mit deutlichem Aerger, „auf der man den ganzen Tag von einem Fuße getreten wird. Ich will meine eigene Hochzeitsreise haben.“

„Wir können ja morgen früh wieder zurück sein,“ fügte der andere Damenschuh hinzu.

„Mit dem Stiefelknecht das hat seine Richtigkeit,“ sprach der linke Stiefel nachdenklich und wackelte mit den Ohren; „aber es wird eine gefährvolle Reise, das ist sicher; ich glaube nicht, daß die Geheimratsfrauen jemals eine Hochzeitsreise gemacht haben.“

Was half es? die Damenschuhe waren eigensinnig, und in einem Augenblick schlichen beide Paare die Treppe hinunter. Die Hausthür fanden sie zwar verschlossen, aber sie konnten in den Hof schlüpfen, in welchen eben ein verspäteter Wagen eingefahren war, und weiter durch das Hofthor auf die Straße.

Der Mondschein lag auf dem Pflaster, und sie suchten den Schatten, obwohl nirgends ein Mensch zu spüren war; erst als sie zur Chaussee kamen, kümmerten sie sich nicht mehr darum, daß es hell war, sondern spazierten mitten im Wege. Es war eine herrliche Nacht, eine rechte laue Sommernacht, und die vier Hochzeitsreisenden wußten sich gar nicht zu lassen vor Vergnügen, so sehr hatten selbst die Stiefel ihre vorige Besorgnis überwunden. Sie sprachen viel miteinander, theils lustig, theils zärtlich. Zulezt gingen sie von der Chaussee ab, seitwärts durch die kleinen Weiden bis an den Fluß, und wie sie das Wasser da so schön blinken sahen, wurden sie entzückt und schwärmerisch gestimmt, und jedes Paar gelobte sich ewige Treue.

Sie standen eben noch und sahen den Fischen zu, die aus dem Wasser sprangen, da vernahmen sie ein Geräusch und bemerkten, indem sie sich zur



Seite wandten, wie dort ein Handwerksbursche sich erhob, der in den Weiden geschlafen hatte.

„Oho!“ rief der Handwerksbursche und rieb sich die Augen, „mir hat geträumt, es kämen ein Paar neue Stiefel zu mir gegangen, weil meine alten keine Sohlen mehr haben, und wirklich — da sind sie! Was für ein Glücksvogel bin ich!“

Die Stiefel samt den Damenschuhen waren dermaßen erschrocken, daß sie ganz unbeweglich standen, die Damenschuhe sogar einer Ohnmacht nahe. Der



Handwerksbursche griff den einen Stiefel beim Halse und hielt ihn mit der Sohle unter seinen Fuß. „Paßt wie der Gas in die Pfanne!“ sagte er vergnügt und zog ihn an, und danach auch den zweiten.

„Lauft was ihr könnt!“ knarrten die Stiefel den Damenschuhen zu. Und es war die höchste Zeit, denn der Mann streckte schon die Hand nach den Schuhen aus und sie wischten ihm nur gerade noch unter den Händen durch zwischen die Weiden.

„Om!“ sagte der Handwerksbursche verwundert hinter ihnen her. „Das



sind Lauffchuhe, und was ich angezogen habe, das werden Lauffstiefel sein. Sie sollen mir nicht von den Füßen kommen, solange noch ein Fegen an ihnen ganz ist; nachher mögen sie laufen wohin sie wollen.“ Damit legte er sich nieder und schlief wieder ein.

Die Damenschuhe aber rannten in ihrer Angst auf die Chaussee und weiter bis zum Hotel. Alle Thüren waren geschlossen, doch zwischen dem Hofthor und dem Pflaster fanden sie eine Lücke, und weil sie so klein und schmal waren, konnten sie wenigstens auf den Hof gelangen. Weiter freilich nicht. Vor der Hausthür standen sie und jammerten.

„Wir werden gewiß krank werden,“ sagte der linke Damenschuh. „Und daran ist niemand schuld als die Stiefel; warum haben sie uns an das Wasser geführt, als wir es wollten. Das sind mir die rechten Männer, die einem allen Willen thun! Wir können froh sein, daß wir von ihnen erlöst sind.“

Als der Hausknecht früh die Thüre öffnete, da fand er sie. „Ei ei,“ murmelte er ganz erstaunt, „ich dachte doch, ich hätte gestern Nummer Zwölf richtig gepuht und hinaufgetragen!“ Und nun rieb er den Lack noch einmal blank und stellte die Schuhe wieder vor ihr Zimmer. Aber das Schlimmste für ihn kam erst, als man die Stiefel nirgend fand; alles schalt auf ihn, und er dachte an die Schuhe und konnte nicht einmal recht seine Unschuld beteuern. Beinahe hätte er die neuen Stiefel zu bezahlen gehabt, die sich nun der Herr Assessor Weißleder kaufen mußte.

Die gekauften Stiefel waren noch schöner als die armen, die jetzt der Handwerksbursche an den Füßen hatte, und die Damenschuhe sagten ihnen das auch gleich und behaupteten, daß sie Witwen wären. Am Tage gingen die beiden Reisenden spazieren, und mit einemmal kam der Handwerksbursche vorbei. Die Stiefel, die er trug, waren schon fast blind, und die Damenschuhe stießen sich bloß an und der eine sprach: „Pfui!“ Das war alles. Dann fuhren sie mit den Reisenden in eine andere Stadt. Sie thaten immer sehr zärtlich mit den neuen Stiefeln, und eines Abends fragten sie, ob sie sich nicht auch mit ihnen trauen lassen wollten wie die anderen Stiefel, und diese sagten: „Ja, bei nächster Gelegenheit.“

Aber es kam anders.

Am demselben Abend noch setzte der Herr Assessor Weißleder ein Paar Stiefel vor die Thür, die freilich so gräulich aussahen, daß die neuen, obwohl sie auch schmutzig waren, wie Prinzen dagegen sich ausnahmen. Das

waren die Stiefel, die der Handwerksbursche angehabt hatte; und der Herr Assessor drehte dabei den Kopf zu seiner Frau und sprach: „Was wir doch für eine gute Polizei haben, Kamilla! Daran, daß der Handwerksbursch in seinen Stiefeln ging, haben sie gleich gemerkt, daß er ein Spitzbube war.“

Sie waren sehr häßlich, die alten Stiefel, fast ganz abgeschabt bis auf das braune Leder, und die Ohren sahen aus wie die zwei traurigen Ohren der Studentenstiefel, von denen sie getraut worden waren. Aber sie waren sehr glücklich. „Gott sei Dank,“ sprachen sie zu den Damenschuhen, „daß wir wieder bei unseren lieben Frauen sind.“

„Wir kennen Sie nicht,“ sagte der linke Damenschuh ganz hochmütig. „Rühren Sie uns nicht an. Sie sind uns zu gemein; Ihre Frauen sind wahrscheinlich ein Paar alte Pantoffeln, die können Sie unten in der Küche finden.“

„Jawohl,“ fügte der rechte Schuh hinzu. „Wir sind zwei Damen, und diese zwei Kavaliere dort werden uns heiraten, sobald eine Gelegenheit kommt.“

„Gut,“ sprach der eine Stiefel zornig, „unserthalben mag Sie heiraten wer Lust hat; aber diese Kavaliere sollen wenigstens wissen, wie es uns ergangen ist.“ Damit fing er an zu erzählen, und als er fertig war, sagten die neuen Stiefel nachdenklich: „Das ist freilich eine andere Sache!“ Weiter gar nichts, denn eben kam der Hausknecht und trug alle drei Paar hinunter. Er brachte nachher zuerst die neuen Stiefel und die Damenschuhe hinauf, die kein Wort miteinander sprachen und schon vor Langeweile eingeschlafen waren, als er das dritte Paar nach einer halben Stunde auch dazu stellte. Aber wie verändert sah das nun aus! Spiegelblank; selbst die Ohren waren gewaschen, wenn auch nicht wieder ganz so steif wie früher. Die Damenschuhe waren denn auch frühmorgens wie umgewandelt und entschuldigten sich, sie hätten sie am Abend gar nicht erkannt. Aber alle Bärtlichkeit half ihnen nichts.

„Sehen Sie zu, wo Sie andere Männer herbekommen,“ sprachen die Stiefel, „aber Sie dürfen überzeugt sein, daß wir allen vorher erzählen werden, was Sie für Geschöpfe sind.“

Als die Frau Assessor Weißleder ihre Schuhe anziehen wollte, sah sie mit Schrecken, daß sie überall geplatze Nähte hatten, und sie klagte über den Schuhmacher, der so liederlich genäht hätte.

Sie wußte nicht, daß die Schuhe vor Aerger geplatzt waren.





## Die Spinnenprinzessin.



**W**enn der Sommer zu Ende geht, dann kommt gewöhnlich eine kurze Zeit häßliches, windiges, regnerisches Wetter; aber wenn das vorüber ist, pflegt es noch einmal schön zu werden. Das ist die Zeit unmittelbar nachdem die letzten Felder gemäht sind, die Zeit wo die Drachen steigen und die Trauben eßbar werden. Es ist wirklich Sommerwetter; die Luft so sommerlich blau, und wo die Sonne hinscheint, da ist es so wohligh warm! Nur die Glut des Sommers ist vorüber und das ist eben das schöne.

Es ist die Zeit, wo einen die Wanderlust anfliegt, wo der blizende Morgentau, wo jedes Stückchen Grün, jedes Lüftchen winkt: komm! Man nennt sie den Altweibersommer, wohl wegen der Spinnweben, die in der Luft umherfliegen wie weißes Haar des Alters und die in manchen Gegenden selber Altweibersommer heißen.

Wie hübsch es aussieht, wenn diese weißen, seideglänzenden Schleierchen hoch durch das Blaue fliegen! Ich hatte mir immer gedacht, daß irgend jemand darauf spazieren fahren müsse, und als ich einmal ein solches Gewebe einfing, das recht tief flog, da war es wirklich so: es saßen eine Menge kleiner Spinnen darauf, und ich beneidete sie sehr um ihre Luftfahrten. Was konnten die alles sehen und wie weit konnten sie fahren! Gewiß war es so, daß sie auch um diese Zeit wanderlustig wurden, denn im ganzen Sommer waren sie nicht zu erblicken, und wenn es anfang kalt zu werden, dann auch nicht mehr.

Von diesen Spinnen weiß ich ein Märchen.

Es sind kleine Fräulein, die jedes Jahr ihre Reise machen; das ist ihre Gewohnheit, wie die Frühjahrs- und Herbstfahrt bei den Zugvögeln. Sie setzen sich auf ihre Schleier und werden kleine Spinnen, und die Schleier werden Spinnweben; kommen sie wieder nach Hause, so hört das auf, sie sind dann wieder die zierlichen kleinen Fräulein mit den lustigen weißen Seidenschleiern. Niemand kennt ihre Heimat, sie ist ein Märchenland; und es gibt mehr solcher Märchenländer! Woher kommt denn der Wind, und wohin geht er? Niemand weiß es als das Märchen.

Sie haben auch eine Prinzessin, und die fuhr eines Tages gleich den





Blüthgen, Hesperiden.



übrigen auf dem Spinnenschleier durch die Luft mit zwei Kammerfräulein, die ihre Schleier an den ihrigen gesteckt hatten, damit sie beisammen blieben. Es war Mittag, die Luft sonnig klar; kein Wölkchen am Himmel.

„Wir wollen wieder einmal zur Erde hinunter,“ sagte die Spinnenprinzessin. „Man wird ganz schwindlig von dem immerwährenden Fliegen, und außerdem ist hier beinahe nichts zu sehen als Bäume. Wir wollen uns dort niederlassen, wo man das hübsche kleine Waldschlößchen sieht.“

Der Schleier glitt tiefer und tiefer, über dunkle Eichenwipfel hin, um welche bläulich schillernde Falter tanzten; endlich tauchte er zu einer Waldwiese hinab. Dort lag ein junger Jäger im Schatten. Barett, Jagdspieß und Hifthorn hatte er neben sich im Grase; auf seinen Wangen glühte der Schlaf. „Dorthin,“ flüsterte die Prinzessin, und dicht neben seinem Kopfe flog der Schleier ins Gras.

Sie konnten ihm vom Grase aus gerade ins Gesicht sehen, da er auf einem Ohre lag; das thaten sie denn eine Weile und hatten das größte Vergnügen dabei. „Er ist ein hübscher Mensch,“ sprach endlich die Prinzessin. „Manchmal ist es doch recht schade, daß man so als Spinne herumfliegt; ich möchte wohl wissen, was er zu uns sagen würde, wenn er uns als Fräulein erblickte. Er hat gewiß schon schönere gesehen als uns, wenigstens wenn ihm das Schloßchen dort gehört.“

Und das Schloßchen gehörte ihm wirklich, denn er war ein Königssohn, und sein Vater hatte es ihm einmal zum Geburtstage geschenkt.

„Ei,“ meinte das eine Kammerfräulein, „wir brauchten ihm ja bloß ein Stückchen Schleier auf die Augen zu legen, dann sieht er unsere Mädchen-gestalt. Es wird nicht gefährlich sein, denn er schläft.“

„Es ist doch gefährlich,“ sagte das andere Kammerfräulein. „Von allen Menschen droht uns Leid, und immer, immer!“

Aber sie rissen doch ein Stück Schleier ab und zogen es ihm ganz sacht über die Augen; und nun sah der Prinz drei reizende Fräulein, die neben ihm im Grase saßen und ihn betrachteten. Er war munter geworden, aber er glaubte, daß er träume, und blieb ruhig liegen, indem er durch die Spinnwebe blickte.

„Ach,“ sagte er, „drei holdselige Fräulein auf einmal, und die eine hat gar ein Diadem auf. Wo kommen Sie denn her? Ich habe Sie noch nie gesehen, und ich kenne doch alle Prinzessinnen mit Diademen in der Nachbarschaft.“

Da lachte die kleine Spinnenprinzessin und sprach: „Wir kommen aus dem Lande Nirgendwo und fahren auf Wagen ohne Räder und Pferde in Wegen, die niemand sieht. Wer das rät, der weiß es.“

„Das ist zu schwer,“ sagte der Prinz und sah sie unverwandt an, weil sie so niedlich lachte, „das rät niemand, nicht einmal der Kanzler meines Vaters, des Königs. Aber Sie werden gewiß hungrig sein von der Reise; ich werde Sie in mein Jagdschloß dort führen und Ihnen vorsehen, was ich habe.“

„Wir danken,“ antwortete die Prinzessin, „wir trinken weiter nichts als den Tau von unseren Schleiern, davon sind wir so blink und blank, so hübsch und schlank.“ Und sie nickte ihm zu und lachte wieder.

„Das ist gewiß nicht wahr,“ meinte der Prinz, „dabei kann es niemand aushalten. Zum mindesten sollten Sie ein wenig bei mir ausruhen und meine Kunstwerke ansehen. Ich besitze einen künstlichen Vogel, der sechs Lieder pfeift und dazu herumtanzet und mit den Flügeln schlägt; ferner einen Kammerdiener von Holz, mit Schrauben und Rädern im Innern, der mich abends auszieht und zu Bette bringt, wenn ich auf seinen mittelsten Westenknopf drücke, und noch mehr dergleichen. Ich werde gleich aufstehen und Sie hinführen; ich will mir nur erst den Schlaf aus den Augen wischen.“

Er wischte über die Augen, aber er wischte nicht den Schlaf hinweg, sondern das Stück Spinnenschleier. Und als er nun nach den drei Fräulein sah, da waren die verschwunden; im Grase aber saßen auf Spinnweben drei kleine schwärzliche Spinnen, die krochen, so schnell sie konnten, zwischen die Halme hinunter, und weg waren sie.

„Ich habe gewiß geträumt,“ sprach der Prinz verwundert, und richtete sich auf; „aber es war ein reizender Traum; besonders die kleine Prinzessin mit dem Diadem war sehr herzig, und ich werde mich morgen gewiß wieder hierher schlafen legen, um noch einmal von ihr zu träumen.“ Damit setzte er das Barock auf, nahm Speiß und Jägerhorn und ging in das Schloß zu dem Kunstvogel, um sich die sechs Lieder vorpfeifen zu lassen, denn er hatte alle Lust zum Jagen verloren.

„Habt ihr's gehört?“ sagte die Spinnenprinzessin, als sie alle drei wieder heraufkamen, „wir gefallen ihm sehr, und er wird morgen wieder hier schlafen. Warum sollen wir nicht hier bleiben und uns mit ihm unterhalten?“



„Ach,“ rief das eine Kammerfräulein ängstlich, „es ist doch gefährlich, wenn es auch diesmal gut abgelaufen ist. Er hat so dicke Stiefel an und er könnte einmal auf uns treten.“

„Dummes Zeug,“ sprach die Prinzessin verbrießlich, „wenn wir nur schnell genug sind, schlüpfen wir allemal früher in das Gras, als er aufsteht. Wir werden ja sehen, wie lange uns die Unterhaltung mit ihm gefällt; doch höchstens ein paar Tage.“

Am anderen Tage konnte der Prinz kaum die Zeit erwarten, bis er gegessen hatte und müde wurde, und dann konnte er vor lauter Erwartung gar nicht recht einschlafen, als er wieder unter der Eiche lag. Endlich schlief er doch, und die Prinzessin selber legte ihm das Stück Schleier auf die Augen, und sie mußte sich sehr dabei anstrengen, denn sie war ein gar zu winziges Ding von einer Spinne. Der Prinz fühlte, wie etwas sich über seine Augen legte, und im Aufwachen dachte er: „Aha, jetzt kommt der Traum.“ Und da sah er sie auch schon alle drei.

Es war sehr hübsch wieder, wie sie sich unterhielten, diesen Tag, und auch den nächsten, und noch ein paar Tage.

Eines Morgens gab es kaltes Herbstwetter und Frühreif.

„Wir müssen fort,“ sprachen die Kammerfräulein zur Prinzessin. „Jetzt kommt die Zeit, wo der Tau friert, und dann haben wir keine Nahrung mehr. Wir müssen uns eilen, daß wir nach Hause kommen.“

„Ja, wir müssen nach Hause,“ antwortete die kleine Spinnenprinzessin traurig. „Es ist recht schade, aber es hilft nichts, und heute mittag wollen wir Abschied nehmen.“ Und sie kostete, wie kalt der Tau schon war.

„Sie sind sehr betrübt heute,“ sagte der Prinz, als sie nach Mittag eine Weile zusammen gesprochen hatten. „Fehlt Ihnen etwas? Ich kann Ihnen freilich nicht helfen, denn ich träume ja nur von Ihnen, aber ich möchte Sie doch trösten.“

„Es ist nur, weil wir uns heute zum letztenmal sehen, denn unsere Zeit ist um, und in ein paar Stunden reisen wir ab,“ sprach die Spinnenprinzessin.

Als der Prinz das hörte, fuhr er vor Schrecken auf, und da er die Spinnweben über den Augen fühlte, wischte er sie wieder weg; aber damit wischte er auch das Bild weg. Nun war es ihm doch, als müsse er munter gewesen sein, während er mit den drei Fräulein gesprochen hatte. „Sie sind

am Ende rasch fortgehuscht," dachte er bei sich, „und irgendwo hinter den Bäumen finde ich sie.“

Er suchte eine Stunde lang, aber er fand nichts. „Ach," sprach er, indem er zum Schlosse ging, „es war doch nur ein Traum. Aber wenn es wahr ist, daß ich nie mehr so schön träumen werde, dann möchte ich lieber nicht mehr leben.“

Die drei Fräulein saßen im Grase und zupften ihre Schleier länger, denn sie hatten viel davon abgerissen. Sie brauchten nur zu zupfen, dann dehnten sich die so lang, als sie wollten. Und sobald ein Windstoß über das Gras fuhr, lockerten sie die Schleier und flogen auf, weit über die Eichenwipfel hin, auf denen die Abendsonne glühte.

Als es mitten in der Nacht war, schliefen die beiden Kammerfräulein, nur die kleine Spinnenprinzessin wachte und mußte immer an den Prinzen denken. Sie sprach für sich: „Wenn ich nur wüßte, weshalb ich so traurig bin, daß ich nicht mehr bei ihm sein soll. Ich könnte es über das Herz bringen und wieder zu ihm fliegen. Ich kenne ein Spinnenfräulein, die für einen Winter zum Menschenkinde geworden ist; sie hat sieben Tage Menschennahrung genommen, da war sie es, und als sie im Frühjahr sieben Tage keine genossen, da war sie wieder ein Spinnenfräulein. Was er für Augen machen würde, wenn ich als Menschenfräulein zu ihm käme! Ich brauche ja nur sieben Tage lang keine Menschenspeise zu essen, sobald ich später einmal wieder zum Spinnenfräulein werden will.“

Sie saß und sann, und zupfte heimlich ihren Schleier ab mit den Spinnenfüßchen. Und als das letzte Fädchen zerrissen war, fuhren die beiden Kammerfräulein in tiefem Schläfe weiter, aber die kleine Spinnenprinzessin saß zitternd auf ihrem Schleierchen und ließ sich tiefer und tiefer. „Dorthier sind wir gekommen, wo der helle Stern steht," dachte sie, und endlich fand sie einen Wind, der gerade dorthin wehte, und ließ sich treiben. Als der Morgen tagte, war sie über den Eichen und bald nachher auf der taugen Wiese.

Mittags kam der Prinz und legte sich schlafen. „Jetzt will ich die Probe machen," sagte er traurig und schloß die Augen. Und nachher zog die kleine Spinnenprinzessin das Schleierchen drüber und sprach: „Sehen Sie mich? Ich bin doch wieder zu Ihnen gekommen.“ Sie wollte dazu lächeln, aber es ging nicht recht, denn sie hatte etwas Herzklopfen. „Ach," sagte darauf der Prinz, „nun bin ich wieder ganz glücklich. Wenn Sie wirklich bloß ein



Traum sind, dann möchte ich nur immer träumen; aber noch lieber wäre es mir, wenn Sie eine wirkliche kleine Prinzessin wären."

"Soll ich?" fragte die Prinzessin, und jetzt lächelte sie. "Halten Sie einmal die Augen ganz fest zu."

Sie zog ihr Schleierchen ab und wickelte sich siebenmal hinein.

"Jetzt!" rief sie. Und da öffnete er die Augen und sah die Spinnenprinzessin ganz in zarte weiße Schleier gewickelt. Ihr Gesichtchen war wie eine Rosenthospe, und als er sie küssen ging, küßte sie ihn wieder, und als sie küßensatt waren, gingen sie in das Schloß. Das waren einmal zwei glückliche Leute!

Sieben Tage aß die Spinnenprinzessin, bis sie ganz ein Menschenfräulein ward: am ersten Tage Milch, am zweiten Honig, am dritten Apfelmus, am vierten Kuchen, am fünften Semmel, am sechsten Brot, am siebenten eine gebratene Taube. Dann konnte sie alles essen. Der Prinz zeigte ihr alle seine Kunstwerke, jeden Tag ein neues, denn er hatte das ganze Schloß voll. Er nahm sie auf sein Pferd und ritt mit ihr, oder er fuhr sie in seinem Wagen; und manchmal gingen sie auch spazieren. Im ganzen Schloß war außer ihnen niemand als ein Kammerdiener und dessen Mutter, die jetzt die Kammerfrau der Prinzessin wurde.

Als der Winter kam, unterhielten sie sich bloß im Schlosse. Ganze lange Abende saßen sie am Kaminfeuer und die kleine Spinnenprinzessin erzählte, was sie auf ihren Reisen gesehen hatte, von dem Meere, das so viele Sonnen spiegelt wie Wellen darauf sind, und das so schauerlich dunkel und voller Abgründe und tosender, weißköpfiger Wasserberge ist, wenn es stürmt; von himmelhohen Gebirgen, die ganz ähnlich aussehen wie die Wasserberge des Meeres, nur daß sie ganz starr und regungslos stehen, und statt weißen Schaumes haben sie oben weißen Schnee, aber es tost und rieselt auch von Wasser dort, und manchmal hängen dunkle Sturmwolken tief zwischen die Berge hinunter. Sie erzählte auch von wunderbaren Städten mit Prachtpalästen aus Marmor, die nachts in Hunderttausenden von Lichtern strahlen — es war gar nicht auszusagen, was sie alles gesehen hatte. Und wenn sie müde waren, küßten sie sich und sagten sich gute Nacht.

"Nein," dachte die kleine Spinnenprinzessin immer wieder, "es gibt doch nichts Schöneres, als ein Menschenfräulein zu sein. Ich werde es nun wohl immer bleiben und allen Spinnenfräulein, die ich sehe,

werde ich raten, daß sie es auch werden.“ Und ihre Augen glänzten dabei vor Glück.

Eines Tages kam ein Wagen vor das Schloß gefahren, darin saß die alte Königin. Sie hatte es gar nicht begreifen können, daß der Prinz immer und immer noch nicht nach Hause kam, denn das war noch nie passiert, darum wollte sie selber nachsehen, was ihm geschehen sei. Der Prinz und die Prinzessin waren eben ausgefahren, bloß der Kammerdiener kam ihr entgegen, den fragte sie: „Was macht denn mein Sohn, der Prinz?“

„Er ist eben ausgefahren, und die kleine Prinzessin mit dem Diadem, die bei ihm ist, auch dazu.“

„Nicht möglich,“ sprach die Königin; „also er hat eine Prinzessin bei sich? Ich wüßte nicht, was das für eine sein könnte. Viel Gutes kann gewiß nicht an ihr sein.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Kammerdiener. „Niemand weiß, wer sie ist und wo sie her ist.“

Die Königin wartete im Schlosse, und endlich kamen die beiden angefahren, und oben fanden sie die Königin. „Das ist meine liebe Mutter,“ sprach der Prinz, indem er ihr die Hand küßte, „und das hier ist meine liebe kleine Prinzessin.“

„Wer ist denn diese kleine Prinzessin,“ antwortete die Königin und sah sie mit so häßlichen Augen an, daß es der armen kleinen Prinzessin kalt über den Rücken lief.

„Sie ist weit her, und ich liebe sie über alles,“ sprach der Prinz. „Erst habe ich sie nur immer im Traum gesehen, und dann wollte sie abreißen; aber meinethalben ist sie geblieben und lebendig geworden.“

„Sie wird es wohl wissen, daß sie nicht weit her ist,“ nickte die Königin darauf, so recht garstig. „Und jetzt mag sie nur einstweilen gehen, weil ich mit dir ganz allein reden will.“

Das Spinnenfräulein machte traurig einen Knick und ging hinaus.

„Mein Sohn,“ sprach die Königin, „ich will, daß du dir jetzt eine Prinzessin zur Frau aussuchst, denn dein Vater ist alt und könnte unversehens sterben.“

„Ich will keine andere Frau, als die kleine Prinzessin dort,“ meinte der Prinz und zeigte auf die Thür, durch welche sie gegangen war.

„Das wäre mir eine schöne Prinzessin,“ rief die alte Königin. „Hat sie denn ein Land?“



„Ja, Nirgendwo heißt es.“

„Sowohl, Nirgendwo, weil es nirgendwo zu finden ist. Und hat sie einen König zum Vater, der dir mit seinen Soldaten helfen kann?“

„Davon hat sie nichts erzählt,“ versetzte kleinlaut der Prinz.

„Und was ist sie denn für ein kleines Ding? Es ist gar nichts Majestätisches, Hoheitsvolles an ihr, wie an einer richtigen Prinzessin. Das ganze Land würde über solch eine Königin lachen. Komm nur in den Wagen hinunter, ich werde dich zu einer richtigen Prinzessin führen.“

Damit nahm sie ihn beim Arm und führte ihn die Treppe hinunter zu ihrem Wagen, und als er eingestiegen war, stieg sie nach und fort ging es. Er hatte gar keine Zeit gehabt sich zu besinnen, so rasch war alles geschehen. Die kleine Spinnenprinzessin aber stand am Fenster; sie wußte gar nicht, warum sich ihr Herz zusammenzog, als sie den Wagen abfahren sah, und warum sie weinen mußte.

„Es ist merkwürdig, daß ich daran nie gedacht habe,“ sprach der Prinz unterwegs bei sich. „Sehr niedlich und unterhaltend ist sie, wirklich sehr herzig, aber etwas Majestätisches und Hoheitsvolles hat sie gar nicht. Es wird wohl nicht gut gehen, daß ich sie zur Königin mache.“

Wochen vergingen, und der Prinz kam nicht in das Schloß zurück; er ließ auch gar nichts von sich hören. Es war so einsam im Schlosse und draußen lag so viel Schnee. In den dünnen Eichenwipfeln freischten die Krähen, und die kleine Prinzessin stand immer am Fenster und sah nach der Richtung, in der die Königin mit dem Prinzen verschwunden war, und weinte sich die Augen rot. „Er hat mich gewiß vergessen,“ dachte sie. „Wenn es keine Königinnen gäbe, wäre er hier geblieben. Ach, wenn es doch nur keine Königinnen gäbe!“

„Es ist nichts mit dem Prinzen,“ sagte eines Tages zu ihr der Kammerdiener, um den sie sich gar nicht gekümmert hatte. „Er wird Sie nicht heiraten, sondern eine andere Prinzessin. Aber seien Sie nur ganz ruhig, ich werde Sie heiraten, weil Sie mir so gut gefallen.“

„Ich will aber nicht,“ sagte die kleine Spinnenprinzessin rasch. „Ich mag Sie gar nicht mehr leiden, seit Sie mir das gesagt haben.“ Sie sah ihn zornig an, aber heimlich hatte sie Angst.

„Sie brauchen nicht so groß zu thun,“ sprach der Diener und reckte die Faust in die Luft. „Es ist noch lange nicht ausgemacht, daß Sie wirklich eine Prinzessin sind. Ich schieße Sie tot, wenn Sie

mich nicht heiraten wollen; dann vergrabe ich Sie im Walde, und dem Prinzen sage ich, Sie wären fortgelaufen. Es wird niemand nach Ihnen suchen."

Die Prinzessin war halbtot vor Schrecken, als sie das hörte. "Ich will mir's ja überlegen," sagte sie; "nur acht Tage geben Sie mir Zeit dazu."

"Gut," antwortete der Diener, "also acht Tage. Ich werde schon aufpassen, daß Sie nicht davonlaufen."

Acht Tage lang saß die kleine Prinzessin wieder im Fenster und sah sich fast die Augen blind und rang sich die weißen Händchen wund. Jeden Tag stand der Kammerdiener auf der Lauer, damit sie nicht entfliehen könnte, und des Nachts kam dessen Mutter in ihre Kammer und schlief dort. Am achten Tage fuhr ein Wagen voller Menschen vorbei, der war mit Tannenreisern und bunten Tüchern gepuzt, und die Menschen darauf schrieen: "Hurrah!"

"Sehen Sie," sprach der Kammerdiener, der eben hereintrat, "das bedeutet, daß heute der Prinz mit einer anderen Prinzessin Hochzeit hält, aber mit einer wirklichen, die großartig schön und majestätisch ist. Nun thun Sie am besten, meine Frau zu werden."

"Ach," versetzte die arme kleine Spinnenprinzessin, "so muß ich doch wenigstens acht Tage Trauerzeit haben. Acht Tage sind ja bald herum."

"Das sehe ich ein," meinte er. "Ich werde noch acht Tage warten, aber länger nicht."

"Nun werde ich keinen Bissen mehr essen," dachte sie und drückte die Händchen auf das Herz, das ihr weh that; "ich werde wieder eine richtige Spinnenprinzessin und zuletzt eine kleine Spinne werden. Dann werde ich verhungern und erfrieren."

Sie ließ sich einen großen Jagdhund heraufbringen und sagte, das wäre, weil sie so große Langerweile hätte. Aber dem Jagdhund gab sie ihr Essen, und wenn die Mutter des Kammerdieners abdeckte, waren die Schüsseln und Teller immer leer gegessen. Als sie sieben Tage gehungert hatte, machte sie ein Fenster auf, an dem der Wind hinfegte, wickelte siebenmal ihren Schleier um sich und stand beim siebentenmal im Fenster. Da war der Schleier plötzlich eine Spinnweb und sie flog als kleine Spinne hinaus in den Wintertag, hoch über die dürrn Eichenwipfel. Endlich sah sie ein Astloch in einer Eiche, ließ sich nieder und kroch hinein, und nun schlüpfte sie



frierend in die dichtesten Spinnwebefalten und dachte: „Jetzt muß ich sterben; das ist mir auch das Liebste.“ Damit schlief sie ein. — —

Aber die schlafenden Spinnen erfrieren im Winter nicht.

Eines Tages saß eine Drossel auf dem Ast und schlug, davon wachte die Prinzessin auf, und es war ihr, als hätte sie nur einen bösen Traum gehabt. Sie zog ihr Schleierchen an das Tageslicht: da wehte die Luft so weich und lieb und die Eichen hatten Blätter, junge, rote, flatterige Blätterchen, denn es war Frühling. Und die arme kleine Spinnenprinzessin flog abermals auf. „Ich will nun nach Hause,“ dachte sie; „ich fliege nie wieder in die Welt hinaus, denn es ist gefährlich, das habe ich nun gesehen.“

Tief in den Eichen sah sie von oben zwei Menschen reiten, das eine war der Prinz, das andere eine hohe stattliche Prinzessin, seine Frau. Die Pferde galoppierten, und die beiden saßen so grade und stolz im Sattel!

„Das ist er,“ sagte die Spinnenprinzessin für sich. „Wenn ich ihn nur nicht so lieb gehabt hätte!“

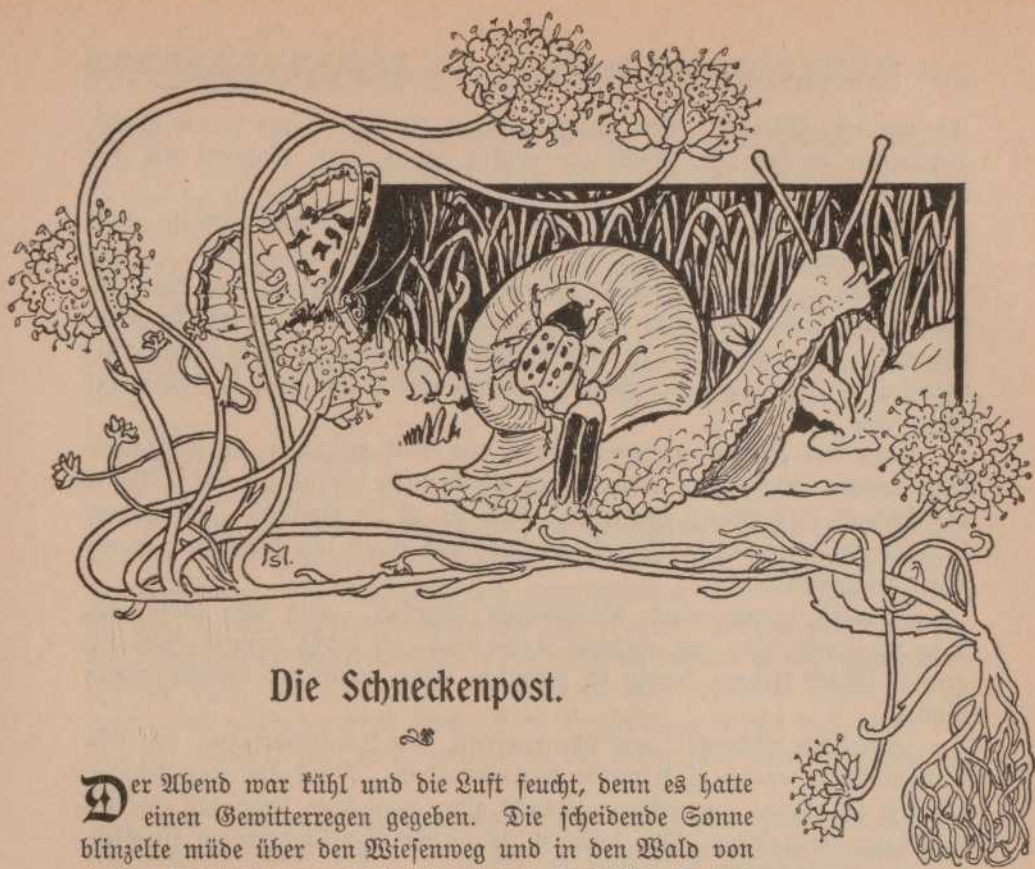
Tag und Nacht flog sie, bis sie nach Hause kam, und es ist unaussprechlich, welche Freude die Spinnenfräulein hatten, als sie ihre Prinzessin wieder sahen. „Ich bin nun ein Menschenfräulein gewesen,“ sagte sie, „und weiß, wie es den Menschen zu Mute ist; das wollte ich bloß kennen lernen.“

„Ich kann mir gar nicht denken, daß es sich der Mühe lohnt,“ warf ein Spinnenfräulein hin, das noch sehr klein war.

„Ach,“ antwortete die Spinnenprinzessin, „sie haben etwas, das ist über alle Begriffe schön, nämlich, wenn zwei sich lieb haben. Aber nachher geht eines von den beiden und heiratet, und das ist zum Sterben traurig, wir kennen gar nichts, was so traurig wäre. Es ist ein Wunder, daß ich noch am Leben bin, und reisen werde ich nie wieder.“

„Dann werde ich gewiß nie ein Menschenfräulein,“ sagte das kleine Ding; „das Reisen ist schon herrlich genug, damit bin ich ganz zufrieden.“ Und die Prinzessin nickte und ihre Augen blickten weit in die Ferne, als wenn sie träumte.





## Die Schneckenpost.



Der Abend war kühl und die Luft feucht, denn es hatte einen Gewitterregen gegeben. Die scheidende Sonne blinzelte müde über den Wiesenweg und in den Wald von nassen Grashalmen und Blütenstengeln zu dessen Seiten, und die Regentropfen, die allenthalben hingen, funkelten wie glühend zwischen dem Grün.

Unter einem fetten Wegbreitblatte lag eine große Schnecke aus ihrem Hause; sie hatte sich satt gefressen und wollte noch etwas nachdenken. Aber es fiel ihr nichts ein. Sie dachte so langsam! Meistens wenn sie einen Gedanken beinahe hatte, war sie so müde von der Anstrengung, daß sie ihn wieder laufen ließ, in ihr Haus kroch und einschlief.

Eben kamen zwei Paar Stiefel vorbeigegangen; von den Leuten, die dazu gehörten, konnte sie unter dem Blatte nichts sehen. Aber sie hörte, daß jemand sprach: „Nützlich muß man sich machen in der Welt; seine Gaben und Kräfte gebrauchen muß man, um das allgemeine Wohl zu fördern. So erwirbt man sich Achtung und Liebe. Aber er



lebt wie eine Schnecke: wenn er Hunger hat, kriecht er aus seinem Hause, und wenn er satt ist, kriecht er wieder hinein und kümmert sich um nichts."

Weiter konnte die Schnecke nichts verstehen; aber nun hatte sie einen Gedanken: nützlich muß man sich machen. "Ich werde es thun," sagte sie für sich. "Ich werde das allgemeine Wohl fördern; das hätte ich schon lange gethan, wenn es mir nur eingefallen wäre. Aber wie fange ich das an?" Und nun dachte sie wieder nach und wurde ordentlich eifrig dabei; man sah es daran, daß sie schwitzte. Indes war es umsonst, sie verfiel auf keine Idee.

Eben kam ein Johannismurm durch das Gras gekrochen. Er hatte schon seine Laterne angezündet, obwohl der Abend noch hell genug war. Als er die Schnecke so tiefsinnig liegen sah, kroch er zu ihr hinüber. "Ei ei, noch so spät auf?" sagte er. "Sonst ist doch das Haus um diese Zeit immer schon geschlossen?"

"Schweige," antwortete die Schnecke ärgerlich, "und störe mich nicht, denn ich denke über eine wichtige Sache nach: ich werde nunmehr das allgemeine Wohl fördern, sobald ich gefunden haben werde, wie ich das machen kann."

"Herrlicher Gedanke!" rief schwärmerisch der Johannismurm, der sehr feuriger Natur war. "Ich werde das auch thun. Ich besitze eine Laterne, die, wie ich glaube, ein recht gutes Licht gibt: man kann dabei fast hundert Grashalme weit sehen. Wie leicht ist es, damit Gefälligkeiten zu erweisen, ja sogar Unglücksfälle zu verhüten!"

"Aber ich!" sagte die Schnecke. "Es kostet Kopferbrechen, ehe sich für mich eine Art findet, wie ich das allgemeine Wohl fördern kann."

"Du hast ein Haus," meinte der andere nachdenklich.

"Richtig," antwortete die Schnecke, "aber es hat gerade nur für mich Platz."

"Ich hab's," fuhr der Johannismurm auf, "oben drauf ist Platz zum Sitzen. Das gibt eine Postkutsche — eine Postkutsche — die ist gar nicht schöner auszudenken!"

"Wirklich!" sprach erfreut die Schnecke. "Wie glücklich du bist, daß dir alles gleich so rasch einfällt."

"Mehr noch! Jetzt was mich betrifft. Zu einer Post gehört ein Postillon, und zwar einer mit einer Laterne. Ich bin wie dazu ge-

schaffen. Ich kann auch die Zügel liefern; nur ein kleines Stückchen von hier hängt etwas Altweibersommer, ganz zusammengedreht, das werde ich dir an die hinteren Hörner binden. Es wird dir gar nicht weh thun!"

"Wie du dir alles ausdenkst! Es ist ein Wunder," meinte die Schnecke in hellem Erstaunen. "Das allgemeine Wohl kann zufrieden sein, daß sich so einer, wie du bist, um dasselbe bekümmert." Und sie saß und wartete, bis der Johannismurm den Zügel geholt und die Enden um die Hörner gelegt hatte. Dann stieg der auf das Schneckenhaus, nahm die Zügel, hielt seine Laterne hoch und sagte: "Hü! jetzt kann's losgehen."

"Wohin denn aber?"

"Immer geradeaus auf den Wiesenweg."

Die Schnecke kroch vorwärts, und sie war seelenvergnügt dabei, obschon sie sonst die Anstrengungen nicht sehr liebte und jetzt eigentlich ihre erste Schlafzeit war. Die Postkutsche mit dem Postillon darauf nahm sich sehr gut aus; sie war sauber gewunden und poliert, und wenn ihre weiße Färbung auch nicht gerade schneerein war, so lief dafür ein brauner Streif höchst zierlich auf der Höhe der Windungen entlang wie eine Uhrfeder. Dazu gab die Laterne ein schönes grünes Licht. Der Wiesenweg war sehr naß, aber das war der Schnecke eben recht, wenigstens viel lieber, als wenn er staubig gewesen wäre.

"Aha," sagte der Johannismurm oben, "da kommt schon jemand, der uns brauchen kann. Wollen Sie nicht auf unsere Postkutsche steigen, mein Fräulein?"

Es war ein Marienkäferchen, das er anrief, eine kleine dicke Person mit schwarzer Bluse und rotem Rocke, der voller schwarzer Punkte war. Das watete in dem Rote, und man sah, daß ihm dies schwer wurde, denn es blieb manchmal stehen und schaute sich ängstlich um.

"Warten Sie," fuhr der Johannismurm fort, "wir werden gleich bei Ihnen sein. Hü! Es geht etwas langsam, aber besser schlecht gefahren als schlecht gegangen." Und die Schnecke machte eine außerordentliche Anstrengung: nur fünf Minuten dauerte es, da konnte das Marienkäferchen auf die Postkutsche kriechen.

"Sie sind sehr gütig," sagte es. "Ich kann doch umsonst fahren?"

"Natürlich," nickte der Johannismurm. "Wir haben uns dem öffentlichen Wohl gewidmet."



„Davor muß man alle Achtung haben,“ war die Antwort. „Ich möchte gern heute abend noch zu einer Schwester, die dort in den Kletten wohnt, aber bei dem Wege wäre es wahrscheinlich doch nicht angegangen. Ueberall bleibt man stecken, gar nicht davon zu reden, wie abscheulich man sich die Kleider beschmutzt.“

„Es ist richtig,“ dachte die Schnecke und wackelte vergnügt mit den Hörnern. „Da ist schon eine Person, welche Achtung vor uns hat. Bloß die Liebe fehlt noch, die wird aber gewiß auch noch kommen. Ich hätte nicht gedacht, daß es so angenehm wäre, wenn man Achtung genießt; ordentlich stolz wird man davon.“

Währenddem saß das Marienkäferchen oben und putzte mit den Füßchen fein rotes, schwarzpunktirtes Kleid ab. Als es damit fertig war, sah es sich um, und da mußte es seufzen. „Ach,“ sagte es, „wie langsam das geht! Es ist sehr bequem, zu fahren, aber zu Fuß wäre ich schon zehnmal weiter.“

„Das ist wahr,“ meinte der Johannismurm, „aber man muß auch vorsichtig sein, wenn man auf einem so schlechten Wege fährt; das thun alle Fuhrleute. Uebrigens könnte es auch daran liegen, daß ich keine Peitsche habe; ich werde mir gleich eine besorgen. Brrr!“

Er zog die Zügel an, die Schnecke hielt und er holte sich ein trockenes Hälmchen, das im Wege lag. „So, jetzt kann's weiter gehen; aber ein bißchen schneller, weil ich jetzt eine Peitsche habe.“

„Ich werde alle Kraft zusammennehmen,“ sagte die Schnecke vorn; „unser Passagier soll gewiß zufrieden sein.“ Und nun zog sie mit einem kräftigen Rucke an und schob vorwärts, daß sie vor Eifer das Plumpsen hinter ihr gar nicht hörte.

„He, zum Ruckuck,“ schrie der Johannismurm; „sehen Sie jetzt, wie gefährlich es ist, auf solchem Wege schnell zu fahren?“ Und das Marienkäferchen jammerte: „Ach du lieber Himmel, mein ganzes schönes Kleid, wie das nun aussehen mag!“ Sie waren nämlich beide durch den unerwarteten Ruck herunter gefallen, und gerade in eine Pflanze.

„Ich fahre gewiß nicht weiter,“ sagte das Marienkäferchen, „ich will lieber dort unter einem Blatte die Nacht bleiben und morgen früh weiter gehen.“

„Nein, das dürfen Sie uns nicht anthun,“ beschwichtigte der Johannismurm, „sonst haben wir gar kein öffentliches Wohl, für das wir sorgen

können. Sie müssen unbedingt wieder auf den Wagen steigen; dort werde ich Sie abpuzen. Wir haben Gott sei Dank eine Laterne, daß wir ordentlich dazu sehen können. Und das Ganze war ja doch ein Abenteuer, Sie werden noch manchmal davon erzählen.“ Während er das sagte, schob er auch schon das Marienkäferchen zu dem Schneckenhause und half ihm hinauf, worauf er die Bügel nahm und nachstieg. Sie waren eben dabei, das schwarzpunktierte, rote Kleid zu säubern, indes die Schnecke sich vorsichtig und kleinlaut weiter bewegte, als sie ein gewisses Schnurren hörten, das sehr ängstlich klang.

„Oho,“ sagte der Johannismurm und richtete sich auf, „da ist etwas in Gefahr.“

Er wandte sich um und sah, daß sie vor einer ringförmigen Pfütze standen, die ein Stück Weg wie eine Insel umschloß. Auf der Insel konnte man in der beginnenden Dämmerung mehrere Personen erkennen, die sich hin und her bewegten — wie es schien eine kleine dicke Raupe und ein paar Ameisen. Aber der Hilferuf kam nicht von denen, sondern von einer Biene, die mit den Vorderbeinen an einen Strohalm geklammert mitten im Wasser schwamm. Sie ruderte zwar was sie konnte, allein sie kam nicht vorwärts, sondern der Strohalm drehte sich mit ihr immer im Kreise herum.

„Gevatterin,“ schrie der Johannismurm zur Schnecke hinunter, „dort ist Holland in Not! Eine so schöne Gelegenheit, für das öffentliche Wohl zu sorgen, finden wir nicht leicht wieder. Aber wir müssen mitten durch das Wasser fahren.“

„Natürlich!“ antwortete die Schnecke; „wenn es nicht zu tief ist.“

Das Marienkäferchen lief vor Angst auf dem Wagen hin und her. „Durch das Wasser?“ wehklagte es. „Nein, dazu bringt ihr mich nicht; ich werde ganz schwindelig, wenn ich in das Wasser sehe. Laßt mich hinunter steigen; ich bleibe irgendwo über Nacht.“

„Wie es gefällig ist,“ sagte der Johannismurm jetzt; „wir brauchen Sie nicht mehr, denn jetzt haben wir öffentliches Wohl die Hülle und Fülle, und es wird wirklich eine gefährliche Fahrt. Steigen Sie nur hinunter und grüßen Sie Ihre Schwester.“

Das Marienkäferchen ließ sich hinab und watete so schnell es ging nach den Wiesengräsern hinüber. Und die Schnecke rutschte in das Wasser.

Auf der Insel kam alles an das Ufer und sah zu, wie sie der Biene immer näher gelangten. „Halten Sie sich nur oben,“ schrie der Johannismurm.



„Hier kommt die Post und Sie werden auf einen Wagen steigen können.“ Zum Glück war das Wasser für die Schnecke leicht genug und der Weg nicht zu weit; nur zehn Minuten brauchte die Biene zu warten, da konnte sie auf das Schneckenhaus kriechen, und dort saß sie ein Weilchen ganz erschöpft und holte nur immer tief Atem. Endlich schüttelte sie sich, daß es stäubte, begann eifrig ihre Gliedmaßen zu reiben und ließ darauf ihre Flügel mit großer Geschwindigkeit zittern.

„Ja,“ brummte sie, „jetzt wird mir wieder wohl. Im ganzen Bienenstock sollen Sie berühmt werden, und ich werde sogar der Königin von Ihnen erzählen. Kann ich Sie mit irgend etwas belohnen?“

„Nein,“ sprach der Johannismurm. „Wir haben uns dem allgemeinen Wohl gewidmet, und da nimmt man keine Belohnung. Aber Sie könnten mir sagen, wie es gekommen ist, daß Sie fast verunglückt wären.“

„Ich hatte ein Abenteuer,“ antwortete die Biene, „mit einem Menschen, einem von der Art, wissen Sie, die lange Zöpfe und Unterröcke trägt und kleine leblose Puppen in Wagen umherfährt. Dieser Mensch also schlägt mich mit einem Tuche, was ich mir als Kavalier nicht gefallen lassen kann. Drauf! sage ich bei mir. Ich fliege, teils des Anlaufs wegen, teils um den Feind sicher zu machen, ein Stück weg, worauf ich mich umdrehe. Und sehen Sie, wie der Blitz sitze ich auf seiner Nase. In diesem Augenblick erschallt dicht unter mir das fürchterlichste Geschrei von der Welt. Keiner von Ihnen hätte es ausgehalten. Meine Füße erlahmen, ich fange an zu wanken und falle hinunter. Mittlerweile dreht der Mensch sich um und begibt sich unter Zurücklassung allen Gepäcks, das aus einem Puppenwagen mit Puppe sowie einigen Kirschen besteht, auf die eiligste Flucht. Die Kirschen behandelte ich als wohlverworbene Kriegsbeute, und ich kann wohl sagen: sie waren sehr süß.“

„Sie sind von einer heldenmütigen Tapferkeit,“ meinte hier der Johannismurm. „Ich bewundere Sie. Ich würde niemals soviel Mut haben, auch wenn ich eine Waffe hätte.“

„Hören Sie weiter,“ fuhr die Biene fort. „Nachdem ich also tüchtig getrunken, fliege ich meines Weges. Weiß der Himmel — war es die Regeluft oder hatte ich zu viel Kirschsafft zu mir genommen: kurz wie ich auf das Wasser hier komme, ergreift mich der Schwindel und ich plumpe hinein. Ich schwimme solange meine Kräfte reichen, aber ich komme nicht an das Ufer; ich erfasse endlich den Palm, aber ich sehe bald ein, daß ich nicht lange

mehr im stande sein werde ihn festzuhalten, denn das viele Wasser schlucken macht schwach. Da höre ich Ihren Zuruf — kurz, das andere wissen Sie ja.“

„Wie ist Ihnen denn jetzt zu Mute?“

„Ich brauche eine Magenstärkung; am liebsten hätte ich einen Lindenblütenlikör, der erwärmt, und ich glaube, ich kann schon wieder fliegen. Leben Sie wohl; Sie haben Anspruch auf meine volle Dankbarkeit.“

Die Biene flog erst zur Probe auf die Insel, die ganz nahe war, und dann gleich weiter. Nach wenigen Augenblicken war sie in der Dämmerung verschwunden.

Am Ufer standen die Ameisen, als die Schnecke ganz erschöpft auf das Land rutschte. Sie waren schmuck und schlank wie kleine Leutnants. „Unsere Hochachtung!“ sagten sie. „Wir gratulieren Ihnen; Sie haben der Biene das Leben gerettet und Sie werden berühmt werden, denn die Biene kommt weit herum.“

Die kleine dicke Raupe sagte gar nichts und kam auch nicht näher. Sie war noch jung und etwas schüchtern.

„Wir wollen nur noch ein wenig ausruhen,“ sprach der Johanniskrautwurm, indem er abstieg. „Nachher geht die Fahrt weiter. Dies hier ist eine Post, die sich dem allgemeinen Wohl gewidmet hat, und ich bin der Postillon mit der Laterne. Ich vermute, daß Sie von der Ueberschwemmung überrascht und auf diese Insel festgesetzt wurden, und daß Ihnen daran liegt über das Wasser zu gelangen.“

„Freundchen,“ meinte die Schnecke, „sollen wir nicht bis morgen warten? Ich könnte umfallen vor Müdigkeit!“

„Wo denkst du hin!“ erwiderte der Johanniskrautwurm. „Eine so schöne Gelegenheit, sich nützlich zu machen, kommt nicht alle Tage, und man muß sie benutzen. Mut und Festigkeit! Die Herrschaften rechnen darauf, daß wir ihnen helfen.“

„Ruhen Sie sich ein Weilchen aus,“ sprach die eine Ameise. „Sie brauchen sich bei der Fahrt nachher nicht zu übereilen. Ich kann allerdings sagen, daß uns außerordentlich viel daran liegt, heute noch nach Hause zu kommen, da wir eine wichtige Nachricht zu überbringen haben.“

„Hörst du?“ rief der Johanniskrautwurm feurig. „Diese Fahrt wird eine wichtige sein. Man muß sich's etwas kosten lassen, wenn man das allgemeine Wohl fördern will.“



„Ja ja,“ seufzte die Schnecke für sich, „es ist etwas Schönes, aber außerordentlich anstrengend; ich hätte das nicht gedacht.“ Und sie lag eine Weile still und zog die Hörner ein. Indessen erzählten die Ameisen von dem großen Regen und der Ueberschwemmung, und wie sie Mühe gehabt hätten, einen erhöhten Punkt zu erreichen, wo sie vor dem Wasser gesichert waren. Sie beschrieben das sehr unterhaltend.

„Man sollte nicht glauben, wie viel Abenteuer in der Welt passieren,“ sagte zuletzt der Johannismurm, „und wie viel Gelegenheit man hat, sich nützlich zu machen. Aber es wird Zeit, daß wir weiter fahren. Aufsteigen, aufsteigen, meine Herrschaften. Sie wollen doch auch mitfahren, Fräulein?“

Damit redete er die Raupe an.

„Ach ja,“ antwortete diese, „wenn ich darf. Ich habe großen Hunger und hier wächst gar nichts.“

Es wurde schon dunkel, als die Schnecke sich in Bewegung setzte, und der Johannismurm ließ seine Laterne mit aller Kraft schimmern. Das Wasser, in das sie kamen, glitzerte davon. Die Passagiere waren schläfrig und sagten nicht viel. Bloß einmal bemerkte die eine Ameise: „Ich weiß nicht — es ist mir, als ob es noch ein Unglück gäbe. Ich wollte, daß wir das Wasser erst hinter uns hätten.“

In einiger Entfernung wurde ein Getöse hörbar, das näher kam. Zugleich flatterte ein Schmetterling herbei, schwebte ein paar Augenblicke über dem Postwagen und setzte sich dann zu der Gesellschaft. „Guten Abend,“ sagte er. „Nur auf einen Augenblick, wenn es erlaubt ist. Ich hörte einen Lärm und habe immer etwas Angst, es könnte das Verhängnis sein, darum habe ich mein Nachtquartier verlassen und werde mir ein anderes suchen.“

Wie reizend er war! Bei der Laterne konnte man es sehen. Seine Flügel waren inwendig so blau wie der Himmel, auswendig aber trug er die zierlichsten bunten Augen darauf. Die Raupe sah ihn nur immer an und sagte endlich leise: „Ach, so schön! Sie sind wohl der Vogel Phönix, von dem sich die Schwalben erzählen?“

„Kleine Unschuld,“ lachte der Schmetterling, „ich bin ja aus der Verwandtschaft!“

„Aber ich sehe doch ganz anders aus,“ meinte die Raupe mutiger. „Ich bin so häßlich; ich werde gewiß niemals Flügel haben.“

„Nur Geduld, Herzchen! Hast du schon ein paarmal deine Kleider gewechselt?“

„Ja,“ sagte die Raupe. „Es that recht weh.“

„Das wird dir noch öfter passieren, meine Kleine; es geht nicht anders. Zuletzt wirst du gar eines Tages in einem bloßen Sack stecken. Wenn dir noch so übel und weh dabei wird, glaube nur nicht, daß du sterben mußt; es ist alles nur ein Uebergang. Hast du den Sack abgestreift, so bist du schön wie ich. Aber das verstehst du nicht, man muß es erlebt haben.“

„Wenn es doch wahr wäre!“ versetzte die Raupe. „Kann ich dann auch fliegen?“

„So viel du willst. Du wirst glücklich sein, sage ich dir. Du brauchst nichts zu essen als Honig, der tausendmal besser schmeckt als die saftigsten Blätter, und du darfst dir die schönsten Blumenpaläste zu Wohnungen aussuchen. Wir sind die beneidenswertesten Geschöpfe in der ganzen Welt.“

„Knarr!“ tönte es seitwärts vom Postwagen. Es waren zwei Stiefel, die mit ihrem Besitzer von der Wiese kamen, schwere plumpe Bauernstiefel, häßlich und schmutzig. Sie traten eben noch ein Stück Graswald nieder, daß es knisterte und krachte.

Auf dem Postwagen geriet alles in Aufruhr. „Ich habe es geahnt,“ sagte die Ameise. „Das kann uns das Leben kosten.“ — „Gott, was ist das?“ fragte die Raupe zitternd; und der Schmetterling antwortete: „Es ist richtig das Verhängnis; man muß sich aus dem Staube machen, daß man nicht von ihm erwischt wird. Adieu, Kleine!“ Damit flog er fort.

In diesem Augenblick gewahrte auch die Schnecke die beiden schwarzen Ungeheuer und verlor in der Angst alle Fassung. Blißschnell zog sie die Hörner ein und rutschte, unbekümmert um ihre Passagiere, in den Wagen zurück: der aber fiel um, und da lag die ganze Gesellschaft im Wasser. Eben patschte der eine Stiefel dicht neben ihnen in die Pfüge, der zweite glitt über sie hinweg, dann der erste ihm nach — und schon hörte man sie wieder drüben im Graswalde knarren. —

Die Schnecke kam während der ganzen Nacht nicht mehr zum Vorschein. Als sie frühmorgens aus dem Hause kroch, war nur der Johanniswurm bei ihr; vom Wasser war nichts mehr zu sehen, das hatte sich verlaufen.

„Guten Morgen, Freundchen,“ sagte sie. „An diese Nacht werde ich mein Lebelang gedenken. Was ist denn aus den anderen geworden?“

„Sie haben die Nacht über auf dem Postkasten gefressen, und in aller Frühe sind sie weiter gegangen. Aber die Mühe, ehe sie alle aus dem Wasser hinauf kamen! besonders die Ameisen rutschten immer wieder zurück. Und



gefroren haben wir, daß ich noch ganz steif bin. Aber jedenfalls ist dir das öffentliche Wohl allen Dank schuldig, denn ohne dich wären wir ertrunken."

"Weißt du," sagte die Schnecke, "nun laß mich mit dem öffentlichen Wohl in Ruhe; ich habe genug davon. Eine schöne Sache ist das, und man erwirbt sich Achtung damit und wird sogar vor Königinnen berühmt; aber man hat zu viel Mühe dabei, schreckliche Mühe, und dann kann es auch gefährlich werden, das ist das Aller schlimmste. Wenn man sonst seinen Schlaf und sein richtiges Essen hat, so soll man dabei bleiben, das ist jetzt meine Ansicht."

Sie war schon ein ganzes Stück weiter gekrochen, ehe der Johanniswurm sich von seinem Staunen über diese Rede erholen konnte, denn es war die längste, die sie jemals gehalten hatte. Aber eine richtige Schneckenrede war es!



## Der Brautspiegel.



**E**s hat mir einmal einer die Geschichte von dem Brautspiegel und dem kleinen Herrn Leisegang erzählt, als ob sie ihm passiert wäre. Aber sie ist gewiß nur ein Märchen. Er erzählte ungefähr so:

Als ich ein halbwüchsiger Knabe war, etwa zwölf Jahr alt, da hatten wir eben die Franzosenzeit hinter uns, in der so viele Zöpfe abgeschafft worden sind. Auch die Zöpfe, die bis dahin die Männer getragen hatten, weil es so Mode gewesen war. Nur einige alte Käuze, welche die Veränderung nicht liebten, ließen sich fort und fort ihren Zopf einbinden, wenn sie dazu am Hinterhaupt noch Haar genug hatten, und wenn nicht, so trugen sie ihre Zopfperücke. Es kümmerte sie wenig, daß sie von der lieben Jugend deshalb geneckt wurden.

In meinem Heimatstädtchen hatte nur einer die alte Zierde beibehalten, und das war der kleine Herr Leisegang, ein wunderliches, etwas verwachsenes Männlein. Er trug sich überhaupt sehr auffallend; auf dem Haupte hatte er einen Dreispitz, und im übrigen einen grünen Frack voller Messingknöpfe

oder sogenannten Jagdschniepel, dazu schwarzsammetene Kniehosen, seidene hohe Strümpfe und Schnallenschuhe. Es hieß, er habe diese Sachen von einem alten Baron bekommen, dem ein benachbartes Herrschaftsgut gehört hatte; das mußte aber schon eine ziemliche Weile her sein, denn die Sachen waren sehr abgeschabt, wenngleich stets sauber gebürstet. Das Ergößlichste an ihm war für uns Kinder jedenfalls der Zopf.

Ich habe später erfahren, daß er Magister gewesen war und Pfarrer hatte werden wollen; aber daraus war nichts geworden. Er war bei dem alten Baron geblieben, bei dessen Sohne er Hauslehrer gewesen war, und der sollte ihn darum behalten haben, weil er sich auf gewisse geheime Künste verstanden hätte. Nach des Alten Tode lebte er einsam in einem Häuschen am Wallgraben von einer kleinen Gnadenpension aus des Barons Hinterlassenschaft.

Sehr sonderbar war es, womit er sich beschäftigte. Er war nämlich Freierwerber, das heißt, wenn ein junger Mann heiraten wollte, so half er ihm eine Frau ausfinden, und umgekehrt. Es gab noch ein paar solche Freierwerber in der Gegend, aber er war der berühmteste, denn wenn er einmal eine Sache in die Hand nahm, dann ruhte er nicht, bis sie gelang und das zukünftige Paar und die Eltern „ja“ gesagt hatten, und alle Ehen, die er gestiftet, waren die glücklichsten von der Welt geworden. Freilich übernahm er auch nicht jede Ehestiftung; manche jungen Leute schickte er mit dem Bescheid fort: sie sollten unverheiratet bleiben, sonst würden sie unglücklich, und wenn sie darauf nicht hörten, so geschah das wirklich. Geld nahm er für seine Dienste niemals.

Für uns Kinder war ein lustiges Leben in der Stadt. Viel zu lernen brauchten wir damals nicht, und für den Zeitvertreib bot die Gegend alle Gelegenheit. Der Landstrich, in dem die Stadt lag, war zwar flach wie ein Teller; aber wir hatten zwei Teiche zur Verfügung, ferner ein Wäldchen, Gräben und Wälle bei der alten Stadtmauer, und mitten in der Stadt sogar ein altes Schloß mit Zugbrücke, Schloßgraben und einem unterirdischen Gange. Wir waren sehr zu beneiden! Endlich gab es genug Personen, wie wir ihrer für unseren Mutwillen bedurften; und mutwillig waren wir sehr, ich aber am meisten.

Zu diesen Personen gehörte eben der Herr Leisegang.

Hätte er freundlich mit uns gesprochen, oder wäre er lustig gewesen, so würden wir ihn nicht geärgert haben. Aber er war immer ernsthaft und



gravitatisch, wenn er mit seinem dicken Bambusstock und dem wackelnden Zopfe über die Straße ging, und er kümmerte sich um uns gar nicht. Deshalb traf es mich auch wie ein Blitz, als er das erste Mal Notiz von uns nahm und von mir ganz besonders.

Es war einmal in der Abenddämmerung, und wir trieben unser Wesen auf dem Pflaster. Da kam ein rothaariger Junge um die Marktecke gesprungen und brachte die Botschaft: „Herr Leisegang kommt.“

„Schnell, stellt euch an die Wand,“ sagte ich, „wir sind der Gesangsverein und wir wollen ihm eins singen. Ich werde euch gleich ein Lied machen.“ Nun überlegte ich einen Augenblick, und dann war das Lied fertig. Es hieß:

Gückelchen, Pückelchen, Leisegang,  
Hat einen Zopf drei Ellen lang,  
Hat zwei Strümpf und keine Waden.  
Hat zwei Beine wie ein Faden.

Herr Leisegang hatte wirklich sehr dünne Beine, aber es war doch ein recht ungezogener Vers. Ich machte den Gesangsmeister, schwang meinen Stock in der Hand und drehte der Straße den Rücken, deshalb mußten die Sänger mir ansagen, wann Herr Leisegang vorüberginge.

„Jetzt!“ sagte der eine, und nun schwang ich den Stock und der Gesangsverein schrie:

„Gückelchen, Pückelchen, Leisegang,  
Hat einen Zopf drei Ellen lang,  
Hat zwei Strümpf und keine Waden,  
Hat — — — —“

Schon bei den ersten Worten schlichen sich etliche Sänger davon, und beim dritten „Hat“ stob alles auseinander und ein Stock legte sich auf meine Schulter. Wie ich mich umfah, da stand Herr Leisegang vor mir, und seine schwarzen Augen blickten mich aus dem glattrasierten, faltigen Gesicht durchdringend an.

Ich wollte fort, aber ich war wie gelähmt. Herr Leisegang sagte nach einer Weile mit seiner krächzenden Stimme: „He, wir sind ein kluger Bursch, weiß schon — weiß schon; aber hier fehlt's, hier — —“ und damit stieß er mit der Spitze seines dicken Bambusstockes auf meine Brust, gerade dahin, wo das Herz so heftig hämmerte.

Dann wandte er sich um und ging weiter.

Die verschreckten Küchlein sammelten sich wieder. Sie wollten wissen, was er gesagt hätte, aber ich behielt es für mich, weil ich mich schämte.

„Du, er hat dich ja gestoßen,“ sagte der Rothaarige. „Das müssen wir ihm eintränken.“ Jenes war richtig; ich fühlte noch immer den Stoß auf der Brust, und dies Gefühl wollte sich nachher ein paar Tage lang nicht verlieren. Es ärgerte mich jetzt doch, daß er mich gestoßen hatte.

„Ja,“ sprach ich, „dafür geben wir ihm noch etwas.“

„Denke dir noch ein Lied aus,“ hieß es, „das singen wir, wenn er wiederkommt.“

„Wir wollen ihm ein Ständchen vor seinem Hause bringen,“ entschied ich, „das ist etwas Neues.“ Aber um das Neue dabei war es mir eigentlich nicht zu thun, sondern nur darum, daß er mich dabei nicht sehen sollte. Ich fürchtete mich vor den kleinen schwarzen Augen, die mich soeben angeschaut hatten.

Wir stürmten auf den Wall hinaus und warteten, bis er kam; wir sahen das nur an dem Licht, das sich jenseit des Grabens in dem kleinen Hause entzündete. Dies Häuschen war in die Mauer gebaut und hatte nach der Grabenseite keinen Ausgang; vor einem Ueberfall durch den Alten waren wir also sicher.

Als wir möglichst geräuschlos die Grabenwand hinauffletterten, starrten uns die beiden hellen Fenster in der dichten Epheuberankung wie glühende Augen an. Es war schon dunkler Herbstabend. Ich versteckte mich etwas hinter den anderen, welche auch ein wenig kleinlaut geworden waren. Ich dachte an die Künste, die Herr Leisegang verstehen sollte, und es kam mir vor, als ob das Licht der Fenster bald heller, bald dunkler würde, und als ob sich wunderfame Töne hören ließen wie von schnarrenden Saiten. Das neue Lied war schon vorher richtig einstudiert, und so faßte ich mir denn endlich ein Herz und gab das Zeichen. Und wie der Lärm des wilden Heeres tobte es:

„Herr Leisegang, Herr Leisegang,  
Verschafft mir einen Mann!  
Er koste, was er kosten mag.  
Vier Groschen wend' ich dran.“

Wohl sechsmal wurde das wiederholt; immer fing einer aufs neue an, wenn wir zum Schluß gekommen waren. Aber da geschah plötzlich etwas Ueberraschendes: ein Strom allerhellsten Lichtes, fast wie Sonnenlicht so hell,



schoß aus dem einen Fenster über uns hernieder, daß wir geblendet die Augen schließen mußten. Zuvor aber hatte ich noch mit schnellem Blicke erkannt, daß im zweiten Fenster die Gestalt des Herrn Leisegang erschien, und daß derselbe, anstatt der Perücke mit dem Zopf, eine weiße Zipselmütze auf dem Kopfe trug.

Nur ein paar Augenblicke verloren wir die Fassung, dann stürzte alles kopfüber den Abhang hinunter und kletterte drüben auf den Wall. Das war leicht genug, denn immer war es taghell um uns; bis auf den Wall verfolgte uns das gespenstische Licht vom Fenster des Herrn Leisegang. Dann ward es plötzlich dunkel, mit einem Schlag. Die Fenster drüben glommen trübe wie zuvor und wir verloren uns nach Hause, ohne recht zu wissen, wie wir dahin kamen.

Die Nacht träumte ich, der Spazierstock des Herrn Leisegang stände auf meinem Herzen; er hatte sich aber oben in ein dickes Licht verwandelt, wie sie der Kister immer in der Kirche anzündete, und Herr Leisegang kam im schwarzen Kisteranzuge, den Flor über den Arm geschlagen, und steckte das Licht an. Es brannte so hell, daß mir die ganze Nacht die Augen weh thaten.

\* \* \*

Den anderen Tag war mir nicht wohl zu Mute. Ich hatte eine unbestimmte Ahnung, als ob mir die Strafe des Herrn Leisegang drohe; gewiß hatte er mich bei dem wunderbaren Licht erkannt!

Ich lebte in der Stadt bei meiner Tante Salome, die mich sehr lieb hatte, aber im ganzen strenge hielt. Sie war unverheiratet und wohnte recht hübsch, und ich war der Schule wegen zu ihr gethan worden, als meine Eltern auf das Land gezogen waren. Da saß sie denn am Nachmittag strickend, und ich nicht weit von ihr über den Schularbeiten, als es an die Thüre klopfte.

„Herein,“ sagte Tante Salome.

Und herein trat Herr Leisegang.

Ich wollte vor Scham unter den Tisch sinken, als die kleinen schwarzen Augen mich streiften, und wurde rot bis über die Ohren. Doch kümmerte sich Herr Leisegang nicht weiter um mich, sondern sagte bloß: „Ich hätte mit der Jungfer ein paar Worte unter vier Augen zu reden.“

„Wenn's beliebt?“ sprach die Tante, sperrte das Nebenzimmer auf, und ging mit Herrn Leisegang hinein.

Mein Mut war dahin. Ich ließ Tafel und Bücher im Stich und flog die Treppe hinunter auf die Straße.

Als ich am Abend verschüchtert ins Zimmer trat, sagte die Tante erst eine Weile gar nichts. Dann holte sie aus einem Schranke meinen Sonntagsrock und die neue Mütze, legte sie neben mich auf einen Stuhl und sprach: „Zieh dich an. Du wirst auf die Mauer zum Herrn Leisegang gehen.“

„Was soll ich denn da?“

„Ihn um Verzeihung bitten; muß ich dir das wirklich erst noch sagen?“

„Allein gehe ich nicht zum Herrn Leisegang; ich fürchte mich vor ihm.“

„Schön, so werde ich mitkommen.“

Sie kleidete sich ohne weitere Umstände zum Ausgehen an, und mir blieb nichts übrig, als daselbe zu thun. So schritten wir denn durch die Dämmerung zum Herrn Leisegang.

Allein hätte ich zu dieser Zeit um die Welt nicht die kleine knarrende Thür in dem schmalen Mauergäßchen geöffnet und danach die dunklen, wackelnden Stufen erstiegen. Ich bekam das stärkste Herzklopfen, trotz der Gesellschaft der Tante. Herr Leisegang schien uns übrigens erwartet zu haben; er empfing uns feierlich auf der obersten Treppenstufe, ein Licht in der Hand, und er war noch in vollem Anzuge, nur Stock und Dreispitz fehlten. In der Stube stammelte ich meine Abbitte, so gut ich sie herausbrachte; er klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Uebermütig sind wir, junger Herr; wird sich geben, wird sich schon geben. Junger Most, alter Wein.“ Dann mußten wir uns auf zwei alte Lehnstühle setzen.

Die Stube sah gar nicht wie eine Hegenküche aus, eine Ecke abgerechnet. In dieser standen allerlei sonderbare Apparate und Gläser beisammen, auf deren halbdunklem Gewirr ein paar Lichtreflexe brannten. Ich zerbrach mir den Kopf, mit welchem von diesen Dingen Herr Leisegang am letzten Abend das wunderbare Licht gezaubert haben möchte.

Der saß inzwischen und hatte ernsthafte Gespräche mit der Tante Salome, und als ich die erste Neugier befriedigt hatte, horchte ich zu.

Die Tante fragte ihn eben, wie es komme, daß er lauter glückliche Ehen stifte.

„Sehen Sie, Jungfer Salome,“ erwiderte Herr Leisegang, „das ist ganz einfach. Jeder Mensch hat seine bestimmte zweite Hälfte, die zu ihm paßt. Das ist immer nur eine, und wenn er die findet und heiratet, so wird er glücklich.“



„Jeder?“ fragte die Tante.

„Ja, jeder,“ gab er zur Antwort. „Ich bringe bloß solche zusammen, und deshalb werden sie glücklich.“

Die Tante schwieg nachdenklich und war ganz rot.

„Also wissen Sie wohl, wer zu einem Menschen als seine andere, richtige und bestimmte Hälfte gehört?“ sagte sie.

„Zu dienen, liebwerteste Jungfer Salome; das ist mein Geheimnis, mein Geheimnis — ich kann sie ihm malen bis auf das Pickelchen im Gesicht. Sehen Sie, ich habe das noch niemand gesagt als Ihnen, Jungfer Salome; bloß des Herrn Barons selige Gnaden und Ihr Herr Vater, der mein Duzfreund war, wußten das.“

„Ich werde es für mich behalten,“ sagte die Tante und lächelte. „Ich auch,“ fügte ich dazu.

„Haha!“ lachte Herr Leisegang, griff mich bei den Schultern und schüttelte mich. „Gute Vorsätze, gute Vorsätze! Wir werden wiederkommen, junger Mann, und ein bißchen was lernen vom alten Leisegang? He?“

Ich nickte verlegen, beschloß aber wirklich, den Vorschlag in Erwägung zu ziehen.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Leisegang,“ fing die Tante wieder an und errötete aufs neue, „warum haben Sie dann aber selber nicht geheiratet, wenn Sie Ihre andere Hälfte kannten?“

Ich werde nie das Gesicht vergessen, das der Alte auf diese Frage machte. Er fiel auf einen Stuhl zurück, so daß ihm das Licht gerade ins Gesicht schien, und nun lief ein Rucken über dasselbe so wunderbar, daß es mit allen seinen Falten aussah wie eine bewegte Wasserfläche, in die jemand einen Stein geworfen hat. Nur etwas war darin ruhig, und das waren die kleinen schwarzen Augen, und die waren so starr und tief melancholisch, daß es einen erbarmte.

„Habe ich Ihnen weh gethan mit dieser Frage?“ sprach Tante Salome mitleidig.

„So so,“ antwortete der Alte nach einer Weile mit dumpfer Stimme. „Sie müssen wissen, es geht mir wie so vielen Junggesellen und Jungfrauen. — Glauben Sie nicht,“ flüsterte er geheimnisvoll, daß die füreinander bestimmten immer zugleich auf der Welt leben. Mancher geht herum, und das Wesen, das sein höchstes Erdenglück ausgemacht haben würde, ist schon tausend Jahre tot oder wird erst tausend Jahre nach dem Tage geboren, da







man ihn in die Grube scharrt. Die einen von diesen laufen herum und schleppen eine Sehnsucht mit sich, welche die Arme in das Leere streckt und sucht, was doch gar nicht da ist, und sie träumen bis zum Tode von jemand, den sie auf Erden nicht finden; die anderen verlieren die Geduld und heiraten den ersten besten oder die erste beste. Das gibt Unglück, Jungfer Salome, glücklose, kalte, langweilige Ehestände." Und Herr Leisegang starrte in eine Ecke, in der ich weiter nichts entdecken konnte als ein kahles Stück Wand.

"Sollte die Vorsehung das wirklich zulassen?" fragte die Tante mit sanftem Zweifel.

"Vorsehung, Vorsehung — jawohl!" sprach der kleine Mann hastig, "wenn die machen könnte, was sie wollte, dann wäre es gewiß anders. Aber die Geister, die zu Menschen werden und auf die Welt kommen, haben ihren eigenen Willen. Es ist alles in Verwirrung seit dem Sündenfall, Jungfer Salome, das können Sie mir glauben! Ich hätte auch glücklich werden können; aber sie kommt zu spät auf die Welt, zu spät — —" Und damit legte er die Hände über die Augen und schwieg. "Ich weiß, wie sie aussehen wird, Jungfer, und das ist eben mein Unglück. Wie hübsch sie sein wird! So weiß und rot, mit einem Stumpfnäschen und schwarzem Haar und blauen Augen. Das Schönste aber sind die zwei Grübchen, wenn sie lächelt; es ist unbeschreiblich. Und fremde Menschen, die sie nichts angehen, werden sie bewundern, wenn sie über die Erde wandelt, und das Farbenspiel ihres Reizes und ihrer Anmut genießen, mit ihnen wird sie reden und lächeln. Und ich bin einsam und glücklos. Aber sie wird es am Ende auch bleiben, wenn sie einst auf die Welt kommen wird, entweder beides, einsam und glücklos, oder bloß das letzte."

"Das kann ich nicht glauben," sagte Tante Salome.

"So?" rief der Alte erregt, "das können die Jungfer nicht glauben? Sie sollen es sehen, Sie sollen es sehen — —"

Herr Leisegang hatte nichts mehr von seiner gewöhnlichen Würde. Wie ein Eichhorn sprang er von seinem Stuhle auf, unverständlich murmelnd, und rannte in die Ecke, wo der kahle Wandfleck zu sehen war. Er drückte an eine Stelle, und plötzlich sprang eine Tapetenthür auf, hinter der ein rotseidener Vorhang sichtbar wurde. "Bleiben Sie noch, Jungfer Salome," schrie er und rannte an uns vorbei zu den Gerätschaften in der entgegengesetzten Ecke, von wo er mit einem weißen Papier zurückkehrte. Er schob

den Vorhang zurück und wir erblickten eine Nische, in der schräg ein mächtiger Spiegel stand; unter ihm befand sich ein Pfännchen, in das Herr Leisegang etwas aus dem Papier schüttete. Nun kam er zu uns, schraubte die Lampe herunter und entzündete ein Stückchen Papier, das er nachher in die Pfanne warf. Ein weißlicher Rauch quoll auf, und die Spiegelfläche überzog sich mit einem feurigen Hauch.

„Jetzt kommen Sie, Jungfer,“ sagte die Stimme des Herrn Leisegang. „So sieht sie als Seele aus, jetzt, wo sie noch nicht geboren ist.“

Ich schlich der Tante nach und verbarg mich ein wenig hinter ihr, aber ich konnte alles sehen. Die Spiegelfläche mit dem Hauch darüber war hell, als stände ein Licht hinter bläulichem, mattgeschliffenem Glase. Anfangs war nichts darauf zu sehen, dann zeigten sich trübe Wolken, und allmählich kam deutlich und deutlicher ein schönes schlankes Mädchen zum Vorschein, ein Bild, und doch wie lebendig. Sie war lebensgroß zu sehen, der Spiegel reichte vollständig dazu aus; ihr Haar war gelöst, und sie trug kein anderes Kleidungsstück als ein langes, einfaches, silberweißes Gewand. Man konnte die Aederchen an ihren Schläfen schimmern sehen, und einmal legte sie die Hand über die Augen, als ob sie weit in die Ferne blicke, und dazu lächelte sie wunderbarlich. Dann wurde das Bild blässer, und als der Hauch von den Spiegelflächen zu schwinden begann, zog Herr Leisegang wieder den seidenen Vorhang darüber, und es war fast ganz dunkel um uns. Ich hörte einen Stuhl knarren, sonst regte sich nichts.

„Herr Leisegang,“ sagte die Tante.

Keine Antwort.

Sie ging und schraubte die Lampe empor. Da saß der kleine Herr Leisegang auf einem Stuhle zur Seite des Vorhangs, hatte die Arme über die Lehne gelegt und den Kopf hinein vergraben und schüttelte ihn langsam, daß der graue Popf hinten sich wie ein Rattenschwanz hin und her bewegte. Ich dachte mir, daß er weinen müsse.

„Leben Sie wohl, Herr Leisegang,“ sprach Tante Salome lauter. Ich hatte ihr Gesicht noch nie so ernsthaft und traurig gesehen wie in diesem Augenblick.

Der Alte gab kein Zeichen von sich, daß er ihre Worte gehört hatte; er veränderte seine Stellung auch dann nicht, als Tante Salome mich beim Arm ergriff und mit mir das Zimmer verließ.

Auf der Straße preßte sie heftig meinen Arm. „Du wirst über das Schweigen, was du gesehen und gehört hast, versprich mir das,“ sagte sie.



„Ja, ganz gewiß, Tante,“ gab ich zur Antwort.

\* \* \*

Seitdem waren wir öfter beim Herrn Leisegang und er bei uns. Zuweilen ging ich oder die Tante Salome auch allein hin. Er brachte mir allerlei chemische und physikalische Experimente bei und machte mir andere zu meiner Ergözung vor, die er mich nicht lehrte. Die Tapetenthür mit dem Brautspiegel dahinter habe ich noch manchmal offen gesehen, wenn Leute mit ihrem Anliegen wegen des Heirathens zu ihm kamen. Er ließ sie dann ein paar Augenblicke in den Spiegel sehen, meist so, daß sie es gar nicht merkten; dann schickte er sie fort und bestellte sie auf ein andermal. Kaum waren sie hinaus, so schloß er die Läden, zündete das Pulver in dem Pfännchen an, und dann gab es jedesmal ein Bild im silberweißen Gewande, oder in einem ähnlichen schwarzen, dies waren schon verstorbene, viele auch in gewöhnlicher menschlicher Kleidung, das waren die, welche noch lebten. Die letzteren befanden sich immer in einer Stube oder mit irgend einer Umgebung im Freien. Hatte er einmal einen Bittsteller in den Spiegel blicken lassen, so durfte niemand anderes vor denselben treten, bis der Hauch des Pulverdampfes ihn überzogen hatte; ich that es einmal, und er riß mich in hellem Zorne weg, dann aber besann er sich, fing an zu lachen und hieß mich das Bild genau ansehen, das nachher zum Vorschein kam. Es war ein kleines blauäugiges Wickelkind, das eben aus vollem Halse schrie und kirschbraun davon im Gesicht war.

„Haha!“ lachte er, „ist schon da, ist schon da; wir können uns gratulieren, junger Herr!“ und dabei faßte er mich in den Haaren und schüttelte mich hin und her. Er nannte mich nämlich nie anders als „junger Herr“.

Als ich später nach Hause kam, war ich ganz atemlos. „Tante Salome,“ sagte ich, „heute habe ich beim Herrn Leisegang meine zukünftige Frau gesehen; sie ist schon da, aber sie war noch ein Wickelkind.“

„Herr Leisegang hätte auch etwas Besseres thun können,“ warf Tante Salome hin.

„Hast du deinen künftigen Mann auch schon gesehen, Tante?“ fragte ich.

„Denk an deine Schularbeiten,“ sagte sie heftig, drehte sich um und setzte sich an das Fenster. Sie hatte einen hochroten Kopf von meiner Frage und sah unverwandt zum Fenster hinaus, und ich hätte schwören mögen, daß sie sich ein paarmal die Augen wischte.

Eines Tages stolperte ich die dunkle Treppe in dem Häuschen an der Mauer hinauf. Mit einemmal hörte ich einen lauten Schrei im Zimmer, der von niemand anderem als dem Herrn Leisegang herrührte. Als ich schüchtern anklopfte, bekam ich keine Antwort, und als ich dann öffnete, da lag der kleine Herr Leisegang ausgestreckt auf dem Boden vor dem Spiegel. Der war hell, und das Zimmer dunkel. Der Alte wandte den Kopf zu mir herum und sprang plötzlich auf, und indem er mich bei den Schultern packte, riß er mich vor den Spiegel.

„Nein, ich bin nicht blind, bin nicht blind,“ sagte er zitternd vor Aufregung. „He, junger Herr, was sehen wir da? was sehen wir da?“

„Nichts,“ antwortete ich.

„Nichts — es ist richtig; ich sehe nichts mehr von ihr und er sieht auch nichts!“ Und damit stülpte er seinen Dreispitz auf, nahm seinen Bambus und stürmte hinaus und die Treppe hinunter. Ganz verdukt stand ich in der dunklen Stube allein und sah, wie der Hauch vom Spiegel lief und wie letzterer auch dunkel ward. Mir wurde unheimlich zu Mute und ich schlich mich fort.

Als ich nach Hause kam, fand ich Herrn Leisegang bei der Tante. Er war noch immer in großer Aufregung, und die Tante war es auch ein wenig, aber ich konnte nicht erfahren weshalb.

Wieder verging eine lange Zeit, wohl ein Jahr. Es war ein schöner Sommerabend, und ich ging mit Tante Salome zu dem Alten. Er empfing uns mit großer Feierlichkeit, und über sein ganzes Wesen war eine tiefe Rührung ausgegossen.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Jungfer Salome,“ sagte er. „Sie sollen sie sehen. Jetzt ist sie auf die Welt gekommen.“

„Also wirklich!“ rief die Tante kopfschüttelnd.

Er schlug wieder die Läden zu, drückte die Thür vor dem Brautspiegel auf und sah hinein. Das Pulver flammte auf, der glimmende Hauch lief darüber und wir saßen auf zwei Sesseln davor und warteten. Und was zum Vorschein kam, war wieder ein Wickelkind. Ich dachte erst, es wäre das meine, stieß die Tante Salome an und flüsterte ihr zu: „Das ist sie, Tante, das ist sie.“ Aber da lachte der Alte, der meine Worte gehört hatte, und sagte mit gerührter Stimme: „He, wir denken, die unsere bleibt ewig Wickelkind. Das ist meine Braut, junger Herr, das ist das Schwarzköpfchen des alten Herrn Leisegang.“



Und ich verstand ihn: die Frau, die eigentlich Herr Leisegang hätte haben sollen, war nun doch noch bei seinen Lebzeiten geboren worden.

„Zu spät, liebwerteste Jungfer Salome,“ klagte Herr Leisegang mit unterdrückter Stimme; „es ist doch zu spät. Nur das eine Glück wünschte ich mir, daß ich sie noch sehen könnte, ehe meine alten Augen sich schließen.“

„Können Sie nicht erfahren, wo sich das Kind befindet?“

„Wie soll ich das?“ seufzte der Alte. „Ich habe kein Glück, Jungfer, darum wird sich der Zufall meiner auch nicht erbarmen.“

Und er hatte doch eine Art von Glück, der gute alte Herr Leisegang, freilich erst sehr viel später, und es war doch nur ein Blitz von Glück.

\* \* \*

Ich hatte die niederen und hohen Schulen durchlaufen und war wohlbestallter Amtsrichter geworden. Es war wohl achtzehn Jahre später, als ich in den Ferien die Tante Salome besuchte, die ich lange nicht gesehen, und ich erkundigte mich in der ersten Stunde des Wiedersehens gleich nach dem Alten.

„Er lebt noch,“ sagte die Tante, „aber er ist recht schwach jetzt und geht wenig aus. Er wartet noch immer, daß ihm ein Zufall seine Braut zuführen könnte.“

„Es ist doch eine sonderbare Geschichte mit dem Spiegel,“ meinte ich. Ich war nämlich sehr ungläubig geworden und bildete mir manchmal ein, ich hätte alles das, was mir von dem Brautspiegel im Gedächtnis war, als Kind bloß nicht scharf genug angesehen, indem alles natürlich zugegangen wäre und Herr Leisegang sich nur einen Scherz mit uns gemacht hätte.

Die Tante antwortete bloß ein kurzes „ja“; dann sprach sie schnell von etwas anderem. Mir aber wollte der Herr Leisegang und sein Brautspiegel nicht aus dem Sinn, und ich benutzte einen freien Augenblick gegen Abend, um den Alten aufzusuchen.

Als ich von der kurzen Straße in das Mauergäßchen abbiegen wollte, kam eben ein Wagen zum Thore herein gefahren. Ein paar wilde, feurige Pferde zogen ihn, und ich blickte etwas ängstlich auf den Kutscher, der die Augen halb geschlossen hatte und auf dem Bock hin und her schwankte, als wollte er einschlafen. In dem Wagen saß ein schönes junges Mädchen, und merkwürdig — es wollte mich bedünken, als hätte ich vor längerer Zeit

dieses Gesicht schon gesehen. Ich zog meinen Hut, und sie lächelte und verneigte sich ein wenig.

Wer konnte das sein —?

Den alten Mann traf ich in einem Lehnstuhl am Fenster sitzend, und ich erschrak, so verfallen sah er aus.

„He, junger Herr,“ sagte er müde, „ist hübsch, daß wir noch einmal zu dem alten Krüppel, dem Leisegang, kommen. Wäre lange schon gern gestorben, der alte Leisegang, aber die da — die läßt ihn nicht sterben,“ und damit zeigte er in den Winkel mit der wohlbekannten Tapetenthür.

„Kann ich sie nicht einmal sehen?“ fragte ich, während er meine Hand ergriff.

„Versteht sich,“ rief er und wurde plötzlich lebendiger. „Kennen sie ja von den Windeln auf; versteht sich.“

Er richtete sich mit einer Kraft auf, die ich ihm nicht mehr zugetraut hätte, und er nickte mir freundlich zu, als ich eilte, um an seiner Statt die Läden zu schließen. „Ein bißchen auf die Seite treten,“ hörte ich ihn dann sagen; „wir wissen das schon.“

Ich that es und sah neugierig zu, wie er das übrige zurüstete. Es geschah alles, wie ich es von meiner Knabenzeit her in Erinnerung hatte; die Spiegelfläche schimmerte endlich hell auf und ich war im Begriff vorzutreten — da ereignete sich etwas Unerwartetes: Herr Leisegang that einen Schrei, einen furchtbaren, markdurchschütternden Schrei und fiel auf den Stuhl beim Fenster.

„Sie ist da; o du gnädige Vorsehung, sie ist in derselben Stadt wie der närrische alte Leisegang; sie sitzt in einem Wagen und der hält vor dem Schwarzen Adler draußen!“ So stöhnte und jubelte der alte Herr Leisegang.

Mit einem Sage stand ich vor dem Spiegel — und richtig, das war sie gewesen, das schöne junge Mädchen in dem Wagen mit dem verschlafenen Kutscher auf dem Boock! Da stand der Wagen, und sie stieg eben aus, so natürlich war alles, daß ich meinte zuspringen zu müssen, um sie zu stützen.

Aber ich hatte schon etwas anderes zu stützen, nämlich den Herrn Leisegang. Der war wieder aufgestanden und umklammerte meinen Arm wie ein Schraubstock.

„Ich will zu ihr,“ ächzte er, „nur ein einziges Mal will ich sie leibhaftig sehen und ihr kleines weißes Händchen anfassen; ach mein liebster junger Blüthgen, Hesperiden.“



Herr, wir werden den alten Herrn Leisegang in den Schwarzen Adler bringen, den armen alten Leisegang, der uns so lieb gehabt hat. Ich bin ein glücklicher Mensch — wie schön sie ist, liebwertester junger Herr — — — da steigt sie wieder ein — sie wird wieder fortfahren — — Hilfe, schnell, schnell — o du blutiger Heiland, sie wird fortfahren, ehe ich sie gesehen —"

Ich hatte ihn im Arm und bückte mich zu ihm nieder; er ächzte und stöhnte und seine verkrüppelte Brust arbeitete wie im Krampf. Plötzlich hörte ich in dieser Brust ein Geräusch, wie wenn eine Uhr abläuft, in der die Kette gesprungen ist; er wurde mir so schwer und unbehilflich im Arm — —

Der arme Herr Leisegang war tot.

In diesem Augenblick that der Spiegel einen Krach und ich sah empor. Der goldflimmernde Hauch löste sich auf und mitten durch den Spiegel lief ein klaffender Sprung.

Ich war außer mir. Ich legte den alten Herrn in seinen Stuhl und setzte ihm die Bosperrücke fest, die zur Seite gerutscht war, und dann stürzte ich davon; ich wollte zum Schwarzen Adler, es war mir, als müßte ich sie wenigstens zur Leiche des armen Herrn Leisegang führen und ihr alles erzählen.

Als ich atemlos draußen vor dem Thor am Ende der Hauptgasse anlangte, wo der Schwarze Adler lag, da war sie richtig fortgefahren. Niemand hatte sie gefannt.

Ich lief auch noch auf die Chaussee hinaus: draußen, weit draußen rollte ein Wagen, und in dem Wagen saß die Braut des Herrn Leisegang, dem das Herz zersprungen war.



## Immerhöher.



**I**n einem Krankenzimmer brannte das kleine Nachtlicht und auf dem weichen Lager war ein steinreicher alter Mann im Begriff zu sterben. Die Möbel in dem Zimmer gehörten zu den kostbarsten, die man sich denken kann, prächtige Gemälde hingen in schweren Goldrahmen an den Wänden, und

auf dem Boden lag bis in die letzte Ecke nur ein einziger dicker Teppich. Aber sterben mußte er doch, der alte Mann dort.

Sein Sohn stand neben dem Lager, und der alte Mann sprach zu ihm.

„Du wirst reich sein nach meinem Tode,“ hauchte er mühsam mit den letzten Atemzügen; „du wirst Millionen besitzen, mein Sohn. Die Menschen werden dich darum in den Himmel heben wollen, als wärest du gegen sie ein höheres Wesen, und dein Herz neigt zum Stolz; ich fürchte, daß du dich in deinen Gedanken immer noch höher heben wirst, als sie dich heben. Thue es nicht, mein Sohn. Immerhöher heißest du, — immer tiefer neige dich. Reich sein ist ein Fluch oder ein Segen: der Fluch wohnt hoch, der Segen tief — —“

Er wollte noch mehr sagen, aber es ging nicht, denn er mußte sterben.

Der Sohn drückte ihm die Augen zu. Er war ein schöner, stattlicher junger Mann. Er besaß aber einen Mund, der aussah, als ob er noch nie gelacht hätte, Augenbrauen, die über der Nase fast zusammenstießen, und Nüstern, die zuckten. Man sagt, daß solche Leute unbändig stolz seien. Er blickte auf den Mund seines Vaters nieder, der eben noch gesprochen hatte und der nun stumm war, und er sagte: „Immerhöher heiße ich, und immer höher! soll meine Losung sein.“

Er ließ seinen Vater begraben, und nun war er Herr über das viele Geld.

Es geschah wirklich, was sein Vater ihm vorhergesagt hatte, nämlich daß die Menschen ihn in den Himmel heben wollten. Unterthänige Gesichter priesen ihn und schmeichelten ihm, und manchmal bettelten sie ihn an. Es ging ihm wie dem lieben Gott. Das war für den stolzen jungen Mann freilich nicht ganz neu, denn viele hatten das nämliche schon bei Lebzeiten seines Vaters gethan; aber es wurden ihrer jetzt so viele, daß ihm die anderen auffallen mußten, die sich nicht vor ihm beugten.

Er konnte den Verkehr mit solchen nicht immer meiden, aber sein Mund preßte sich noch fester zusammen, seine Augenbrauen kamen einander noch näher und seine Nüstern zuckten noch stolzer, wenn sie so gerade heraus mit ihm lachten und sprachen, als ob gar nichts Besonderes an ihm gewesen wäre. Und doch besaßen diese Menschen manchmal gar nichts, als ein bißchen um zu leben, und er war ein Herr von so vielen Millionen!

„Immergrößer heiße ich, und ich will sie alle unter mir sehen,“ sagte er bei sich.



Er bot alles auf, das Geschick solcher Leute in seine Hände zu bekommen, und mit Hilfe seines Geldes gelang ihm das oft; dann beugten sie sich wohl. Wo es nicht ging, da half er sich anders: wer ihm stolz begegnete, dem begegnete er immer noch stolzer. Man fürchtete und haßte ihn, und heimlich lachte man über ihn; aber er fühlte es noch nicht, wie es einsam und kalt um ihn war.

Eines Tages schritt er in seinem Garten hin, der sich in Buschwerk und Bäume verlor. Er hatte eine Reitpeitsche in der Hand, mit der schlug er rechts und links die Blumenköpfe nieder, die so recht fest und hoch in die Luft ragten. Er kam endlich zwischen die Büsche und zuletzt in die tieferen Waldgänge.

Bisher war ihm keine menschliche Seele begegnet, aber im Walde saß ein alter Mann auf einer Steinbank am Wege, wahrscheinlich ein Bettler, denn er sah zerlumpt aus, und er hatte einen Stock und einen Quersack bei sich und kaute an einer Brotrinde. Der schmutzige Hut auf seinem Kopfe war gewiß zwanzig Jahre alt. Als Immerhöher vorbei ging, kümmerte sich der Alte gar nicht um ihn; er stand weder auf, noch griff er nach dem Hute, noch sprach er eine Silbe. Er sah ihn nicht einmal an.

„Nun?“ sagte Immerhöher und drehte sich zu ihm um.

Der Bettler rührte sich nicht, ausgenommen daß er an der Brotrinde kaute.

„Hier bin ich der Herr!“ fuhr Immerhöher auf und seine Stirn rötete sich vor Zorn.

Keine Antwort.

Da flog die Reitpeitsche pfeifend durch die Luft und auf den alten schmutzigen Hut nieder, daß er in den Sand kollerte. Dann wandte sich Immerhöher wieder und schritt weiter.

Der Alte stand langsam auf und seine Augen funkelten ganz eigen, wie er hinterher schaute. Er hob den Hut vom Boden und setzte ihn wieder auf den Kopf, danach nahm er seinen Stock und fing an in den Sand zu zeichnen und unverständliche Worte zu murmeln.

Immerhöher war ein ziemliches Stück weiter geschritten, da vernahm er ein Rollen wie von fernem Donner und blickte auf, aber er konnte nichts sehen; um ihn herum lag es wie ein dicker Nebel. Er mußte stehen bleiben, denn nicht einmal ein Weg war zu erkennen. Der Nebel roch brandig, daß ihm das Atmen schwer ward. Endlich begann es um ihn zu wallen und

lichter zu werden, er sah Himmelblau und Baumgrün, und der Nebel zerfloß in nichts.

Immerhöher stand vor einem ärmlichen Dorfe, auf einem Wiesenwege.

Ueber ihm ragten dieselben Gebirgswände, wie über seiner Vaterstadt, aber von dieser war keine Spur zu sehen. Er hätte mit den Fingern hinzeigen können, wo dies und das Haus gestanden; die Anhöhen, selbst der gischende, strudelnde Bach war der nämliche. Aber an Stelle der Stadt stand das Dörfchen mit Wiesen und Weiden.

Wo die Stadt hingekommen war, da waren auch die Millionen des Herrn Immerhöher geblieben. Er besaß nichts, als was er bei sich hatte.

Seine Gedanken verwirrten sich. Er ging in das Dorf und fragte voll inneren Grosses den ersten besten Bauer nach der Stadt. Es klang so hochmütig, wie er sprach!

„He,“ sagte der, „schnauzt mich nicht so an, wenn Ihr was wissen wollt, und fuchtelst mir nicht mit Eurer Peitsche um die Nase! Von der Stadt aber, die Ihr da nennt, weiß ich nichts.“

Immerhöher wandte sich um und ballte die Faust. Hier mußte sich sein Stolz nicht zu helfen. Worauf war er überhaupt noch stolz? Und doch bäumte sich das Herz in seiner Brust auf, daß der Bauer ihm so zu begegnen wagte.

„Nieher gar keine Menschen, als die sich nicht beugen,“ knirschte er. „Wer mich verhext hat, der soll nur nicht glauben, daß ich mich ändere.“ Und sein Auge schweifte zu der Gebirgswand hinüber und verfolgte die Wege, die droben von Alm zu Alm führten. „Ueber alle Menschen; ich werde auf das Gebirge steigen, dort mag ich Hungers sterben.“

Er ging wieder den Wiesenweg hin, auf dem er gekommen war, voll zorniger Empfindungen. Kinderstimmen weckten ihn aus seinem Brüten: ein halb Duzend Kinder spielten an einer kleinen Wasserader, und eines der Mädchen stand mit den nackten Füßchen im Wasser und pflückte Vergißmeinnicht. Sie sahen neugierig auf den fremden finsternen Mann. „Er ist gewiß traurig,“ flüsterte das eine den anderen zu, und das kleine Ding mit den nackten Füßchen stieg aus dem Wasser und sah ihn mitleidig an, als er vorüber kam.

„Da, Mann!“ sagte es und reichte ihm die Hand voll Vergißmeinnicht hin. Es machte eine schelmische Miene, und die anderen licherten.



„Fort, kleine Brut,“ murmelte Immerhöher und schwippte mit der Reitpeitsche nach den Blumen. Auf der Hand des Kindes brannte ein roter Striemen, die Blumen fielen in das Gras. Der stolze Immerhöher hörte ein leises Schluchzen, so herzbrechend wie bloß Kinder schluchzen können, und wandte einen Augenblick den Kopf; da sah er das schmerzliche, hübsche Gesichtchen mit dem Flachshaar drüber und die großen, blauen, schwimmenden Augen, und er sah auch die Vergißmeinnicht im Grase.



Er ging weiter und stieg wohl eine Stunde bergauf, aber noch immer klang ihm das Schluchzen des Kindes in den Ohren, und vor seinen Augen schwebten diejenigen des armen kleinen Geschöpfes, die so blau waren und so unschuldig, wie die Vergißmeinnichtblüten, die er verschmäht. Er ärgerte sich darüber, warf die Reitpeitsche fort und zwang sich, den Zwischenfall zu vergessen.

Im Bergwalde stieß er auf Holzfäller und ein paar Jägerburschen; es kam ihm vor, als machten sie spöttische Gesichter; und als er vorüber war,

lachten sie. Das Blut stieg ihm ins Gesicht; er biß die Zähne zusammen und sagte: „Immerhöher!“ Der Wald endigte in wilden Schluchten; Abgründe gähnten, und brausende Wasserstürze fuhren in die Tiefe. Dann kamen die Almen mit Sennhütten, mit Kuh- und Ziegenherden. Das Gras stand voll duftender Bergblumen, und das Vieh klingelte mit den Glöckchen. Als er durch den letzten hölzernen Fenzaun getreten war, schöpfte er Atem und sah sich um. Tief senkte sich die Berglehne hinab; am Fuße, winzig wie Spielzeug, lagen die Menschenwohnungen. Ein kühler Wind wehte um ihn, und er empfand die majestätische Leere der Einsamkeit wie etwas lange Ersehntes.

Da pfiß es über ihm, und als er den Blick hob, sah er droben die winzige Gestalt eines Geißbuben, der seine Herde hütete. „Immer höher,“ sagte es in seiner Brust; „über alle Menschen hinaus hoch!“

Die Füße waren ihm müde von dem ungewohnten Steigen, aber er hatte eher keine Ruhe, als bis er den Geißbuben unter sich sah; und da überkam es ihn auf einmal, als müsse er noch höher steigen, so hoch, wie nur menschenmöglich.

Er ruhte sich etwas aus, dann kletterte er weiter, eine Stunde nach der andern. Der Boden war modrig und naß, mehr als einmal stolperte er über Steine, in Vertiefungen, oder über blühendes Alpenrosenkraut. Einmal stieß er auf eine rieselnde Wasserader, und als er sie verfolgte, sah er ein leuchtend weißes Schneebett, das wollte er noch erreichen.

Schon eine Weile vorher hörten die Blumen und Gräser ganz auf, und als er am Ziel war, gab es nichts als nacktes Gestein, das Schneebett, aus dem die Wasserrinne abfloß, und den Abendhimmel.

Jetzt war er doch gewiß höher als alles Leben! Seine ganze Zuversicht kehrte wieder. Er kreuzte die Arme über die Brust und sah sich um: nichts was sich regte. Weiß und glatt zog sich der Schnee hin, kein Fuß, keine Vogelkralle hatte ihn berührt, so weit sein Auge reichte. Kein Laut vernehmbar, als das Summen des Blutes in seinen Ohren. Nur so kalt war es, so grimmig kalt!

Sein Denken war so schwerfällig, und sein Herz schien auch stillstehen zu wollen. Es wollte ihn bedünken, daß er gar keine Gedanken und gar kein Herz mehr brauche. „Hier oben gibt's nichts als sterben,“ nickte er für sich. „Ueber allem Leben ist nur der Tod.“ Aber ihn schauderte heimlich dabei. Fast wäre es ihm lieb gewesen, wenn ein Schrei oder Beitschentknall



die Luft durchblitz hätte, oder wenn er sich über jemand recht hätte ärgern können.

Er schritt noch ein Stück vorwärts, bis zu der Stelle, wo die stille Wasserrinne unter dem Schnee hervorkam. Da bückte er sich plötzlich jäh hernieder. In dem Schneewasser wuchs ein wenig Grün und an dem Grün blühten sogar Blümchen.

Es waren Vergißmeinnicht, wie sie der Wanderer auf dem Gebirge auch im ewigen Schnee trifft.

„Vergißmeinnicht,“ sagte Immerhöher und setzte sich auf den Boden. „Vergißmeinnicht.“

Seine Stimme zitterte, als er das sagte, und seine Hand streichelte leise, ganz leise über die Blumen. Seine Augen wurden feucht und plötzlich stahlen sich ein paar Thränen heraus und fielen in das kalte Schneewasser. Er neigte sich immer tiefer zu den zarten blauen Blüten, und da waren es nicht mehr Blüten, sondern liebe, traurige, blaue Kinderaugen, die groß offen standen und zu ihm aufsahen. „Ich kenne sie,“ nickte der arme Immerhöher, „ich kenne sie genau, sie, und den roten Striemen über der kleinen Kinderhand, und die Blumen, die im Grase lagen. Alles habe ich vergessen, aber das nicht.“ Es war ihm als höre er ein Kind schluchzen, bitterlich und herzerschneidend. „Dicht vor dem Tode kommt die Reue.“

Da deckte er die Hände über die Augen, warf sich auf den Boden und rührte sich nicht.

Als er sich erhob, starrte er völlig geblendet um sich und ihm ward wirr im Kopfe. Eben noch hatte er mit wachen Sinnen hoch droben gelegen, in der Eismüste des Gebirges, bei der Wasserrinne mit den Vergißmeinnicht; jetzt stand er im grünen Walde, durch den die Sonne schien, und die Steinbank dort dünkte ihm die nämliche, auf welcher der Alte gefessen, dem er den Hut aus der Hand geschlagen.

Er hatte sogar die weggeworfene Reitpeitsche wieder in der Hand!

Ein Grauen vor dem Wunder überkam ihn. Er faßte zuerst die Reitpeitsche mit beiden Händen, zerbrach sie über dem Knie und warf die Stücke ins Gebüsch. Dann schritt er mit Herzpochen vorwärts, und er brauchte nicht weit zu gehen, so lag wirklich sein Garten und sein Schloß vor ihm. Es war nichts verloren, und er konnte gut machen!

Er fühlte einen wahren Heißhunger nach Menschen, aber es war keiner zu sehen. Endlich fand er hinter Rhododendronbüschen zwei Frauen, die im

Rasen jäteten; und dabei saß ein Kind, ein kleines blondes Ding, mit wilden Blumen im Schoße. Es blickte bekümmert nach der Mutter, als er es aufnahm und im Arm hielt.

„Soll ich dir eine Puppe kaufen?“

„Ja,“ sagte es auf einmal zutraulich. „Warum weinst du denn?“

Zimmerhöher drückte es an sich. „Du sollst glücklich werden,“ murmelte er, „du und viele andere außer dir, aber der arme Zimmerhöher am meisten.“



## Allerseelen-Nacht.



**I**m Kalender stehen zwei Tage nebeneinander, die heißen Allerheiligen und Allerseelen; die Nacht zwischen beiden ist die Allerseelen-Nacht. An den beiden Tagen feiert man in vielen Gegenden den Toten ein Fest, und in der Nacht gerade ist das Fest am schönsten: man bekränzt nämlich am Tage Allerheiligen die Gräber, schmückt sie wohl auch mit Bändern und Blumenstöcken; in der Allerseelen-Nacht aber brennen auf den Gräbern Lichter zwischen den Blumen, Lichter von jeder Art, offen und in Glashüllen, so daß die geliebten Menschen unter der Erde die prächtigste Illumination über sich haben. Und bei den Gräbern knien die dunklen Gestalten derer, welche die Toten drunten geliebt haben, und neigen das Haupt, weinen oder beten; manche thun beides, und die Toten, denen das geschieht, sind am glücklichsten, die Leute aber, die es thun, am unglücklichsten.

Es gibt dunkle Gräber, die niemand bekränzt, niemand besucht und auf die niemand ein Licht stellt. Sie sehen so traurig aus, daß man weinen könnte, wenn man sie ansieht: fast wie Kinder, die Weihnachten nichts geschenkt bekommen haben. Die Toten in diesen Gräbern hat niemand mehr lieb, der am Leben ist.

Die meisten solchen Toten sind nicht weiter traurig darüber, denn sie wüßten wirklich nicht, wer sie von den Lebendigen besuchen sollte. Sie liegen



schon viele Jahre unter dem Rasen, und von denen, die über ihnen wandeln, hat sie kaum jemand gekannt. Ihre Gräber kann man in großer Zahl beisammen finden, weite dunkle Flächen bildend. Aber es gibt auch einzelne dunkle, vergessene Gräber mitten zwischen blumengeschmückten und lichtbeglänzten; und die darin ruhen, haben sich auf Kränze und Lichter gefreut, und nun haben sie doch keine bekommen.

Ich sehe solch ein Grab.

Es ruht ein Kind darin, denn es ist ein kleines Grab; und das Kind ist noch nicht lange eingesenkt worden, denn die Erde ist frisch, und die ersten Kränze liegen noch darauf.

Die Lämpchen auf den Nachbargräbern brennen schon düster, weil es spät in der Nacht ist. Endlich segt ein Windstoß über sie hin und löscht sie ganz aus. Der Kirchhof ist fast menschenleer, nur hie und da sitzt noch eine dunkle Gestalt bei einem Hügel. Und welch ein Menschenstrom hat zuvor in den Gängen gewogt!

Plötzlich bewegt es sich auf dem vergessenen Kindergrabe: das ist das Kind, das herausgestiegen ist. Sein weißes Kleidchen schimmert leise in der Finsternis der Herbstnacht.

„Nun habe ich gewartet und gewartet, und meine Mutter ist doch nicht gekommen,“ sagt das Kind für sich. „Neben mir hatten sie alle Blumen und Lichter, bloß ich nicht.“

Und es tastet mit den Händchen auf dem kahlen Grabe herum und raschelt in den alten welken Kränzen.

Dann steht es ein Weilchen und seufzt.

„Ich werde selber danach gehen müssen. Meine Mutter wird gewiß krank sein, oder sie ist mir böse. Ich möchte doch so gern Blumen und Lichter haben.“

Das vergessene Kind trippelt mit den weißen Atlaschuhen den Kirchhofsweg hin; es hat die Augen geschlossen, aber es sieht alles, die Kirchhofsthür, die Straße mit den Häusern, und endlich das große, schöne Haus mit der Auffahrt und dem Säulendach darüber. Langsam geht das große Portal auf, als das Kind auf die Schwelle tritt.

Das große Haus hat viele Fenster, und alle sind sie dunkel bis auf zwei. In dem hellen Zimmer, zu dem die zwei Fenster gehören, sitzt eine schöne Frau auf rotsamtem Divan und träumt mit glänzenden Augen vor sich hin, während das Kammermädchen die Bettvorhänge zurückschlägt und die weißen Kissen richtet.

Welch ein reizendes Wesen ist diese Frau! Niemand könnte ihr ansehen, daß ihr Mann tot ist und ihr Kind auch. Wie Spinnweben fließt es um ihre Gestalt, unter der Spinnweben schimmert grüne Seide. Ueberall Rosenknospen: als Garnierung am Ueberwurf, als Strauß auf der Brust, als Kranz in dem dicken, blauschwarzen, aufgesteckten Haar. Und rosig und knospenhaft ist die Trägerin selber. Wie Tau blühen die kostbaren Steine, die sie trägt.

Sie ist keine Fee, daß sie so schön gepuzt ist. Sie ist nur auf einem Balle gewesen.

Sie ist müde und träumt. Sie träumt von Ballmusik und flammenden Kronleuchtern, und von dem stolzesten und schönsten Herrn, der mit ihr getanzt hat und der ihr gesagt hat, daß sie die Ballkönigin sei. Und wenn sie daran denkt, flammen die Spiegelbilder der Armleuchter noch einmal so hell in ihren Augen.

Es gibt Leute in der Stadt, die getanzt haben, während auf dem Friedhofe die Lichter der Allerseelen-Nacht brannten! Sie meinten, die Toten wären tot, und man hätte gar nicht nötig, sich mehr um sie zu kümmern; und die schöne, rosenknospenbesäete Frau war auch der Meinung. Was hätte sie davon gehabt, wenn sie im schwarzen Kleide draußen gewesen wäre in der fröstelnden Herbstnacht? Jetzt ist sie Ballkönigin gewesen; das ist ganz etwas anderes.

Sie steht auf und nimmt einen Armleuchter; damit geht sie zu dem großen Wandspiegel. Sie kann selbst nicht satt werden, sich zu sehen, so schön ist sie. Kein Gedanke an ihr Kind!

Sie legt endlich den Kranz aus dem Haar und den Strauß von der Brust, sie streift den lustigen Ueberwurf mit den Knospen ab; und dann ist das Mädchen mit dem Bette fertig und hilft ihr, bis sie zwischen den Kissen liegt. Sie ist sehr müde, aber sie will doch noch etwas träumen, und die Jose muß den einen Armleuchter brennen lassen und auf das Marmortischchen neben dem Bette stellen, ehe sie aus der Stube geht.

Und die schöne Frau träumt wieder von Ballmusik und lustigem Schweben unter der Glanzflut der Kronleuchter hin, bis es ihr vor den Augen dämmert.

Da schauert sie zusammen, denn es ist ihr, als ginge die Thür auf und sie sähe ihr Kind eintreten, das sie hat begraben müssen, ihr holdes Mädchen, das sie einst so stolz gemacht hat, weil es die Bewunderung aller Welt war.



Sie kann sich nicht rühren, sie vermag die Augenlider nicht zu heben, aber sie kann zwischen den Wimpern hindurchblinzeln. Und da steht es wie zaghaft, und sucht sie mit den geschlossenen Augen.

Es tritt endlich bis an ihr Bette. „Mama,“ sagt es, „du bist wohl darum böse auf mich, weil ich gestorben bin?“

Wie das süß klingt von dem feinen Mündchen, das so blaß und so wehmütig geschürzt ist!

„Ich kann ja nichts dafür, meine liebe Mama! Es war so dunkel auf meinem Grabe, deshalb dachte ich, du wärest krank oder böse; nichts ist darauf als die alten Kränze, und die sind schon ganz verwelt.“

Die schöne Frau in den weißen Rissen liegt still und sagt nichts, sie atmet bloß schwer. Da wendet das Kind sich um und sieht den Kranz und den Strauß aus Rosenknospen liegen.

„Ach das sind gewiß die Blumen, die ich bekommen sollte,“ spricht es für sich, „die Mama schläft, da will ich sie nur gleich mitnehmen. Und das Licht auch. Wie hübsch wird mein Grab aussehen, wenn ich drei Lichter auf einmal brennen habe.“

Und es zuckt ein wenig mit den Wimpern, dicht vor den flackernden Flammen, und lächelt, recht wie ein glückliches Kind. Dann streichelt es leise mit den kalten, schmalen Händchen die Wangen der Mutter.

„Meine liebe Mutter,“ sagt es kosend.

Es geht danach zu den Ballblumen, und da erblickt es den Tüllüberwurf mit den Rosenknospen.

„Gi,“ flüstert es überrascht, „da ist etwas zum Streuen. Das ganze Grab bestreue ich damit.“ Und nun beginnt es Knospe nach Knospe zu pflücken und in das aufgehaltene Kleidchen zu sammeln; es kniet dazu nieder, um das bequemer zu haben. Endlich nimmt es Strauß und Kranz dazu, ergreift den Armleuchter, nickt zum Bett hinüber und geht hinaus.

Es ist finster in der Stube; und in der finsternen Stube liegt die schöne, starre Frau hinter den seidenen Bettgardinen und fühlt, wie ein Feuerstrom durch sie fließt, immer auf und ab, von der Zehe bis zum Scheitel. Wenn er in das Herz kommt, möchte sie aufschreien, so schmerzhaft zuckt es. Sie vermag das nicht. Sie hört Weinen und Schluchzen wie in der Ferne und merkt nicht einmal, daß es von ihr selber kommt — —

Das vergessene Kind wandelt durch die Nacht; kein Wind löscht die Lichter, niemand begegnet ihm. Draußen stellt es den Armleuchter zu Füßen





des Grabes, streut die angewelkten Ballröschen über die alten verdorrten Kränze und legt Strauß und Kranz zu Häupten.

Nun wird es ein Nebelbild, das die Erde trinkt.

\* \* \*

Die drei Lichter brennen allmählich herunter. Die Ballblumen besprengt der Nachttau mit feinen Perlen und badet sie wieder frisch.

In den dürrn Blättern und Blumen unter ihnen raschelt zuweilen der Wind, und seitwärts stehen zwei junge Cypressen, die seufzen die ganze Nacht.

Allerseelen-Nacht!



## Der Tautropfen.



**E**s war ein kleines trautes Fenster, das stand offen. Nelken blühten in Töpfen auf dem Fensterbrett, dazu rotes Geranium und süßduftender Goldlack; im Garten unten aber streckte ein Rosenstrauch seine Zweige bis an das Fenster, und die schönsten Centifolien saßen darauf, die ein Maler nur malen kann.

Eines Morgens lag auf einem grünen Blatte des Rosenstrauches ein Tautropfen.

Wo war er hergekommen? Er wußte nichts davon und fragte nichts danach.

Im Westen sanken die Sterne und blinzelten wie müde Augen. Im Osten fing es an licht zu werden, und ein kühles Morgenlüftchen flog durch den Garten und weckte die würdigen alten Bäume, indem es sie am Blatt haar zupfte, wie ein mutwilliges Kind. Es küßte die schlafenden Centifolien auf den halbgeöffneten Mund und streifte mit der Hand über die Blumen am Fenster. Es sah auch den Tautropfen liegen.

„Guten Morgen, Kleiner,“ sagte es; „soll ich dir einen Puff geben?“

Und damit wippte es ein wenig an dem Blatte, worauf der Tropfen lag, daß dieser heftig zitterte.

„Ich könnte wohl — aber es gäbe doch keinen ordentlichen Klatsch, wenn du auf die Erde sielefst, und ich darf der Muhme Sonne ihren Morgen-  
trank nicht verderben.“ Der Schall lachte, ließ das Blatt los und flog  
weiter.

Zwei Rotschwänzchen erschienen droben auf dem Dachfirst. „Ritz Blitz!  
Lüpfst mir die Schlafmütz!“ riefen sie; „Ritz Blitz! Lüpfst mir die Schlaf-  
mütz!“ Und dazwischen machten sie ihren Morgenspaziergang auf dem Dache.



Es war ihre Gewohnheit, über die anderen Vögel zu spotten, die noch schliefen;  
denn sie waren immer die ersten.

Der helle Streifen im Osten wurde breiter. Blasse Lichter schwirrten wie  
Pfeile durch die dämmernde Frühe, und ein Teil davon machte bei dem  
Rosenstrauch Halt. Sie schlangen sich um die Centifolien und um die Strauch-  
blätter und spannen sie in ein Netz, zarter und glänzender als das feinste  
Spinnengewebe. Ein Trupp ersah sich den Tautropfen zum Baden: sie



tauchten hinein und heraus und wirbelten darin durcheinander, daß es hell aufblitzte. Und der Tautropfen zitterte nicht einmal, so leicht waren sie.

Aus einer großen Rose in der Nähe krochen zwei Rosenkäfer, die darin geschlafen hatten. Sie hoben die Flügeldecken auf, streckten die Flügel und putzten die Beinchen, und als sie damit fertig waren, krochen sie den Rosenstiel hernieder.

„Sollte man's glauben!“ rief der eine. „Wenn ich nicht sehr irre, so hat dieses Blatt über Nacht ein Auge bekommen. Wahrhaftig, es muß ein Auge sein, denn in ihm kann man die Bäume, das Haus, die Rosen und alles sehen. Wenn ich genau hinsehe, erblicke ich mich selber.“

Der Garten spiegelte sich in dem Tautropfen, und darum hielt ihn der Rosenkäfer für ein Auge.

„Ich habe dergleichen noch nicht erlebt, aber das will nichts sagen, denn wir sind beide noch jung,“ sagte der andere Rosenkäfer; „wenn wir nur jemand hier hätten, den wir fragen könnten.“ Und sie krochen beide ganz nahe zu dem Tautropfen heran und betrachteten ihr Bildnis in ihm.

„Ich bin gewiß ein Auge!“ dachte der Tropfen. „Was für ein merkwürdiges Ding muß ich dann sein!“ Denn er wußte nicht, was ein Auge war.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick herüberkommen, Fräulein?“ rief der erste Rosenkäfer einer vorüberfliegenden Kleidermotte zu. „Wir möchten nur wissen, ob dies Geschöpf hier ein Auge ist; denn der Rosenstrauch gehört uns, und man muß in seinem Hause Bescheid wissen.“

Die Motte besah den Tautropfen. „Einmal habe ich so etwas gesehen. Ich bewohnte damals eine rotwollene Gardine in einem prachtvollen Palast, den die Menschen ein Theater heißen. Abends kommen sie zu Hunderten, zünden so viele Lichter an, daß es unvernünftig ist, ziehen eine bunte Gardine hoch, die aus Leinwand besteht und ganz ungenießbar ist, und Leute, die dahinter gestanden, erheben einen Gesang und laufen dazu herum, wogegen andere davor auf allerlei Holz- und Blechgerät einen Spektakel vollführen. Nun, jeder hat sein eigenes Vergnügen. Ich meinerseits kann das viele Licht nicht vertragen und bin deshalb sehr bald ausgezogen, so ungern ich auch die Wohnung wechselte. Kurz und gut: eines Abends saßen zwei Menschenfrauen neben mir; sie gefielen mir nicht, denn sie hatten seidene Kleider an, und ich ziehe Wolle vor. Die eine hatte eine Rose auf dem Kopfe, und an der Rose besaß sich ein grünes Blatt, worauf ein ganz

ähnliches Ding lag, wie das hier. Einmal zeigte die andere darauf und sprach: Gesteh mir, Arabella, ist der Diamant echt? — Ganz echt, sagte die andere, er kostet ein halbes Vermögen. Das ist das einzige, was ich weiß.“

Und die Motte flog davon.

„Also kein Auge, sondern ein Diamant. Was ist ein Diamant? Gewiß etwas sehr Köstliches,“ sagte der zweite Rosenkäfer. „Wir können uns freuen, daß wir ihn in unserem Hause haben.“

„So viel ist sicher, ich bin etwas Köstliches,“ dachte der Tautropfen, und er zitterte ein wenig vor Freude und Stolz.

Da knackte etwas, und plötzlich kam ein Schnelkäfer von einem anderen Blatte heraufgesprungen. Er sah grau aus, war aber sehr lustig, und wenn er jemand zu lachen machen wollte, brauchte er sich nur auf den Rücken zu legen und mit dem Kopfe zu nicken, dann schnellte er auf, schoß in der Luft einen Purzelbaum und stand wieder auf den Beinen.

„Wünsche wohl geruht zu haben, Kinder. Was habt ihr denn da?“

„Ja, wenn wir das wüßten! Die Kleidermotte sagt, es wäre ein Diamant.“

„Unsinn,“ sagte der Schnelkäfer. „Ich behaupte, es ist eine Thräne. Ich habe gestern eine ganze Menge davon gesehen. Ein kleiner Mensch ritt auf einem Steckenpferd aus Holz in dem Garten umher und fiel in den Sand. Ich gönnte ihm das eigentlich, denn er hat mich neulich zwischen die Finger genommen und beinahe umgebracht, ehe ich davonschnellen konnte. Er stand auf, nahm das Pferd und schlug es gegen einen Baum, daß es zerbrach. Da kam eine Menschenfrau auf ihn zu. Mama, schrie er, und dabei fielen Finger wie das da aus seinen Augen, Mama, der böse Baum hat mein Pferd entzwei geschlagen; aber ich will es gewiß niemals wieder thun. — Wische die Thränen ab, sagte die Frau, und halte dein Versprechen. — Ich habe nachher solch eine Thräne auf einem Buchsbaumblatt gefunden.“

„Sind Thränen etwas Schönes?“ fragte der erste Rosenkäfer.

„Wenn ihr schon Wasser gesehen hättet, wollte ich sagen, sie sind eine Art Wasser. Ich meinstetils halte nicht viel davon. Adieu, Kinder, ich muß mir Bewegung machen“ — und damit sprang der Schnelkäfer auf einen anderen Zweig.

„Es wäre schade, wenn es bloß eine Thräne wäre,“ sagte der Rosenkäfer nachdenklich. „Vielleicht hat der Schnelkäfer doch unrecht.“

Eine Stubenfliege kam summend durch das Fenster herabgeflogen.



„Eine Morgenvisite,“ sagte sie. „Nur einen Augenblick, Kinder. Eben steht meine 'angebetete Herrin auf. Ich will auf dem Rücken schnurren, wenn sie nicht das schönste Mädchen unter der Sonne ist; jeden Morgen bringt sie etwas Zucker vom Frühstück und legt ihn für uns auf das Fenster.“

„Was ist das?“ fragten die beiden Käfer und zeigten auf den Tautropfen.

„Um! darf man kosten?“

„Bei Leibe nicht! Es könnte dadurch beschädigt werden!“

„Um! Es erinnert an ein Kügelchen, das meine Gebieterin, auf einer goldenen Unterlage befestigt, an der Brust zu tragen pflegt. Sie nennt es eine Perle. Aber dies Ding hier scheint mir durchsichtiger zu sein. Der Tausend! sollte es ein Spiegel sein? Kann man sich darin sehen?“

„Freilich, ganz herrlich!“

„Ach, ein Spiegel! Wer doch ein Spiegel wäre!“ seufzte die Fliege und verdrehte den Kopf. „Jeden Morgen steht meine Gebieterin davor und der Spiegel malt sie ab. Sie hat dann ihr Haar aufgelöst und ein weißes Kleidchen an, und ihre Augen schimmern wie Weilschen. Ueber ihren Zucker freilich geht nichts, daß muß ich hinzusetzen. — Aber das Ding riecht wie Wasser,“ fuhr sie fort; „ich will doch etwas näher gehen.“ Sie steckte den Rüssel hinein und kostete. Der Tautropfen aber schauderte; sie war so häßlich!

„Wasser ist es,“ sagte sie verächtlich. „Ganz gewöhnliches Wasser. Wenn es erst wärmer wird, dann könnt ihr es sterben sehen; es dauert ein Weilschen, bis es tot ist, aber in zwei Stunden ist nichts mehr davon zu sehen.“ Und sie flog wieder zwischen die Nellen.

„Also doch!“ sprach der eine Rosenkäfer. „Es sieht so schön aus; wie schade, daß es sterben muß! Wir wollen dabei sitzen und zusehen.“

„Ich will nicht sterben!“ dachte der Tautropfen. „Ich bin ein Spiegel, nichts anderes. Und das schöne Mädchen mit dem aufgelösten Haar und dem weißen Kleidchen muß kommen und mich anblicken, damit ich sie male. Wie mag sie nur aussehen? Aber kommen wird sie, das glaube ich sicher.“

Die Vögel jubilierten und schwangen sich durch die duftige blaue Morgenluft und die alten Bäume; die Blätter schüttelten sich, ganze Ströme Lichts fluteten über den Garten. Von den Sternen war nichts mehr zu

sehen; aber im Osten lagen rosige Wolken, und hinter ihnen blitzte und glühte es.

„Die Sonne steht auf,“ sprachen die Rosenkäfer.

„Das ist sie, das ist sie!“ dachte der Tautropfen und zitterte so heftig vor Freude, daß er fast hinuntergefallen wäre. „Das ist das schöne Mädchen. Ach, wie reizend sie ist! Und die glänzenden Fäden um sie herum, das ist gewiß das aufgelöste Haar. Wenn sie sich nur in mir spiegeln wollte!“

Aber es war nicht das schöne Mädchen, was er sah, sondern die Sonne. Und die große, stolze Sonne blickte wirklich den armen kleinen Tropfen an und spiegelte sich, daß er wie ein glühender Funke erschien. Sie sah fast noch schöner aus in dem Tautropfen, als in Wirklichkeit, denn alle Regenbogenfarben flossen um ihr Bild. Dem Tropfen aber ward so sehnüchtig zu Mute und so traumhaft leicht, als müsse er Flügel bekommen gleich der Kleidermotte und der Stubensfliege. „Ich möchte zu ihr fliegen,“ dachte er; „ich glaube, ich kann es wirklich.“

„Siehst du,“ rief der eine Rosenkäfer, „es stirbt! Es wird immer kleiner! Aber es ist einzig schön, fast wie eine kleine Sonne.“

Die Stubensfliege kam wieder aus dem Fenster hernieder und besah aufmerksam den Tautropfen.

„Ich habe doch recht gehabt. Wasser ist es, und jetzt geht es schon zu Ende mit ihm. Es kann keine Sonne vertragen.“

„Sterben wir auch so?“ fragte der zweite Käfer.

„Nein, Herzchen, ganz anders. Von uns bleibt immer etwas übrig; wir sind ganz anders und solider gebaut. Ihr werdet sehen, daß an diesem Geschöpfe gar nichts dauerhaft ist. Es verduftet, sozusagen. Aber ich muß wieder fort; ich wollte nur sehen, ob ich mich geirrt hatte. Auf Wiedersehen!“

„Ich sterbe nicht!“ dachte der Tautropfen. „Sie hat doch unrecht. Ich fliege zu dem schönen Mädchen mit dem langen Goldhaar.“

Und er war sehr glücklich. — —

Eine Stunde später krochen die Rosenkäfer über die Stelle, wo er gelegen. Sie war leer und trocken.





## Die Kunstpuppe.



**E**s war einmal ein weiser Mann, der die Thorheiten der Menschen kannte und gern seinen Scherz mit ihnen trieb. Er war zugleich ein äußerst kunstfertiger Mann; manche behaupteten sogar, er verstehe sich auf Zauberei, solche Kunstwerke und Kunststücke gelangen ihm.

Eines Tages hatte er eine wunderbare Puppe gefertigt. Sie war aus lauter Stücken zusammengesetzt und hatte in ihrem Inneren eine Menge Räder; äußerlich glich sie in allem einer feinen jungen Dame. Wenn er an einen Knopf drückte, so machte sie wohl eine Stunde lang allerlei Bewegungen, wie sie die Leute machen, welche sitzen: mit Oberkörper, Hals, Kopf und Armen. Drückte er an einen zweiten Knopf, so konnte sie auch herumgehen, und wenn er endlich an einen dritten drückte, so nickte und schüttelte sie immerfort abwechselnd mit ihrem Lockenköpfchen und sagte dazu ganz vernehmlich nein oder ja.

Das war gewiß ein seltenes Kunstwerk, und der Meister hatte seine rechte Freude daran, wie sie so hübsch weiß und rot geschminkt darsaß. Und so wunderbar hatte er sie aufgebaut, daß sie in alle ihre Stücke auseinanderfallen mußte, wenn er einen Nagel herauszog; das war rasch gethan, man brauchte nur den goldenen Kamm herauszunehmen, der hinten am Kopfe aus ihrem schwarzen Haar hervorragte, in dem saß der Nagel.

Der Meister wußte auch schon, welch ein Vergnügen er sich mit der Puppe machen wollte.

Er bewohnte einsam ein Haus in Salenburg, draußen vor dem einen Stadtthor; dies Haus war von einem hübschen Garten umgeben. Eines Morgens lud er seine Kunstpuppe in einen geschlossenen Wagen und befahl dem Kutscher, mit dem Wagen auf das Land zu fahren und abends vor Einbruch der Dämmerung wieder zurück zu sein. Beileibe aber solle er sich um die Puppe im Wagen nicht kümmern, und wenn ihn jemand fragen würde, wen er fahre, so solle er nur sagen: eine fremde Dame, die zum Meister auf Besuch käme.

Der Kutscher nickte, hieb auf die Pferde ein und fuhr durch den Garten davon.

Während des Nachmittags schritt der Meister eilig durch die Straßen der Stadt, wo er erwarten durfte, den vornehmsten jungen Männern zu begegnen. Er wußte, daß sie ihn ansprechen würden, denn er war hoch angesehen und man zeigte gern, das man mit ihm bekannt war. Es dauerte auch nicht lange, so hielten ihn ein paar fest.

„Ei, ei, Meister,“ schnarrte der eine; „gilt's eine Wette? So schnell habe ich Euch noch nicht laufen gesehen.“

„Ich erwarte Besuch — ganz besonderen Besuch,“ sprach der Meister, „und muß noch einiges einkaufen. Ich habe ihm meinen Wagen entgegen geschickt, der wird ihn gegen Abend bringen.“

„Erst sagt uns, wer es ist, vorher kommt Ihr nicht von der Stelle.“

„Eine Dame, eine schöne Dame,“ sprach der Meister und lächelte geheimnisvoll. „Aber ich habe keine Zeit mehr.“ Damit entschlüpfte er ihren Händen und war schon ein Stück weiter, ehe sie sich recht besinnen konnten.

„Das muß etwas ganz Besonderes sein,“ meinte ein zweiter. „Gegen Abend müssen wir doch einmal in der Nähe von seinem Garten versuchen, ob wir von dieser Schönheit etwas zu sehen bekommen.“

Noch ein paarmal wurde der Meister aufgehalten, und immer gab er die nämliche Auskunft. Ein paar Stunden nachher saß er in seinem Hause und rieb sich die Hände, in der ganzen Stadt aber wurde schon von der schönen Dame gesprochen, die heute abend bei ihm zum Besuch eintreffen würde.

Die Dämmerung war nahe, da konnte man die feinsten Modeherren aus der Stadt bei des Meisters Garten herumspazieren sehen.

„Es wird etwas Berühmtes sein,“ sprachen die einen, „eine Sängerin oder so etwas Aehnliches.“

„Nein,“ sagten andere, „es ist gewiß etwas Vornehmes, wahrscheinlich von hohem Adel oder gar eine Fürstin, die inkognito reist, sonst wäre er nicht gelaufen wie ein Barbier und hätte nicht so geheimnisvoll gethan.“

Da kam der Wagen gefahren, und alles schielte in die Fenster: aber — husch fuhr das Gefährt hin und in das offene Thor des Gartens, und endlich verschwand es hinter des Meisters Hause.

„Prächtig!“ sagten die jungen Modeherren; „eine wirkliche Schönheit!“

Sie hatten nämlich gar nichts gesehen, aber alle thaten so für den Fall, daß sie wirklich einer gesehen hätte, damit sich der nichts darauf einbilden könnte.



Manche zogen Ferngläser aus der Tasche und spähten hinter Bäumen nach den Fenstern des Meisters, ob sie etwa dort die schöne Frau zu Gesicht bekämen. Allein der Meister machte es ihnen bequemer. Nach einem Viertelstündchen öffnete sich die Thür, und er spazierte mit seinem Besuch in den Garten heraus; dort legte er mit einer zierlichen Verbeugung ihren Arm in den seinen und beide gingen in der Nähe des Hauses auf und nieder.

„Wundervoll!“ flüsterten die jungen Herren und brachten die Ferngläser gar nicht von den Augen. „Wie schlank und zierlich sie ist und was sie für eine vornehme Haltung hat! Man sieht gleich, daß sie nicht gewohnt ist sich zu bücken, und ihre Kleidung ist die feinste, ganz nach der Mode. Nur daß sie einen Schleier trägt, ist verdrießlich, aber wir haben ja ihr Gesicht schon in dem Wagen gesehen.“

Sie hielten aus, bis es dunkelte und der Meister mit seinem Besuche wieder in das Haus trat. Dann kehrten sie heim und schwuren, mit der schönen Fremden müßten sie näher bekannt werden.

Anderen Tages war die ganze Stadt voll von Gerede über sie. Die Damen rümpften die Nasen, daß sie gar keinen Vergleich mit ihr aushalten sollten, aber neugierig waren sie doch, und alles wartete, ob der Meister nicht mit ihr Besuche machen würde. Doch ein Tag nach dem anderen verging, der Meister und sein Besuch zeigten sich nur von weitem im Garten, und endlich wurden die jungen Herren ungeduldig. Als erst der eine von ihnen Mut gefaßt hatte und beim Meister vorgesprochen war, kamen allmählich auch die übrigen.

Er empfing alle sehr artig, aber von der Dame bekamen sie nichts zu sehen. Er schien sehr erfreut, als alle mit Begeisterung von ihrer hohen Schönheit und adeligen Haltung sprachen, und meinte: ihre Schönheit wäre das geringste an ihr; aber ihren Geist sollten sie erst einmal kennen lernen! „Beim ersten Zusammentreffen merkt man allerdings wenig davon,“ fügte er hinzu. „Sie ist dann steif, spricht wenig und beobachtet bloß.“

„Das ist eben das rechte,“ sagten die jungen Herren galant, „daran kann man die wahre Klugheit erkennen. Unsere Damen plaudern meist alles heraus, was ihnen einfällt.“

Und der Meister nickte ernsthaft dazu.

„Lieber Meister,“ wagte sich endlich einer hervor, „Ihr seid doch wirklich recht grausam, daß Ihr solch einen Paradiesvogel für Euch allein

behalten und nicht einmal sagt, wer sie eigentlich ist. Ueberall in der Stadt wartet man mit Begierde darauf, Euren Besuch kennen zu lernen."

"Ei," antwortete der Meister, "sie muß sich doch erst ein wenig erholen; denn sie hat eine sehr weite Reise gemacht bis zu mir! Eines Tages werde ich ihr zu Ehren eine große Gesellschaft geben und sie vorstellen."

Wenn solche junge Herren dann fortgegangen waren, tanzte der Meister wie ein Kranich vor Vergnügen in seiner Stube herum, und dann ging er wohl zu seiner Puppe, streichelte sie, nannte sie seine liebe Fürstin Paphniobulopotofolo (diesen närrischen Namen hatte er für sie ausgedacht) und wollte sich halbtot lachen. "Ich werde dich verloben, meine liebe Fürstin," sagte er einmal, "der größte Narr unter unseren feinen jungen Herren soll dein Bräutigam werden."

Eines Tages lief ein Diener des Meisters in großer Gala durch die Stadt und trug in die vornehmen Häuser Karten herum, auf denen eine Einladung zu einem Abendessen stand. Am dritten Tage abends sollte es stattfinden.

Da bekamen die Schneider und die Näherinnen Arbeit! Denn alle die vornehmen Damen wollten sich so prächtig als möglich herausputzen, damit die Fremde sie nicht überstrahlen sollte und die jungen Herren sähen, daß sie doch auch hübsch wären; und die jungen Herren wieder wollten einander den Rang ablaufen, weil jeder wünschte, die schöne fremde Frau möchte ein besonderes Auge auf ihn werfen und auf keinen anderen. Das gab ein Aussuchen, Nähen, Anprobieren! Wohl hundert oder mehr Menschen konnten die Nacht vorher kein Auge zuthun.

Der Meister hatte in seinem Hause einen großen Saal, in dem wurde das Abendessen hergerichtet. Kurz vor der bestimmten Zeit briet und brodelte es in seiner Küche, und der Saal mit den gedeckten Tafeln war von Kronleuchtern und Kerzen erhellt.

Nach einem Tafelende zu aber wurde es dunkler und dunkler; dort stand der prächtige Sessel, der für die Puppe bestimmt war. Ihr Platz war der einzige, auf dem kein Zettel lag, sonst befand sich auf jedem ein solcher mit dem Namen dessen, der den Platz einnehmen sollte.

Endlich kamen die Gäste, alle zu Wagen. Eine halbe Stunde lang rasselte es vor dem Hause, ehe alle ausgestiegen waren, und der Meister empfing jeden mit einem artigen Wort oder Scherz.

Von der Fremden war nichts zu sehen, auch dann nicht, als sie alle bei



Tische saßen. Nur ihren leeren Sessel erblickte man. Besonders die jungen Herren, die ihre Plätze neben dem Sessel hatten, konnten vor Ungeduld kaum einen Bissen essen. Der Meister selber saß am weitesten von dem Sessel, ganz am anderen Ende des Saales. Dort ließen ihn zwar seine Nachbarn erst einigen Verdruß merken, weil sie die Fremde, wenn sie noch käme, am schlechtesten sehen könnten: aber der Meister war so lustig und hatte so drollige Einfälle, daß sie immer lachen mußten und ihm nicht recht gram sein konnten.

„Dort steht ja ein leerer Sessel,“ fragte endlich einer, „der ist doch wohl für Euren Besuch bestimmt, Meister? Oder wird der gar nicht bei unserem Mahl erscheinen?“

„Mein Besuch hat sich etwas den Magen verdorben,“ antwortete der Meister, „ich soll ihn erst holen, wenn wir werden gegessen haben.“

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht um die Tafel, und nun war man zufrieden.

Als die Knackmandeln, Apfelsinen, Rosinen und Knallbonbons kamen, stand der Meister auf und ging durch den ganzen Saal und zur Thür hinaus.

„Jetzt kommt sie,“ sagte alles und wurde mäuschenstill. Und endlich ging die Thür auf, und der Meister führte die Fremde in den Saal.

„Das ist meine liebe Freundin, die Fürstin Helena Paphniobulo-Potokolo aus Griechenland,“ sagte er so laut, daß es durch den ganzen Saal schallte, und alles erhob sich, bis der Meister die Kunstpuppe zu ihrem Sessel geleitet hatte. Dort ließ sie sich nieder. Niemand sah es, wie er hinter ihrem Rücken an den Knöpfen hantierte.

Als man sich wieder gesetzt hatte, begann ein Spähen und Flüstern.

„Sie ist gar nicht so schön,“ sagte heimlich eine Dame zur nächsten, hinter dem Rücken eines Herrn herum. „Man sieht ja gleich, warum sie so weiß und rot ist: das ist alles bloß Schminke. Sie weiß wohl, warum sie sich so hat ins Dunkle setzen lassen. Und ich glaube nicht, daß ihr Kleid kostbarer ist als meines. Es ist mir unbegreiflich, was unsere Herren an ihr finden.“

„Wenn ich so hochmütig aussehen und gar nichts sagen wollte, dann könnte ich auch für eine Fürstin gelten,“ flüsterte eine andere, und die es hörten, nickten ihr zu und sagten „ich auch“, und dabei nahmen sie sich vor, nun auch gegen alle Herren hochmütig und stumm zu sein.

„Das ist gewiß,“ sprach eine dritte, „wenn sie nicht eine Fürstin aus Griechenland wäre, würden die Herren gar kein Aufhebens von ihr gemacht haben; denn sicher haben sie das längst gewußt, obschon sie es verschwiegen haben, um uns neugierig zu machen.“

„Was sie für einen lächerlichen Namen hat,“ meinte eine vierte. „Ich danke Gott, daß ich nicht Paphniobulo-Potokolo heiße. So etwas ist auch nur in Griechenland möglich.“

Sie sagten das alles so, daß die zwischen ihnen sitzenden Herren es hören konnten. Aber die achteten nicht im geringsten darauf oder machten höchstens ein spöttisches Gesicht dazu; denn sie waren von der schönen fremden Dame ganz eingenommen.

„Wie geschmackvoll sie sich angezogen hat,“ flüsterte der eine über den Tisch dem anderen zu; und dann nickte der und sagte: „Wundervoll, auf Ehre; und wie vornehm sie dasitz! Der sieht man auf hundert Schritt die Fürstin an. So etwas muß freilich angeboren sein, dahin bringen es unsere Damen beim besten Willen nicht.“

„Sie muß ungeheuer reich sein,“ flüsterte wieder einer, „seht nur, was für Steine in ihrem Schmuck blißen! Die müssen natürlich echt sein, denn eine Fürstin trägt nie unechte.“

„Ob sie wohl länger hier bleiben mag?“

„Ob sie verheiratet oder eine Witwe ist?“

„Woher mag sie der Meister nur kennen?“

„Sie spricht wirklich sehr wenig, aber wenn sie so den Kopf hierhin oder dahin neigt und manchmal nickt oder schüttelt, dann sieht das wunderbar grazios aus.“

So sprachen die Herren, und manche verwandten kein Auge von ihr.

In der Nachbarschaft des Meisters fragte man diesen allerlei wegen der fremden Fürstin, die er seine Freundin genannt hatte, aber er machte bloß bedeutsame Augen und legte den Finger auf den Mund. Man wäre gern vom Tisch aufgestanden und näher gegangen; aber man mußte doch zuerst die Fürstin aufstehen lassen.

Die Herren in der Nähe der Fürstin waren ordentlich blind von der Ehre, ganz nahe bei einer so merkwürdigen, majestätischen Person zu sitzen, die ein Gesicht, einen Hals und Arme so zart wie von Wachs besaß und so feurige schwarze Augen hatte, mit denen sie bald den einen, bald den anderen ansah. Zur Rechten von ihr saß ein „Herr von“, der kein Vermögen hatte,



zur Linken ein bloßer Herr, der aber viel Geld besaß. Aber rechte Narren waren sie alle beide. Die hielten nun immer Neben an sie, der eine über seine Vorfahren, der andere über seine Pferde, Hunde, Wagen, Häuser und Güter. Wenn einer fertig war, fing allemal der andere an.

Die Kunstpuppe that nichts, als daß sie bald einmal nickte und ja, bald einmal schüttelte und nein sagte. Wenn sie ja sagte, so dachte der, welcher gerade sprach: „Aha, sie versteht mich und die Sache gefällt ihr,“ und wieder wenn sie nein sagte: „Gewiß hat sie mich nicht recht verstanden, weil sie eine Griechin ist,“ oder er dachte: „Sie glaubt dir nicht, und du mußt: auf Ehre! oder dergleichen zur Bekräftigung hinzufügen.“

Manchmal traf es, daß sie gerade nein sprach, wenn einer ein wenig log, und dann verbesserte der sich rasch und dachte: „Der Tausend, was für eine kluge Frau das ist! gleich merkt sie es, wenn man flunkert.“

Endlich sah der Meister nach der Uhr, ging zu der Kunstpuppe, half ihr aufstehen, und weil jedermann auch aufstand und sich verbeugte, konnte man nicht einmal merken, daß sie selber gar keine Verbeugung machte.

Der Meister und seine Puppe schritten zur Thür hinaus.

Nun kam alles zu den beiden Nachbarn und wollte wissen, wie sie sich mit der Fürstin unterhalten hätten.

„Vortrefflich!“ sagte der reiche junge Herr, und die kleinen Augen über seinen dicken Backen glänzten dazu. „Die versteht es, zuzuhören!“ Und der dünne „Herr von“ strich sein kleines Schnurrbärtchen und meinte: „Hat mir sehr huldvoll zugehört, die gnädige Frau Fürstin; habe ganze Bücher gesprochen, auf Ehre.“

„Und der Verstand erst!“ rief der reiche Herr wieder. „Durch und durch sah sie einen mit ihren Augen, und wenn man's nicht ganz genau mit der Wahrheit nahm, gleich schüttelte sie den Kopf und sagte: nein. Aber so sanft, daß man sich gar nicht ärgerte.“

Eben kehrte der Meister zurück und konnte nicht genug des Lobes über seinen Besuch hören.

„Das trifft sich gut,“ sprach er endlich; „meine verehrte Freundin, die Frau Fürstin Baphniobulo-Potokolo, läßt der Gesellschaft versichern, daß sie sich recht wohl unter ihr gefühlt habe. Im Vertrauen sagte sie mir“ — raunte er der nächststehenden Dame zu, „daß sie die Damen auffällig hübsch, artig und sehr vorteilhaft gekleidet gefunden habe und“ — hier wandte er







sich zu dem nächststehenden Herrn herum, „von den Herren sagte sie: auf den ersten Blick hätte sie gesehen, daß sie sich in Gegenwart von lauter richtigen Kavalieren befände.“

Die Dame eilte fort und erzählte es Reihe herum allen Damen, und der Herr wieder allen Herren, was die Frau Fürstin Paphniobulo-Potokolo von ihnen gesagt. Alles war befriedigt und die Damen völlig mit ihr ausgehört. Zwei Herren indes nahmen den Meister beiseite und wollten wissen, ob die schöne Fremde über sie nicht etwas ganz Besonderes gesagt hätte: das waren ihre Nachbarn.

„Gewiß,“ antwortete der Schalk; „sie hätte, sprach sie, die angenehmsten Nachbarn von der Welt gehabt, und wenn sie die Wahl zwischen beiden hätte, wüßte sie wirklich kaum, welchen von beiden sie vorziehen sollte.“

„Sprecht, Meister,“ fragte der dicke Herr rasch, „ist sie verheiratet?“

„Gewesen,“ meinte der Meister und zwinkerte mit den Augen; „jetzt ist sie Witwe.“

„Ist sie reich?“ fiel der „Herr von“ ein und hielt den Meister beim Knopfloch fest.

„Eine Paphniobulo-Potokolo!“ rief der erstaunt. „Jedermann weiß doch, daß dies Geschlecht zu den reichsten in Griechenland zählt. Sonst könnte sie gewiß nicht zum Vergnügen hierher fahren und mir einen Besuch machen.“

Nun gingen die beiden den ganzen Abend tiefsinnig herum.

„Das wäre etwas für mich,“ dachte der eine. „Wenn ich eine Fürstin zur Frau bekommen könnte!“

„Das wäre eine Partie!“ dachte der „Herr von“, der kein Geld hatte. „Eine so feinsinnige Frau!“

Sie konnten nichts weiter denken den ganzen Abend als immer nur dies. Und als schon alles sich empfohlen hatte und fortgegangen war, da saßen sie beide noch einige Zeit beim Meister, und endlich fing der reiche junge Herr an.

„Es scheint, die Frau Fürstin will wieder heiraten,“ sagte er, „weil sie von der Wahl gesprochen hat.“

„Sehr möglich,“ war die Antwort.

„Im Vertrauen, Meister, es scheint, daß ich ihr gefallen habe. Wie wäre es, wenn Ihr ein gutes Wort für mich einlegtet?“

„Glaube wohl, daß Frau Fürstin, da sie Geld genug hat, einen von

„Abel vorzieht,“ sagte da rasch der „Herr von“. „Bin ganz entzückt von der gnädigen Frau Fürstin.“

„Ich werde mit ihr reden,“ sprach der Meister. „Das beste wäre, wir gingen gleich hinauf und fragten. Ich werde in ihr Zimmer treten und ihr könnt draußen stehen und horchen. Es ist merkwürdig, daß ihr zwei sie gleich so ungeheuer liebt.“

„Wirklich ungeheuer,“ versicherte der „Herr von“.

„Allerdings ungeheuer!“ beteuerte der reiche junge Herr. „Das kommt einem man weiß gar nicht wie.“

„Jawohl, es fliegt einem an,“ sprach zuletzt noch der „Herr von“.

Nun gingen sie zu dem Zimmer, wo der Meister die Puppe liegen hatte, und die beiden standen draußen, während jener zu ihr hineinging und an den dritten Knopf drückte.

„Meine hohe Freundin,“ hörten sie ihn sagen, „Eure beiden Nachbarn lieben Euch so ungeheuer, daß sie nichts sehnlicher wünschen, als eine Heirat mit Euch. Würdet Ihr, durchlauchtigste Frau, vielleicht den Nachbar zur Rechten als Ehegemaß annehmen?“

Bei der Puppe war gerade das Neinsagen an der Reihe, und so schüttelte sie mit dem Kopfe und sprach vernehmlich: „Nein.“

„Oder den Nachbar zur Linken?“

Und die Kunstpuppe nickte nach einer Pause und sagte: „Ja!“

Der „Herr von“ war ganz grün und gelb vor Aerger und sprach: „Für so dumm hätte ich sie nicht gehalten.“ Damit ging er schnell fort. Der andere wollte vor lauter Glück schon in die Stube stürmen, aber er ließ dem Meister in die Arme, der eben herauskam.

„Langsam!“ sprach der Meister. „So geht das nicht. Ihr seid zwar der Auserwählte, aber sie hat mir gesagt, erst bei dem Verlobungsfeste würde sie Euch die Hand geben. Und dies wird morgen Abend sein.“

Er zog ihn die Treppe hinunter, da half kein Sträuben.

Das gab einen Aufruhr in der Stadt! Niemand wollte das Wunder glauben, obgleich der reiche junge Mann den herrlichsten Schmuck kaufte, der ein ganzes Haus wert war, und überall herum zeigte. Aber als die Einladungskarten des Meisters kamen, da hatte man es schwarz auf weiß, denn es hieß darauf „zum Verlobungsfest“.

Und am Abend war wieder alles beisammen, was gestern dagewesen war; aber heute war alles erboft auf die Fürstin, und überall gab es spöttische



Reden, denn die jungen Damen hätten den reichen jungen Modeherrs lieber selber geheiratet, und die ledigen Herren ärgerten sich, daß nicht sie die Fürstin bekamen, sondern der größte Dummkopf unter ihnen.

Zuerst war großes Essen, wieder ohne die Fürstin. Aber der Bräutigam strahlte vor Freude, und vor ihm und vor dem Sitz der Fürstin standen mächtige Blumensträuße. Und endlich kam der feierliche Augenblick.

Der Meister hatte heute den Sitz inne, den am Abend zuvor der „Herr von“ inne gehabt hatte, denn dieser hatte absagen lassen und war nicht gekommen. Nun stand er mit feierlichem Gesichte auf und ging hinaus.

Als er wiederkam, hatte er die Kunstpuppe am Arm; der Bräutigam ging gleich zärtlich auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen. Niemand achtete darauf, wie der Meister hinten an den goldenen Kamm der Fürstin faßte.

Als der zärtliche Bräutigam sich auf die Hand niederbückte, da hörte er plötzlich über sich ein Geknarr und Gerassel und — pardauz, da stürzte die Frau Fürstin Helena Paphniobulo-Popokolo in lauter Stückchen und Räderchen polternd über ihm zusammen.

Einen Augenblick stand er noch geduckt und wie versteinert, dann richtete er sich auf, sah das Unheil und schoß mit einem wütenden Blick auf den Meister zum Zimmer hinaus.

Jetzt entstand ein Gelächter! Alles stürzte herbei, um die Ueberreste des Wunders zu sehen, und weil jeder froh war, daß ihm wenigstens nichts passiert war, so fand man den Spaß köstlich und pries mit vielen Worten die Kunst des Meisters.

„Es ist merkwürdig,“ sagte der kopfschüttelnd, „er war ungeheuer verliebt in meine Puppe. Ich hätte so etwas nicht für möglich gehalten.“

Damit befahl er einem Diener, alles sorgfältig zusammenzulesen, machte eine Verbeugung, bat sich nicht stören zu lassen und ging hinaus.

Er kam nicht wieder.

„So sonderbar ist er nun,“ sagte man in der Gesellschaft, ehe man nach Hause ging. „Aber man kann sich nicht über ihn ärgern, denn was er thut, ist immer kunstreich und sehr unterhaltend.“

Und so endete das Märchen von der Kunstpuppe.



## Der Totengräber.



**D**er Totengräber, den ich meine, ist ein Käfer, welcher diesen Namen führt, weil er kleine tote Tiere einscharrt; er kriecht dann zu ihnen unter den Staub und frisst von ihnen. Er ist dir wohl manchmal über den Weg gelaufen, wenn du auf schattigen Waldpfaden gewandert bist, und du hast dich über die lebhafteste schwarz und gelbe Zeichnung seiner Flügeldecken gefreut; er sieht so schön aus, und was er treibt ist doch so häßlich!

Da sitzt er, seitwärts von dem breiten, offenen Parkwege, hart am Rande des Grabens, der den Weg von dem Jasmingebüsch und den hohen, sonnen- durchleuchteten Buchen trennt; streifige Wegbreitblätter werfen ihren Schatten über ihn. Er ist träge und gesättigt, denn er ist eben unter dem Staube hervorgefrohen, in den er die Leiche eines späten Maikäfers eingesargt hat, und der Staub hat ihm die grellgelben Flecken seines Kleides beschmutzt. Er ist jetzt häßlich wie sein Handwerk.

Seine Fühler bewegen sich leise und seine kleinen Augen blicken schläfrig in die glühende Sommerluft über dem Parkwege.

„Und du wirst doch mein!“ murmelt der Totengräber.

Er meinte die kleine Libelle, die über dem Wege hin und her fliegt. Sie war in dem Graben geboren, an dessen Rande der Totengräber saß, und schwebte immer über der heimathlichen Stätte wie der Gedanke eines Menschen an seine Jugend. Sie war auch so zart wie ein Gedanke; ihr Leib war fadendünn, und ihre Flügel wie das Gewebe einer Spinne. Es ist unbeschreiblich, wie schön die Flügel schillerten, wenn sie in der Sonne flog: meergrün, bläulich und ein wenig rot. Und sie war noch so jung! Sie hatte keinen anderen Gedanken als den, welchen ihr die warme wallende Luft und die strahlende Sonne und das glimmende Grün der Buchen, des Jasmins und des Schilfes einspökte, nämlich den: wie unbeschreiblich köstlich es sei, zu leben.

Sie kreuzte den Weg bald hoch, bald tief, und in einem Augenblick setzte sie sich auf eines der Wegbreitblätter über dem Totengräber, ohne ihn zu sehen.

Er rührte sich nicht, aber er sagte: „Und du wirst doch mein!“ Und



die kleine Libelle hörte es, kroch an den Blattrand und blickte hinunter: da sah sie die gierigen Augen des Totengräbers und erschrak ein wenig, daß sie schnell aufflog. Aber als sie wieder in der Luft schwebte, und die Sonnenstrahlen über sie streichelten, mußte sie innerlich lachen.

„Wie albern er ist,“ sagte sie. „Was habe ich mit ihm zu schaffen? Ich werde nie wieder dorthin fliegen, wo er sitzt.“ Und sie flog so hoch, daß sie nicht einmal die Wegbreitblätter mehr erkennen konnte, unter denen er sich befand.

Der Parkweg war so verlassen heute; kein Fuhrwerk hatte ihn seit Stunden passiert und kein menschlicher Fuß ihn betreten. Die Blätter hingen unbewegt, und das Wasser im Graben war glatt wie ein Spiegel. Bloß die Insekten waren lebendig, und die Vögel in Baum und Busch: ein paar Amseln und eine Nachtigall hörte man durch alle anderen Stimmen am deutlichsten. Da lief ein Rauschen die Jasminbüsche herauf, und dann rissen sie auseinander und es sprang etwas Helles über den Graben, das war Jrmgard. Ihre schwarzen Böpfe mit den blauen Schleifen flogen wie dicke Schlangen von dem Musselinkleide auf; so schnell lief sie den Weg herauf, daß man nicht einmal erkennen konnte, wie hübsch sie war. Aber der junge Mann, der hinter ihr drein lief, war doch noch schneller, und dicht bei dem Wegbreit und dem Totengräber hatte er sie um den Leib gefaßt und hielt sie fest. Sie sträubte sich erst aus allen Kräften, aber dann war sie plötzlich ruhig, drehte den Kopf herum und sah ihn lachend an, indem sie die Hand auf ihr pochendes Herz legte.

„Nun, Better Alfred,“ sagte sie mit raschem Atemholen, „ich dachte, jetzt könntest du mich loslassen.“

„Noch nicht,“ antwortete der schlanke junge Mann in der Jagdjoppe, dem die braunen Locken feucht in die perlende Stirne niederhingen. „Dazu war die Mühe zu groß, um dich einzufangen, du Wirbelwind.“ Und er sah mit seinen klugen, kecken Augen in ihr gerötetes Antlitz und hielt ihre trozigen Blicke aus, denn dicht vor ihm lachte der kleine Mund mit den schwellenden Lippen und den weißen Zähnen dazwischen, und ihr warmer Atem wehte ihn berauscher an als der Jasminduft, der von den Büschen herüberkam.

„Warum siehst du mich so an?“ fragte sie.

Er wurde tief rot und ließ sie los und zog die Stirn finster zusammen, wie sein Herz sich zusammenzog. Ihre Frage hatte ihm wehe gethan, und

er wußte doch nicht warum. Er ging an das Wasser und blickte hinein. Wie dunkel es war! Es spiegelte das Schilf und drüben die ganze Parkseite mit allen Farben, und es spiegelte auch sein schmales, gebräuntes Gesicht mit den zornigen Augen und gesenkten Mundwinkeln.

Jrmgard hatte sich auf dem Absatz herumgedreht und heimlich gelacht; sie wußte warum, und das machte sie so übermütig. Sie hob einen Stein auf und warf ihn in den Graben, daß das Wasser ausspritzte — gerade an der Stelle, die das Bild des Veters gespiegelt hatte. Aber er wandte sich nicht um, wie sie erwartet hatte.

Die zitternden Wellenkreise verrannen; und als die Fläche wieder glatt war, spiegelte sie zwei Gesichter, und als er sich überwand und ein wenig zur Seite blickte, sah er in die Augen ihres Spiegelbildes, deren Blick dem seinen begegnete. Es war ein so eigener Blick, fragend und traurig; er meinte ihre junge Seele daraus trinken zu können. So standen sie ein Weilchen.

Endlich flog ein Blatt in das Wasser und im feuchten Spiegel zitterten ihre Bilder leise wie ihre Seelen. „Jrmgard!“ sagte Alfred und breitete die Arme aus, und da lag sie an seiner Brust und hatte die Augenlider halb gesenkt und hielt ihm die wenig geöffneten Lippen hin, daß er sie küssen konnte.

Der Jasmin duftete, die Nachtigall schlug und die Amseln flöteten, und in der Ferne rief ein Kuckuck. Sie legte den Kopf auf seine Schulter, und er nahm weiße, verstreute Jasminblätter aus ihrem Haar und warf sie in den Graben. Da fiel ihr Blick auf das Gras zu ihren Füßen und sie sah die Wegbreitblätter mit dem Käfer darunter.

„Ein Totengräber,“ sagte sie mit dem Finger deutend.

„Was ist ein Totengräber?“ gab er zur Antwort; „was ist der Tod? Ich weiß es nicht, denn ich bin glücklich.“

Jrmgard aber hob die Fußspitze, setzte sie auf die Blätter und trat sie nieder.

„Was thust du?“ fragte er.

„Wer einen Totengräber zertritt, lebt lange. Jetzt werde ich so alt wie Methusalem.“

Sie löste sich von ihm und lachte. „Auf Wiedersehen!“ Und sie warf ihm eine Kußhand zu, sprang über den Graben und verschwand in dem Jasmin. Er ging langsam den Parkweg hinauf zum Schlosse.



Die Wegbreitblätter richteten sich wieder auf, und der Totengräber saß unverfehrt darunter und äugelte wieder nach der kleinen Libelle, die nun wieder tiefer schwebte.

„Und sie wird doch mein,“ wiederholte er. — —

Es ward Nacht. Die Libelle hing an einem Buchenblatte und schlief, und der Totengräber war unter das Gras gekrochen und schlief auch.

Anderswo in dem Park lag ein Weiher. Die Sterne spiegelten sich in ihm, und zwei schlafende Schwäne schwammen darauf, den Kopf unter die Flügel vergraben. Am Ufer blühten Schilfkilien, tief im Dunkel, denn



die Uferbäume neigten die Zweige weit über sie zum Wasser, als ob sie dürsteten.

Zwischen den Stämmen schimmerte es weiß; dort, wo man zu der reichsten Stelle des Weihers gelangte, trat Jrmgard mit einem Kammermädchen an das Ufer. Sie hatten die leichten Nachtgewänder an und machten leise Schritte. „Daß es nur niemand merkt,“ sagte Jrmgard, und dann sahen sich die beiden an und fingen an zu lachen. Nun half eine die andere auskleiden, und im lichten Hemd, das Haar gelöst, stiegen sie in das Wasser. Es plätscherte kaum, so vorsichtig gingen sie.

„Es ist kalt,“ flüsterte Jrmgard, „und die Luft ist doch so lau. Man

muß tauchen.“ Und die beiden tauchten unter und wieder auf, gleich Schwänen. Jetzt rauschte das Wasser um sie, und die Tropfen, die sie in den Weiher schüttelten, gaben feine Töne von sich, wie wenn Gläser einander berühren.

„Die Nixen singen,“ sagte das Kammermädchen.

Sie bewegten sich dreister, schlugen Wirbel um sich und warfen sich Wasser mit der hohlen Hand zu. Im Schilf wachten verschlafene Vögel auf und flogen träge ein paar Schritte weiter. Plötzlich blickte Jrmgard über den Weiher hin.

„Ich werde einen Schwan wecken.“

Sie schlug langsam die Richtung nach den träumenden Schwänen zu ein und kam näher und näher. Nur wenig Schritte von dem ersten entfernt that sie einen halblauten Schrei.

„Laura hilf, ich habe keinen Boden!“

Der Schlamm gab nach, tückische Wasserpflanzen schlangen sich um ihren Fuß. Die weißen Arme rangen über das Wasser hinaus und der Kopf mit den schwarzen Haarsträhnen tauchte angstvoll auf und nieder. Der Schwan vor ihr erwachte und ruderte neugierig auf sie zu, bis er hart neben ihr schwamm. Und in Todesnot schlang sie die Arme um den Leib des Tieres. Die Flügel arbeiteten unter ihr, um sich zu befreien, der stolze weiße Hals krümmte sich mit gellendem Laut hierhin und dorthin, das Wasser gischte und wirbelte um den Knäuel, der um das Leben rang. Nun schlugen flatternd die mächtigen Schwingen auf — —

„Laura, ich bin verloren — — und ich will doch nicht sterben —“

Das Kammermädchen stürzte zum Ufer und lief zwischen die Bäume: „Hilf, das gnädige Fräulein — —“ Am Stamme einer alten Buche brach sie ohnmächtig zusammen. Kreischende Krähen flogen um die finsternen Wipfel, die Schwäne flatterten ans Ufer und stießen zischende Töne der Aufregung aus. Im Schlosse begannen die Hunde zu bellen.

Dann ward es allmählich still.

Ein paar Tage später war es, und ein trüber Morgen. Die Amseln flöteten wieder, und die Nachtigall und Grasmücken sangen, aber die Blätter blühten nicht und der Tau im Grase funkelte nicht. Der Totengräber kroch aus dem Rasen und schlich über den Weg; der Maikäfer war verzehrt, und er hatte Hunger. Er blickte begehrlieh nach den Fliegen, die gar nicht sterben und sich von ihm begraben lassen wollten. Da schwirrte es dicht über ihm



hin, wieder und wieder, das war die Libelle; sie war ein paar Tage älter geworden und sie fürchtete sich nicht mehr vor ihm.

„Was würdest du mit mir machen, wenn ich dein wäre?“ fragte sie.

„Dich begraben,“ sagte er grimmig. „Erst begraben und dann auffressen. Wenn du gestorben sein wirst, so wirst du mein sein.“

„Sterben!“ lachte die kleine Libelle — „ich weiß nicht, was das ist. Ich werde mich hüten, zu sterben.“ Und sie flog wieder in die Höhe zu den Buchenwipfeln.

Da fingen die Glocken an zu läuten, die im Turme der Dorfkirche hingen, so traurig, als ob sie weinten. Und vom Schlosse her kam es den Parkweg herunter, ein schwarzbehangener Wagen mit schwarzbehangenen Pferden davor und ein Zug Menschen dahinter. Auf dem Wagen lagen Blumen, und unter den Blumen lag ein Sarg mit der toten Irmgard, die sie aus dem Wasser gezogen hatten. Und draußen vor dem Park, beim offenen Gatterthore, standen wieder Menschen und wischten mit Tüchern die Augen. Ein kleiner Junge war der erste, der sagte: „Jetzt kommen sie!“

Und die Leute murmelten untereinander und eine alte Frau schluchzte und meinte: „Sie war so jung und so reizend und so gut! Aber es ist niemand daran schuld als die dumme Laura.“

Die kleine Libelle setzte sich tief unten auf ein Buchenblatt, und ganz vorn auf den Rand, damit sie alles gehörig sehen konnte. Aber sie sah eines nicht: nämlich den Sperling, der hinter ihr geflogen kam. Mit einemmal hatte er sie im Schnabel.

„Ach Gott,“ sagte sie, „ich glaube, ich muß sterben!“

Der Sperling ließ sie fallen und sie kam auf die Erde. Er war auch gleich neben ihr und sah sie mit seinen großen bösen Augen an.

„Nicht sterben,“ jammerte die arme kleine Libelle. „Ich bin noch so jung, und ich bin so hübsch; warum darf ich nicht leben?“

Aber der Sperling sagte nichts als „piep!“ und damit hatte er sie tot. Er würde sie auch gefressen haben, aber der Wagen und die Menschen waren nahe und er bekam einen Schrecken und flog plötzlich davon.

Eine Weile nachher krabbelte es in dem Grase, das war der Totengräber, der sich auch geflüchtet hatte; und wie er sich umschaute, sah er die kleine Libelle liegen und steuerte mit langen Schritten auf sie zu. Seine Fühlhörner wackelten und die kleinen gierigen Augen funkelten.

„Jetzt ist sie mein!“ sprach er, „und ich habe doch recht gehabt. Erst

werde ich sie begraben und dann auffressen. Sie mußte nicht, was Sterben war, und sie wollte nicht sterben; das ist immer so, wenn man jung und hübsch ist."

Und er schleppte sie zu einem Häufchen Staub und schob und zerrte, bis sie darunter verschwunden war.

Ein trauriges Märchen! Aber die Märchen vom Totengräber sind niemals lustig.



## Der Ring des Bildhauers.



Es war ein junger Bildhauer.

Sein Pate, der ihn erzogen, war ebendasselbe gewesen. Ein stiller, trüber Mann, der immer gewehrt, wenn jener mit den Kinderfingern in Thon geknetet oder spielend mit Hammer und Meißel an einem Steinstück gehauen hatte.

Er war gestorben und hatte dann nichts mehr verwehren können. Sein Pflegesohn war doch ein Bildhauer geworden. Im nämlichen Atelier wie einst der Pate knetete und meißelte er.

Aber er war nicht der stille, trübe Mann. Er besaß Jugendfeuer und wollte das Höchste leisten.

Und jetzt hatte er eine Gruppe fertig; gerade heute, an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, hatte er sie im Atelier ausgestellt, und die Stadt mußte es, und die Leute, die auf die Kunst hielten, strömten ein und aus.

Eine biblische Gruppe: Christus, dem die Sünderin die Füße salbt. Christus war gut zu erkennen, und es war eine hübsche Sünderin. Wie schneerein der weiße Marmor leuchtete!

Der junge Bildhauer war stolz. Es war gewiß eine Kunstleistung ersten Ranges, die er geschaffen! Da lehnte er in dem sauber gefegten Atelier an einem Tische, blondlockig und mit glänzenden blauen Augen und jugendlich schlank. Er verneigte sich lächelnd dahin und dorthin, von wo man ihm Lobsprüche zurief. Es war ihm so selbstverständlich, daß heute der Tag seines Triumphes war, und doch that ihm jedes neue Lob in der Seele wohl. Es kamen freilich auch Leute und gingen wieder, die nichts sagten, darunter



gerade einige, deren Lob ihm sehr angenehm gewesen wäre. Aber es paßte ihnen wahrscheinlich nur nicht, sich auszusprechen.

„Wenn das doch mein Pate erlebt hätte!“ dachte der junge Bildhauer ein paarmal.

Den ganzen Tag flog es im Atelier ab und zu wie in einem Taubenschlage. Gegen Abend ward es leerer, obschon für Lichter gesorgt war; und der junge Bildhauer meinte: „Es ist schade, eigentlich nimmt sich das Ganze bei Licht noch prächtiger aus.“

Einmal war ein stattlicher alter Mann ganz allein im Atelier; ein Fremder, wie es dem glücklichen Künstler schien. Er betrachtete den Christus mit der Sünderin genau von allen Seiten und machte immer das nämliche gleichgültige Gesicht dazu.

„Wie gefällt Euch die Gruppe, mein Herr?“ fragte der junge Bildhauer hinzutretend.

„Ein leidliches Stück Arbeit; aber der Marmorblock wäre mir unbearbeitet lieber.“

„Was tadelt Ihr denn an dem Werke? Findet Ihr Fehler?“

„Zu tadeln ist nichts daran, ausgenommen daß nichts daran zu loben ist. Wißet, junger Mann, so sieht Menschenwerk aus, das hat ein gesunder, braver, fleißiger Mensch gearbeitet; aber von dem verklärenden Glanz ewiger Schönheit, von dem überirdischen Zauber, der solch ein Bildwerk zu einer Offenbarung stempelt, sehe ich nichts.“

„Meint Ihr nicht, daß der Bildhauer, der diesen Christus und diese Sünderin geschaffen, einst noch Höheres leisten könne?“

„Ich glaube nicht,“ war die Antwort.

„Wer seid Ihr, Herr, daß Ihr so erbarmungslos einem Künstler die Wurzel seiner Kraft, den Glauben an sich selbst durchschneidet?“ fuhr der junge Bildhauer dunkelrot auf.

Der Fremde richtete einen scharfen Blick auf ihn.

„Pietri,“ sagte er.

Der junge Mann fiel auf die Kniee und preßte die Hände vor die Augen. „Pietri,“ murmelte er, „der größte Bildhauer der Zeit, der große, gewaltige Pietri.“

Die Schritte des Fremden verhallten vor seinem Ohre und er merkte es kaum.

Endlich sprang er empor. „Es ist Neid,“ rief er, „es ist Eifersucht.“

Er eilte zur Thür und verschloß sie. Nun war er allein mit seiner weißen Marmorgruppe und den flackernden Lichtern.

Er trat vor die Gruppe, kreuzte die Arme und hob den Kopf hoch. „Du bist doch schön, du mußt schön sein oder ich bin verloren!“

Aber der erhobene Kopf sank tiefer und tiefer.

„Es ist wahr,“ murmelte er mit erstickter Stimme; „kalt, kahl, nüchtern, ohne Glanz, ohne Grazie — eines Stümpers Werk. O du ewige Schönheit, ich werde dich nie finden!“

Länger und länger starrte er mit verloschenen Augen auf die weißen Figuren, dann wurde ihm der Anblick unerträglich. Eine zornige Beweglichkeit kam über ihn. Er sah sich überall um, ging endlich in eine Ecke, hob einen Hammer vom Boden und kehrte zu der Marmorgruppe zurück.

Draußen pochten Leute an die Thür — er ließ sie vergeblich pochen und weiter gehen. Er schwang den Hammer über sich, um die Arbeit zu zerstören; aber er ließ den Arm wieder sinken.

So im vollen Lichterglanz vermochte er es nicht. Die Figuren dünkten ihm plötzlich wie lebende Wesen und er kam sich vor wie einer, der einen Mord begehen will.

Er löschte ein Licht nach dem anderen aus, bis ihn eine Finsternis umgab, die nicht dichter sein konnte. Und in der Finsternis flog der Hammer schmetternd auf den Marmor nieder, daß der mit klirrendem Wehlaut in Stücke splitterte. Eine wilde Lust der Zerstörung überkam den jungen Bildhauer, mit tiefem Wehgefühl gemischt, und während er drauf und drein schlug, unbekümmert wie oft er sich dabei die Hand verletzte, fühlte er brennende Thränen der Verzweiflung spärlich auf seine Wangen rinnen.

Zulezt flog ihm der Hammer aus der Hand. Er mußte einhalten und wischte sich über die heißen Augen. Dann suchte er einen der Stühle beim Tische und sank darauf nieder. Da saß er mit wirren Gedanken, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in die Hände vergraben.

Ein Lichtschein im Atelier weckte ihn aus seinem Brüten. Der Mond war über die gegenüber liegenden Dächer gestiegen und schien durch die Fenster. Geisterhaft im Mondschein sah er die Marmortrümmer liegen; gerade zu seinen Füßen lag vereinzelt der Kopf der großen Sünderin, der ihn mit den weißen Augen wie vorwurfsvoll anblickte.

Ihn schauerte. Er verließ hastig das Atelier und stieg eine Treppe hinauf in seine Wohnung. Sein Diener zündete ihm die Lampe an, dann



scheuchte diesen ein Wink aus dem Zimmer. Duster ging der Bildhauer auf und nieder.

Sein Stolz, seine Hoffnungen, seine Zukunft lagen vor ihm wie entblätterte Rosen. Er hatte geträumt, eines Hauptes höher dazustehen als die anderen Menschen: ein Künstler zu sein, und er war doch nur ein Stümper, ein Handwerker; der große Pietri hatte es gesagt, und heute hatte er es selbst gefühlt.

Heute, an seinem Geburtstage!

Er wünschte, er wäre nie geboren. Und doch quälte ihn eine brennende Sehnsucht, zu schaffen — Großes, Entzückendes, Vollendetes — nur ein einziges Mal. Nur nicht ruhmlos vergehen und verwehen, ein Sandkorn, das Millionen anderen gleicht!

Und er hob die geröteten Augen zur Decke auf und faltete die Hände.

„Himmelsche Barmherzigkeit, thue ein Wunder!“

Als er niedersah, fiel sein Blick auf ein Kästchen, das er am Morgen auf einen Nebentisch gestellt hatte, um es am Abend zu öffnen. Er trug es zur Lampe.

Es war siebenmal versiegelt, und oben klebte ein Zettel mit vergilbter Schrift. „Meinem teuren Paten und Pflegesohn. An seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, den ihn Gott erleben lasse, zu öffnen,“ so hieß es auf dem Zettel.

Die Gestalt des alten Bildhauers trat wieder vor die Seele des jungen, und jetzt weckte sie die Röthe der Scham auf seinen Wangen. Aber er gehorchte dem Wink des Toten auf dem Zettel und bröckelte die Siegel ab.

In dem Kästchen lag ein Ring und ein Brief

„Mein Sohn,“ las der junge Mann, „heute lege ich den verhängnisvollen Ring in Deine Hand. Gnade Gott, daß Du der Versuchung widerstehst, ihn zu gebrauchen; ich habe es ein langes mühevolleres, hoffnungsloses Leben hindurch vermocht. Wenn Du inzwischen Deiner Neigung zur Kunst entsagt hättest, oder wenn der göttliche Funke in Dir wohnen sollte, der den großen Künstler macht, dann wird dieser Ring Dir nicht gefährlich werden.

„Ich war nie ein wirklicher Künstler, wie Du als Knabe wähnstest. An meiner Wiege stand keine Muse und keine Grazie. Ein Dämon hat mir den Wechselbalg Ehrgeiz in die Kissen gelegt, und der ist mit mir groß geworden und hat mich in die Werkstatt der Kunst geführt. Ich ward ein Stümper, und als ich das einsah, war es zu spät.

„In meiner tiefen Not gelangte ich zu dem Ring; wie? das verschweige ich. In ihm wohnt das, was mir fehlte; ich konnte ihn an die Hand stecken



und in jenem Feuer glühen, das unsterblich macht. Ich fand den Mut nicht dazu.

„Keine höllische Macht hat bei diesem Ringe die Hand im Spiele; und dennoch ist ein furchtbares Aber dabei. Nur die Gottbegnadigten tragen jenes himmlische Feuer ohne Schaden in sich; wer es gewaltsam in sich entzündet, dem verzehrt es den Leib. Gebrauche den Ring, und Du wirst das Höchste leisten, aber es wird Dein Tod sein; ich — ich hatte das Leben lieber als den Ruhm. Es ist vielleicht eine größere Schwäche noch, daß ich den Ring auf Dich vererbe, statt ihn in das Meer zu werfen.

„Ich wünsche Dir ein langes Leben. Meine Seele geht zum Frieden ein.“

So las der junge Bildhauer und zitterte vor Entzücken. Er legte den Brief beiseite und nahm den kostbaren Ring heraus; ein Goldreif war es, mit einem weißen, blizenden Steine. Nichts spürte er, als ein leises Schwirren und Beben in den Fingerspitzen, mit denen er ihn angefaßt hielt. Glänzenden Blickes neigte er sich über das Kleinod, das die höchste Würze des Lebens und das Bitterste zugleich barg: den unverwelklichen Lorbeer und den Tod.

Und es kam über ihn wie ein Rausch: da hatte er den Ring am Finger.

„Ein paar Jahrzehnte früher oder später, was verschlägt das? Laß den Leib sich verzehren; das Leben ist gemein wie das Brot. Ich will sterben wie die geheimnisvolle Blüte einer Königin der Nacht, die das Volk beklagt, wenn ihre Auflösung da ist.“

Er klingelte dem Diener und hieß ihn die Gasthöfe durchforschen, um zu erkunden, wo Pietri, der fremde, so unerwartet in der Stadt erschienene Meister, eingelehrt sei. Der Ausgesandte kam wieder und brachte die Nachricht, jener sei weiter gefahren, hoch in den Norden hinauf. Erst nach einem halben Jahre werde er zurückkehren in den sonnigen Süden.

„Wir werden uns wiedersehen, Meister Pietri,“ frohlockte der junge Bildhauer, „anders sehen, als diesmal! Du selber, der mich ausgestrichen aus dem Buche der Gottbegnadigten, sollst mir den Lorbeer auf das Haupt drücken!“

Spät in der Nacht ging er schlafen. Und einmal während des Schlafes wachte er auf. Ein leises Wehgefühl durchzog ihn, ein Zucken und Ziehen und Saugen. Er schauerte ein wenig zusammen; und dann ward ihm so schwül!

„Schon?“ murmelte er verschlafen. Aber er lächelte darauf und streichelte sanft über den Goldreif am Finger.

Am nächsten Morgen betrat er das Atelier. In seinem Inneren glühte es und in seinem Kopfe schwirrte es wunderbar von Bildern und Formen,



die er nicht festzuhalten vermochte; prächtige Gewandfalten mit seltener Schattenwirkung, graziöse Linien von Körpern, weiße Gesichter mit wechselnden Zügen, Gruppen, die blickschnell erschienen und verschwanden: alles war da, aber er beherrschte nichts.

Die Marmorbrocken waren fortgeräumt und der angemachte Thon harrete feiner.

Er besann sich, während er einen Klumpen Thon spielend in der Hand wog. Dann war er entschlossen.

„Noch einmal das nämliche,“ sagte er mit leuchtenden Augen. „Christus und die große Sünderin.“ Und er warf den Thon klatschend auf den Tisch.

Da fuhr er zusammen. In seinem Kopfe war das Chaos von Formen verschwunden, nichts war darin als ein Wille, mächtig und feurig. Aber dort, ihm gegenüber an der Wand stand eine weiße Marmorgruppe von bezaubernder Schönheit: Christus und die große Sünderin.

War das Wirklichkeit oder Phantasiespiel? Jede Form, jedes Fältchen und jede Muskel war mit wundervoller Klarheit zu erkennen; das schimmernde Lichtspiel des Marmorkorns konnte nicht naturwahrer sein.

Er trat hastig ein paar Schritte hinüber bis zu der Gruppe, griff zu und — griff in das Leere. Aber alles blieb völlig unverändert. Wie Schnee leuchtete der Marmor und immer gleich deutlich und einzig schön war diese Gruppe, von welcher Seite er sie auch betrachten mochte.

„Das wird dein Geschöpf sein,“ sagte es mit beglückender Gewißheit in ihm. Sein Auge suchte die Stelle, wo er dereinst seinen Namen einzeichnen wollte — und da stand er schon mit dem fecit dahinter.

Er saßte sich endlich und begann zu arbeiten. Am Abend schrieb er und bestellte den Marmorblock.

Eine merkwürdige Verfassung war es, in der er das Werk schuf. Der Kopf klar und die Hand ruhig; aber im Körper Glut, ein Schwärmen, Bohren und Brennen. Und immer in den Nächten das geheimnisvolle Erwachen, das Saugen und Nagen. Die Freunde, mit denen er zusammenkam, betrachteten ihn mit besorgten Blicken. Wenn sie ihn fragten: „Fühlst du dich krank? du siehst übel aus!“ so lächelte er, mit Augen, die immer strahlender und tiefer wurden.

„Ihr ahnt, was mir bevorsteht,“ nickte er einmal. „Aber ich werde wie die Sonne sterben, und es wird ein selten schöner Sonnenuntergang werden.“

Sie verstanden ihn nicht, denn niemand durfte in sein Atelier kommen. Sie schickten ihm Aerzte, und er wies sie ab.





F.S.T.



Der Sommer verging und die Rosen verblühten, aber auf seinen schmal gewordenen Wangen blühten sie nur desto röter. Er hustete; was verschlug es ihm, daß er die Wege und den Herbststraßen mit Blutblumen schmückte!

Wie hell der Stein an dem Goldreif bligte! Und wie unvergleichlich sie wurden, der Christus und die große Sünderin mit dem wallenden Haar und dem wehmütigen, feinen Gesicht! Es war Zeit, daß sie fertig wurden, hohe Zeit. Die schmalen Hände des jungen Meisters weigerten sich manchmal, das Werkzeug zu führen.

Und endlich waren sie fertig; wie ihr Spiegelbild stand die Phantasiegruppe gegenüber.

Es war eines Abends, als er mit zitternder Hand das fecit gemeißelt hatte und müde, aber glücklich herüber und hinüber blickte. Da plötzlich bewegte sich drüben die Gruppe, die weißen Gestalten flossen seltsam ineinander und das Ganze begann in Farben zu spielen. Der junge, totsichere Mann sah starr in das Wunder.

Ein herrliches Weib, schön wie eine Göttin und lächelnd wie die Liebe stand da, und nun rührte sie sich und schwebte auf ihn zu, mit elastischer Sohle kaum den Boden berührend. Sie neigte das hohe Haupt zu der Stirn des Verzauberten und küßte sie wie der Lusthauch küßt.

„D ewige Schönheit,“ hauchte der junge Bildhauer verklärt und sank wie leblos zusammen. —

Die Gruppe war fertig, und Pietri kam nicht. Wie ein Verzweifelter sandte der Kranke ihm Boten entgegen. Er war so sterbensmüde, aber er wollte nicht sterben, ehe Pietri nicht dagewesen. Und endlich langte ein Bote an, der ihn getroffen. Der Meister war nur noch ein paar Tagereisen entfernt.

Da flammte das glimmende Leben in dem jungen Bildhauer noch einmal hell auf. Er ließ durch den Diener das Atelier schmücken, und am Tage, da der Erwartete kommen sollte, stand der Christus mit der großen Sünderin gegen einen Hintergrund von Lorbeeren, Orangen und Palmen, zum Entzücken schön.

Petri kam nicht.

Die Kraft des Armen, der seiner harrte, sank plötzlich, als der Tag zu Ende war. Mühsam überdauerte er mit seiner letzten Willenskraft die Nacht, und am Morgen des nächsten Tages ließ er sich vor die Stadt hinaus tragen auf einen Berg, um von der schönen Erde Abschied zu nehmen.

Die Herbstsonne strahlte fast heiß; es war als ob die Wolken, die da

über das Meer heraufquollen, Gewitterwolken wären. Welch ein zauberhaftes Bild, diese Landschaft! Glimmernde Meerflut, ein Hafen mit Schiffen, dort die Stadt und weiterhin das offene Land im farbigen Herbstkleide.

Ein paar Freunde standen um den Kranken mit den geisterhaft brennenden Augen, der in Decken gewickelt dalag, dicht am Felsrande, wie er gewollt hatte. Am Felsabsturz plätscherte das Meer in den Buchten. Von Zeit zu Zeit kam ein Bote und schüttelte das Haupt; dann seufzte der junge Bildhauer tief aus seiner kranken Brust auf.

Die Wolken zogen herauf, immer schwerer, tiefer, dunkler. Ein paar Blitze zuckten und leises Donnernrollen ward vernehmbar. Die Freunde wollten den Kranken heim bringen, aber der wehrte ab.

„Ich will versuchen, ob ich so sterben kann, unter Donner und Blitz,“ sprach er leise.

Eine Viertelstunde später trat der Diener um eine Felsecke, hinter der sein Beobachtungsposten gewesen. „Ich glaube er kommt,“ sagte der Diener.

Und der ernste Mann, der bald nachher so eilig um dieselbe Felsecke bog, war Pietri, mit einem Lorbeerzweige in der Hand. Er kniete zu dem matt Lächelnden nieder, der seine Arme ein wenig hob.

„Unglücklicher,“ sprach er und legte den Lorbeer über sein Haar, „warum müßt Ihr sterben? Unvergänglich ist, was Ihr geschaffen habt, und ich will Euch preisen, wo man die Kunst ehrt, da es mir verwehrt ist, Euch zu beneiden.“

„Warum sterben?“ flüsterte der junge Bildhauer träumerisch — „ja, warum?“ Und seine Hand spielte mit dem Ringe. Dann schloß er die Augen und schlummerte. Er hörte nicht, wie der Donner stärker und stärker rollte, und sah nichts von den Blitzen. Als die Windsbraut über den Berggipfel fauste, erwachte er.

„Es ist aus,“ stammelte er, richtete sich mit plötzlichem Besinnen auf, zog den Ring von der Hand und warf ihn über die Klippen hinab ins Meer.

„Es ist aus,“ wiederholte er und nickte den Freunden und dem Fremden zu; „aber ich habe gesiegt.“ Dann blickte er plötzlich weit in die Luft hinaus und faltete die Hände. „O ewige Schönheit!“ murmelte er, wie mit den Augen etwas verfolgend.

In Donnerschlägen und Windesbrausen schied seine Seele.







## Der Abendfriede.



**E**s saßen zwei alte Leute, Mann und Frau, auf der Steinbank vor ihrem Häuschen; zwei steinalte Leute. Sie waren schon so lange miteinander verheiratet, daß sie sogar die goldene Hochzeit gefeiert hatten, und das will etwas sagen.

Recht würdige alte Menschen geben immer ein rührendes Bild ab. Sie gleichen jenen hohen, einsamen, schneeweißen Alpengipfeln, die man auch nie ohne tiefe Rührung sehen kann: so spärlich und einsam stehen sie unter den zahlreichen Häuptern jüngerer Geschlechter, so still und ernst und groß muten sie an, so weit vermag ihr Blick in die Ferne zu schweifen; und wie jene, entbehren sie den Schmuck blühender, schwellender Lebenskraft: weiß liegt es auf ihrem Scheitel, und runzlig ist ihre Haut wie der zerrissene und zerflüftete Fels des Hochgebirges. Besonders rührend aber ist ein altes Ehepaar, das durch ein ganzes Leben mit Leid und Lust wie zu einem einzigen Menschen zusammengeschmiedet worden ist, so daß Mann und Frau gar nicht mehr fühlen, wie sie sich lieb haben.

Sie saßen beide ganz still, denn die Stunde war nahe, wo der Abend-

friebe durch die Luft zieht, und da wird es in jedem Herzen still, am meisten aber bei alten Leuten.

Sie dachten an dies und das, an Vergangenheit und Zukunft.

Die laue Sommerabendluft strich um das Häuschen so weich wie Kinderatem. Ueber die Wiesen und Aecker mit dem grünen Sammet und dem gilbenden Aehrenseggen zog sich der Widerschein der Abendröte; die Grillen zirpten, die letzten Lerchen wirbelten im Trichterfluge zu ihren Nestern nieder und ferne begannen die Geisterrufe des Wachtelkönigs.

Im Dorfe scholl munterer Kinderlärm, und über allem Irdischen in hoher Luft Glockenläuten, das Läuten der Feierabendglocken.

Zimmer stiller ward es; die Glocken verklangen, das Abendrot verglühte, und jetzt tauchte blühend am dämmernden Himmel der erste Stern auf.

Da kam er, der Abendfriebe. Von dem Stern flog er her, schnell wie das Licht fliegt, ganz etwas Unsichtbares. Wenn einmal einen Augenblick gar nichts weiter zu hören war, selbst nicht das leise Wehen des Windes, dann spürte man im Ohr ein Flügelkrauschen, aber ganz schwach; das kam von ihm. Er war eine Art Engel, und der blinkende Stern droben seine Wohnung.

Er blieb heute lange bei den zwei alten Leuten; er schwebte um sie, und so oft er über sie hin strich, schüttelte er ein wenig die Flügel, da rieselte es auf sie nieder, wunderbare Tropfen der Erquickung, daß ihnen das Herz freudiger schlug als sonst.

„Es ist doch schön auf Gottes Welt, Gertrud,“ sagte der alte Mann; „es will mir gar nicht recht zu Kopf, daß wir nun bald fort müssen. Ich glaube, ich könnte dreimal so alt werden, wie ich bin, und ich würde mir nicht wünschen, meines Leibes ledig zu werden.“

„Ned nicht so, Heinrich,“ antwortete das alte Mütterchen und hüstelte ein wenig; „das ist doch dein Ernst nicht. Wir haben beide allerlei Gebrechen, die uns quälen, wenn auch gerade nicht auf diese Stunde. Ich weiß wohl, was ich mir alle Nächte wünsche, wenn der Husten kommt, daß man nicht schlafen kann und denkt: Hüter, ist die Nacht schier hin? Oder wenn mir die Hand zu zittern anfängt, daß die Arbeit hinausfällt auf den Estrich. Ein alter Mensch ist so mürbe und zerrieben, daß er froh sein muß, wenn er auseinandergeht und die müde Seele Friebe findet.“

„Nein,“ sprach der Greis wieder, „ich fühl's nimmer, daß mir so zu Mute wäre. Der Tod ist alleweg ein bitteres Kraut, da wollen wir uns



nichts einreden. Vielleicht wenn ich meine Kräfte nicht mehr hätte, daß mir das Auge trübe oder das Ohr taub wäre oder mir kein Essen mehr schmecken möchte: daß ich dann lieber stirbe als jetzt. Aber so weiß ich schon, ich werd' ein schweres Sterben haben, wenn ich denke, daß ich nachher Gottes Sonne nicht mehr sehe und das liebe Gewächs, mit dem ich mich mein Lebtag abgegeben habe, und alles das nicht mehr höre, was mich immer gefreut hat, die Vögel, die Kinder im Dorf, die Orgel und die Glocken."

So redeten sie eine Weile hin und her, und über ihnen auf der Laube saß unsichtbar der Abendfriede und lächelte so lieb wie Engel lächeln.

Er hörte jedes Wort, das sie sprachen, zuletzt wurde er nachdenklich.

Er dachte sich etwas aus, etwas recht, recht Schönes. Und endlich hatte er das richtige. Aber er konnte es nicht ausführen wie er wollte. Ohne den lieben Gott, der erst ja dazu sagte, ging das nicht.

Die beiden alten Leute begaben sich in das Häuschen, und er flog weiter und schüttelte seine Schwingen recht oft, denn er war jetzt ganz besonders froh. Reichlicher als sonst lag die Welt voll von dem Wundertau der Erquickung, als er zum Himmel aufstieg.

Er schwebte dieses Mal bei seinem Stern vorüber, zu Gott hin. Und als er dort gesagt, was er sich ausgedacht hatte, da lächelte ihm der himmlische Vater zu und nickte.

Und nun war der Abendfriede erst recht glücklich.

Einmal des Abends blieb er bei dem Häuschen und wartete, bis die beiden alten Leute schliefen. Dann huschte er in die Schlafstube hinein und erlöste die Seele des alten Mütterchens von ihrem Leibe, ganz in der Stille.

Wie ward die so froh und jung! Sie sah den Abendfrieden an und sagte: „Dich kenne ich, du mußt des Abends manches Mal um uns gewesen sein.“

„Ja,“ nickte der ihr zu. „Ich bin der Abendfriede. Ich will dich mit zu meinem Stern hinaufnehmen. Er hat das aller sanfteste Licht, und sanft und friedlich wie sein Licht ist alles auf ihm.“

„Ach,“ sagte die Seele des alten Mütterchens, „willst du mich allein erlösen und ihn dort nicht?“ Und sie zeigte nach dem Bett, in dem der alte Mann schlief, der keine Lust hatte von der Erde zu scheiden.

„Noch nicht,“ nickte der Abendfriede zu dem Bett hinüber. „Aber bald!“ Und er lächelte wie in Gedanken.

Das sah die Seele der alten Frau und es überkam sie so friedlich und freudig; und die beiden schwebten himmelauf zu dem Stern hin.

Acht Tage lang ließ sich der Abendfriebe nicht bei dem Häuschen spüren; nur im weiten Bogen flog er um dasselbe herum. Dann kam er wieder zu der Steinbank.

Aber der alte Mann war nicht auf der Steinbank.

Er guckte in das Fenster, und da sah er ihn drinnen auf der Ofenbank sitzen und schlüpfte zu ihm in das Stübchen.

Der arme alte Mann war ganz allein. So wehmütig sah es aus, wie er ganz versunken dasaß, die braunen, schwieligen Hände zwischen den Knien zusammengelegt. Er weinte nicht, aber seine Augen waren rot und er hatte das weiße Haupt gesenkt und rührte sich nicht. Die Ruckfucksuhr an der Wand tickte so eilig, als ob sie etwas versäumt hätte, und das Herz des Greises tickte auch, aber so müde, so langsam!

Neben ihm lag das Gesangbuch und die Brille; und in dem aufgeschlagenen Gesangbuch war ein Lied zu sehen, das fing an:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,  
Wollt Gott, ich wär in dir;  
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat,  
Und ist nicht mehr bei mir.  
Weit über Berg und Thale  
Und über blaches Feld  
Schwingt es sich über alle  
Und eilt aus dieser Welt.

Der Abendfriebe las das und hatte wieder ein Engelslächeln auf den Lippen.

Nun fing der alte Mann an, vor sich hin zu sprechen.

„Sonst saßen wir um diese Zeit auf der Bank draußen. Aber nunmehr bringe ich es nicht über das Herz, hinauszugehen. Es ist mir alles vergällt. Das Licht thut meinen Augen weh, von dem Vogelgepiep und Kinderschreien schmerzen mir die Ohren, und wenn ich die Glocken so läuten höre, quält es mich da drinnen, wo das Herz sitzt. Die Glocken haben auch geläutet, als wir mein altes Mütterchen Gertrud begraben haben.“

„Was soll ich auch noch auf der Welt? Das möchte ich wissen. Ich ginge je eher je lieber hinaus; aber da läßt mich's nicht, als ob die Welt ohne mich nicht bestehen könnte. Jeder kann froh sein, der erlöst ist.“

„Ach, lieber Tod, komme bald!“

Blüthgen, Gesperiden.



„Ich glaube, daß er wirklich kommt, denn ich weiß nicht, wovon mir jezt so wohl wird.“

Er konnte es nicht merken, daß der Abendfriebe über ihm flog und seine Flügel schüttelte. Der Wundertaum rieselte hernieder, das war es, was ihm so wohl that.

Der Tod kam nicht, aber erlöst wurde er doch in der Nacht, so sanft wie das alte Mütterchen, und es war wieder der Abendfriebe, der ihn erlöste.

„Ach, das ist schön,“ sagte die Seele des alten Mannes zu dem Engel. „Nun führe mich zu meiner lieben Gertrud.“

Und der Abendfriebe nickte.

„Weißt du noch,“ sprach er unterwegs, „wie du die Erde so schön fandest und gar nicht begreifen mochtest, daß man sie gern verlassen könnte?“

Die Seele dachte nach.

„Das muß wohl gewesen sein, ehe die Gertrud starb.“

„Freilich,“ meinte der Abendfriebe; „ich habe sie dir eben genommen, damit du anderen Sinnes würdest; denn ich wußte, alsdann würdest du dich bekehren. Und soll ich dir sagen, warum ich das wünschte?“

„Nun?“

„Die da widerwillig sterben, mäht der Tod, und sie kommen an einen anderen Ort als die, welche den ewigen Frieden ersehnten. Ich aber wollte euch beide gern zusammen und bei mir haben: das war's.“

Wie das Antlitz des Abendfriedens leuchtete! Hast du schon eines Menschen Gesicht glänzen gesehen, der eben eine gute That gethan? So ungefähr, aber viel verklärter.



## Venezia.



**W**eit im Süden gibt es eine Märchenstadt, die jeder besuchen kann. Durch ihre Straßen plätschert das Meer, und in der plätschernden Meerflut spiegeln sich Marmorpaläste. Es ist unmöglich, in der Stadt einen Wagen zu sehen, und die zwei oder drei Pferde, die es in ihr gibt, werden wie Menagerietiere bestaunt. Wenn die Ausrufer nicht lärmten, so würde man

eine wunderbare Stille in der Stadt haben, denn die Gondeln, die über das Wasser gleiten, hörst du kaum.

Im Hafen liegen Seeschiffe; sie kommen und sie gehen wieder. Am Ufer siehst du zuweilen die gelben und schwarzen Kinder Indiens und Afrikas wandeln. Wie weich die Seeluft weht und wie zart blau der Himmel sich spannt! Schimmernde Inseln tauchen aus der Flut mit farbigen Häusern und gewölbten Döfen, auch eine Inselspitze mit grünen Gärten, fern am Horizont: der Lido heißt sie.

Das Seewasser plätschert leise an den Marmorstufen des Ufers, und die weiche Seeluft streicht über sie hinweg zwischen die Wunderbauten eines schmalen Platzes, auf dessen Marmorpflaster die Sonne brennt. Dann biegt sie links um einen einsam stehenden hohen Turm auf einen breiteren Platz.

Dieser ist die Piazza von San Marco; und die Märchenstadt heißt Venedig.

Drei lange, kunstreiche Häuserfronten und eine seltsam prächtige Kirche fassen die Piazza ein. Marmorn ist die Kirche, marmorn sind die Häuser, marmorn das Pflaster. Ein Säulengang führt ringsum unter den Häuserfronten hin, und die Säulen sind wieder Marmor. Eine unbeschreibliche Pracht.

Auf der Piazza schwirrt und flattert es, duckt und gurr.

Das sind die Tauben von San Marco. Es ist Mittag, und sie werden gefüttert, und die Kinder stehen herum und sehen zu. Wenn die Tauben von San Marco satt sind, fliegen sie mit jauchzenden Flügeln auf die Kirche, den Turm, die umstehenden Häuser, deren zwei die Prokurationen heißen, oder himmelauf, so hoch, daß sie die ganze Märchenstadt sehen können.

Welch ein Anblick! Die Häuser und Paläste glänzen in lichten Farben, die Meerflut zittert und blüht, die schmalen schwarzen Gondeln schießen da und dort. Und die Häuser sind heute mit Blumen und Teppichen geschmückt, die Schiffe sind überspattert von allen Wimpeln und Flaggen, die sie besitzen, und auf den Rähnen befestigt man Lampen, Papierlaternen und Kränze.

Er ist ein Festtag heute.

Aber die Tauben von San Marco senken die Flügel und schweben auf die Gebäude nieder, und dort nicken sie einander geheimnisvoll zu und schütteln sich wohl auch, als hätten sie an dem Fest etwas auszusagen.

Sie wissen allerlei, was die Menschen nicht wissen.

Es wird Nacht, und die Tauben sitzen noch immer auf den Dächern. Heute ist die Nacht, in der sie nicht schlafen.



Die Piazza ist hell erleuchtet wie ein Ballsaal, und aus dem Menschengewühl drunten schallt Musik herauf. Im Hafen tummeln sich die Gondeln; die farbigen Ballons leuchten durch das Nachtdunkel, das Meer glänzt im Widerschein von Flammen: eine Lichterstraße führt gleich einer hellen Brücke zum Lido hinüber, wo die Raketen und Feuerfarben aufschießen, wie alljährlich in dieser Nacht. —

Die Stunden verrinnen. Mitternacht ist lange vorüber.

Auf der Piazza ist es leer und dunkel, und leer und dunkel ist es im Hafen und auf der Riva, dem Hafenufer; nur daß am stahlblauen Himmel die Sterne scheinen und fern über dem Lido ein Schimmer liegt. Von irgendwo klingt leise Tanzmusik.

Die springenden Ziffern der künstlichen Uhr auf der Piazza sind plötzlich verfinstert, als geschähe, was nun geschieht, außerhalb aller Zeit.

Ein silberheller Pfiff schallt durch die Nacht; die Tauben von San Marco hören ihn, und wie ein Heer von Geistern schwirren sie von den Dächern nieder und verschwinden im Hofe eines Palastes, der von der seltsam prächtigen Kirche bis zum Hafen reicht.

Wohin?

Ein Treppenaufgang ist dort, den man die goldene Stiege nennt. Tief unter der goldenen Stiege, zwischen den Grundmauern des Gebäudes, ist ein Saal. Ampeln hängen von dem Gewölbe nieder, und die weißen geschliffenen Marmorwände leuchten von ihrem Schein mit Märchenglanz. Ein Teppich deckt den Boden, leuchtend rot und grün und blau; in den Saalecken stehen Marmorbilder, und in einem Kamin lodert ein Feuer.

Mitten im Saal streckt sich ein Ruhebett, auf dem eine hohe Frau sitzt; das Licht der mächtigen Ampel über ihr fällt auf ihr rötlich blondes Gelock, auf ihren weißen Nacken, auf die Stickerei des Kleides. Ein Diadem von Gold und Edelsteinen blüht über der Stirn, Perlenketten schlingen sich durch ihr Haar, Korallen und Goldspangen sind ihr Schmuck. Eine königliche Frau!

Bewegungslos lauscht sie, ein silbernes Pfeifchen in der Hand. Man hört das Kaminfeuer knistern und die Wellen des Kanals an die Mauer schlagen.

Vor der Mitte dieser Mauer steigt eine gewundene Treppe aufwärts durch das Gewölbe, und plötzlich rauscht es im Innern der Treppe und herein fliegen die Tauben von San Marco. Wie es raschelt und duckt und gurrert auf den Decken, die von dem Ruhebett niederhängen, und zu den Füßen der

hohen Frau auf dem Teppich! Sie aber spricht müde und traurig ein paar Worte in dem weichen Italienisch von Venedig.

Die Tauben schwirren fort, geflügelte Boten, und sie bleibt wieder allein.

Sie verläßt das Lager und nimmt von dem Marmorlamin ein Buch mit goldenen Deckeln, das trägt sie auf den Pfühl hin, schlägt es auf und liest darin. Nichts steht drinnen als Namen, uralte und mit späterer Schrift geschriebene; und sie flüstert einen nach dem anderen, bald stolz, bald traurig, bald zornig. Manchmal lächelt sie auch. Wenn sie die Rechte in die Lichtflut der Ampel bringt, so blinkt ein Ring am Ringfinger.

Da regt es sich wieder auf der Treppe und kommt tiefer und tiefer: wuchtige Tritte von Männern; und dann werden die Gestalten sichtbar, zu meist alt, mit ehrwürdigen Bärten und ernsten, faltigen Gesichtern. Des einen Haupt ist mit schwarzem Tuche verhüllt, und die anderen weichen ihm aus. Als er gleich jenen vor der hohen Frau niederkniet und den Nacken beugt, kann man sehen, wie ein roter Streifen um seinen Hals läuft und wie ihre Brauen sich zornig zusammenziehen. Und sie murmelt seinen Namen: „Faleri“.

Immer mehr Männer erscheinen, der ganze Saal füllt sich. Sie tragen lange Brokatgewänder, Schwerter, goldene Ketten und wunderlich hohe, spitze Mützen.

Endlich erhebt sich die Frau von dem Pfühl, im Arme das Buch mit den goldenen Deckeln; mächtig ragt sie wie eine Göttin aus der Schar, und mit lauter Stimme ruft sie in ihrer süßen Sprache: „Dogen von Venedig, seid mir gegrüßt!“ —

Draußen durch die Nacht im Hafen gleitet mit Ballons und Lichtern ein Prachtschiff. Die Vergoldung des Kunstschmucks an seinen Wänden glimmt mit stillem Glanze; Blumengewinde ziehen sich von Fenster zu Fenster, und Blumengewinde sind die Taue, die zu den Segeln hinauf laufen.

Um seine Mastspitzen fliegen wie eine dunkle Wolke die Tauben.

In dem Kanal unter der Seufzerbrücke halten Gondeln, und in jeder stehen zwei Leute, einer mit einem Ruder, der andere mit zwei Fackeln. Da öffnet sich die Mauer, und nun steigen sie aus dem tiefen Marmorsaale herauf, die hehre blonde Frau und die Männer, und füllen die Gondeln; die Gondolieri rudern sie unter der Treppenbrücke hin zu dem wundersamen Schiff. Geistergesichter schauen aus den Fenstern der Seufzerbrücke, durch die Gefängnisgitter und aus der Flut des Kanals, tödlich blaß, und starren den Fahrzeugen nach.

Vom Schiffe hängt eine Treppe nieder, und als die Fackelträger nahen, flammt am Schiffsschnabel eine Inschrift auf: Bucintoro.



Endlich ist alles oben, die Segel des Wunderschiffes blähen sich, die Guirlanden schwanken mit ihren Ballons, und da gleitet es hinaus in den Sternenspiegel der Adria: vorweg das Schiff, hinterher die Gondeln mit den Jackeln.

Sie fahren weithin durch die Nacht. Inmitten des Meeres hält das Schiff.

Auf dem Vorderteil ist ein Baldachin errichtet, unter dem sitzt die hohe, prächtige Frau auf einem Thronessel. Sie ist blasser und blasser geworden, je weiter sie auf das Meer hinaus gekommen. Wie sie jetzt aufsteht und mit dem goldenen Buch im Arme an die Brüstung vortritt, ist ihr Auge umflort und ihre Lippen zittern.

Sie legt das Buch auf den Boden, kniet darauf, und während sie sich über den Rand des Schiffes neigt, zieht sie den Goldreis vom Finger und wirft ihn dem Wasser zu. Die Gondeln umringen die Stelle und beleuchten sie durch Jackelschein, sorgenvoll gespannt blicken die ernstesten, bärtigen Gesichter unter den spitzen Mützen zu ihr nieder, und über ihr schweben mit zitterndem Flügel die Tauben von San Marco und recken die Köpfe hinab.

„Gott des Meeres, mein Gatte,“ spricht die hohe Frau mit schwankender Stimme, „so vermähle ich mich dir aufs neue, die Verlassene, Verstoßene!“

Der blizende Goldring ist in die Tiefe gesunken, starr und atemlos blickt alles dahin, wo er durch die Fläche brach.

Da dringt ein lichter Schein aus der Tiefe herauf, breiter und breiter wird er, flimmernde Kreise schlingen sich im Schoße des Wassers: das sind lauter goldene Ringe, die durcheinander tanzen, an die tausend. Das Wasser ist durchleuchtet, als ob eine unterseeische Sonne schiene.

Ein Schauer geht über den Leib der Frau und sie neigt sich weiter über die Brüstung und beobachtet einen dunklen Gegenstand, der durch den Glanz herauf quirlt. Die Tauben senken sich so tief nieder, daß sie ihn vor ihr verdecken; ihr Fittich scheint das Wasser zu streifen.

Plötzlich stieben sie auseinander.

Die eine aber trägt den dunklen Gegenstand im Schnabel und bringt ihn der stolzen blonden Frau: ein beinernes, wachszüberzogenes Täfelchen, darauf steht ein Wort eingekraht. Dies Wort bedeutet: Nimmermehr.

„Nimmermehr!“ flüstert die schöne Frau.

Sie läßt das Täfelchen in das Wasser fallen, der Glanz drunten verlöscht wie ihre Hoffnung.

Sie stöhnt tief auf, als wäre sie todmund, und ihr Haupt sinkt schwer in die Hände.







„War ich wirklich die Königin der Meere,“ murmelt sie dumpf, „die glückliche Fürstin, die geliebte Gattin, so lange? War ich das Weib, dem die Schätze des Meeres und der Erde zuflossen? Drei Königreiche gab er mir zum Angebinde, auf den Cederstangen bei meinem Palast wehten ihre Flaggen; Kaiser und Könige hörte ich meine Schönheit preisen und meiner Macht huldigen. Jahr um Jahr, an diesem Tage unserer Vermählung, habe ich mich geschmückt für meinen Gatten, und wir haben unseren Bund erneuert. Aber er ward lauer, und endlich ward er meiner müde. Ich weiß es wohl, warum.

„Wer gibt mir meine Jugend wieder?“

Und die stolze Frau schluchzt bitterlich.

„Er hat genommen, was er mir geschenkt hat, und anderen geschenkt: Cypern hat er weggegeben, Candia, Morea, die kleinen Diamanten meiner Krone auch, alles, alles! Sie waren jung und blühend, denen er es gab, und ich wurde älter. Ich wußte ja, was kommen würde, und es kam.

„Er hat mich verlassen, verstoßen und in die Hand von Fremden gegeben; Fremde mußten mich erlösen und in das Haus meiner Mutter führen.

„O du treuloser Gott — und ich liebe dich doch, und jedes Jahr buhle ich wieder um deine Liebe, wissend, daß es umsonst ist, und daß du kein Wort für mich hast, als das eine schreckliche Wort: Nimmermehr!“

Ihr Leib bebt und ihre Thränen strömen; fallende Blütenblätter von den Guirlanden wehen nieder in ihr goldiges Haar. Endlich legt sich eine Hand auf ihre Schulter, und die Stimme eines Greises, der hinter sie getreten ist, spricht trübe und tonlos: „Fürstin, es ist Zeit.“

„Ja,“ sagt sie, „es ist Zeit,“ und erhebt sich langsam. Sie wischt die Thränen Spuren von ihrem Gesicht, und der Greis hebt ihr das Buch auf und führt sie zu dem Thronessel.

Das Schiff segelt, und die Gondolieri tauchen die Ruder ein, und droben flattern mit klatschenden Flügeln die Tauben von San Marco. Fern über der Küste von Dalmatien geht der Mond auf.

Schweigend gelangen sie in den Hafen, in die Gondeln und in den Saal mit den schimmernden Marmormänden. Sie sehen nicht, wie die Geistergesichter in der Seufzerbrücke, hinter den Gittern und auf dem Grunde des Kanals sich höhnisch verziehen.

„Bis übers Jahr,“ sagt die stolze, unglückliche Frau zu den Männern, die sie geleitet haben. Und die Männer knien wieder vor ihr und neigen das Haupt, ehe sie treppauf gehen und verschwinden.

Nun ist sie allein.

Sie nimmt das goldene Buch, trägt es zum Kamin und wirft es in die Flammen; die goldenen Deckel zerschmelzen und die Blätter verbrennen zu Asche, und die hohe Frau seufzt tief auf.

Dann geht sie zu dem Ruhebette, legt sich wie zum Schlafen zurecht und schlägt die Decken über sich zusammen, die auf den Teppich niedergehangen haben; man sieht jetzt, daß die untere Seite derselben schwarz ist, und man kann jetzt bemerken, daß das Ruhebette wie ein Sarkophag aussieht.

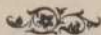
Der Sarkophag ist von schwarzem Marmor und trägt eine goldene Inschrift, die lautet: Venezia.

Die Liegende schließt die Augen, das Feuer im Kamin verlöscht, die Ampeln brennen trüber und trüber; endlich sind sie auch verloschen. Im Saale herrscht Dunkel und Schweigen, bis auf das Wellenrieseln an der Kanalmauer.

Zur selben Zeit hält fern auf einer anderen Seite der Stadt, beim Arsenal, das Wunderschiff. Helle Flammen schlagen aus seinem Bauch und züngeln aus den Fenstern die Wände hinauf. Die Segel lodern, die Guirlanden knistern und in den Planken kracht und knarrt es dumpf, bis alles in einer feurigen Lohe verschwindet. Endlich versinken die Trümmer zischend in der dunklen Flut und die Mondesdämmerung der Frühnacht schlägt über der Stelle zusammen.

Auf den Dächern der Piazza aber sitzen die Tauben von San Marco und wachen den Morgen heran. Da fährt das Frühlicht über den Hafen, die ersten Boote vom Lido, von Malamocco und von Chioggia schwimmen auf der Lagune und eine Glocke fängt an zu läuten. Nacheinander stimmen hundert andere ein.

In einer Gondel liegt träumend ein junger Mann und summt eine traurige Melodie zu den Rhythmen der Glocken, während seine Linke den Strohhut hält und seine Rechte in dem kühlen Wasser plätschert. Das ist der einzige, der um das Märchen dieser Nacht weiß, denn er ist ein Sonntagskind und ein Dichter.







## Die drei Brillen.



**D**urch das Dorf ging ein Jude, der trug um den Hals einen Kasten und rief mit näselernder Stimme: „Brillen, wer kauft? Schöne Brillen, wie man sie haben will.“

Es war ein recht schäbiger alter Jude, und niemand war zu sehen, der kaufen wollte.

Da kamen drei wandernde Studenten die Dorfgasse herauf, die hießen Dübel, Hübel und Stübel.

Dübel war schwarz und hager, Stübel ein blonder Leichtfuß mit roten Wangen und einem Zwickelbärtchen, Hübel ein hübscher Bursch, braunlockig und kräftig.

„Moische,“ riefen sie dem Juden von weitem zu, „wo geht hier der Weg zum Glück?“ Sie wollten bloß einen Scherz machen.

„Weiß ich nicht,“ sagte der, „aber wenn Sie mir werden ablaufen jeder

eine Brille, werde ich es wissen für die Herren.“ Und er klappte seinen Kasten auf.

Die drei Gefellen lachten und wurden mit ihm handelseinig um drei Brillen; die eine hatte schwarze Gläser, die zweite rosenrote, die dritte solche aus Fensterglas. Dübel nahm die schwarze, Stübel die rosenrote, Hübel die weiße Brille.

„Gehen die Herren nur weiter in den Wald hinein und dann auf dem ersten Wege links ab. Wer wird haben die Brille der Weisheit, wird gehen zu finden das Glück.“

Die Gefellen schieden und beschloffen Scherzes halber dem Juden zu gehorchen. Als sie sich kurz darauf nach ihm umsahen, war er verschwunden.

Im Walde machte Stübel einen Luftsprung nach dem anderen. „Mir ist so kitzlich,“ sagte er, „ich weiß nicht warum. Ich bin so lustig wie der Fink im Hanffamen. Zuch! wie kann man traurig sein in dieser rosenroten Welt; ich hätt meiner Six nimmer gedacht, daß sie so hübsch wäre, aber jetzt ist mir ein Licht aufgegangen.“

Dübel sah ihn aus seinen schwarzen Brillengläsern finster an und brummte: „Wie einer nur in diesem trüben Baumhaufen vergnügt sein kann! Alle drei Schritt spürt man eine Rute im Gesicht, und der Weg hat mehr Löcher als ein Sieb und mehr Steine als ein Stadtpflaster, daß mich alle Beinen schmerzen. Du wirfst ein Bein brechen mit deinem Springen, das ist mir so sicher wie das Amen nach der Predigt.“

Hübel sagte bloß: „Mit euch zweien muß es nicht richtig sein. Ich sehe hier weder etwas besonders Schönes, noch etwas besonders Unangenehmes, sondern einen gemeinen Waldweg, an dem ich immer meine Freude habe.“

Mit einemmal spaltete sich der Weg in drei: der mittelfte lief wie der bisherige weiter, der linke führte in eine dunkle Schlucht hinab, hingegen konnte man rechts durch blumigen Waldwiesengrund wandern.

Da hub Stübel zu singen an:

„Was ein gerechter Heuschreck ist,  
Hupft des Sommers auf der Wiese,  
Auf der Wiese muß er singen,  
Alleweil hin und wieder springen — —“

und that einen Hupf rechts auf die Wiese. „Hier gehe ich,“ schrie er, „und wer nicht mitkommen will, läßt es bleiben.“

„Tropf der er ist,“ sprach der schwarzbrillige Dübel mit dumpfer Stimme.



„Durch Trübsal geht's zum Glück und durchs Fegfeuer in den Himmel.“ Und er stieg in die Schlucht hinab.

Stübel stand und schüttelte den Kopf. „Sie müssen verheert sein,“ sagte er für sich. „Ich bleibe auf dem ordentlichen Wege; ob ich hier das Glück finde, weiß ich nicht, aber ich weiß wenigstens, daß ich mich hier nicht verlaufe.“

Da ging er geradeaus.

So waren die drei guten Gefellen auseinander gekommen. Die Brillen waren schuld, und die drei wußten es nicht.

\* \* \*

Stübel auf seiner Wiese sang und pfiff, daß es schallte. Nach einer Weile sprang er über einen kleinen Graben, und als er drüben war, schrie er: „Zuch!“ und schüttelte sich vor Lust.

Mit einemmal schüttelten sich ringsum die Bäume und Gräser und Blumen, und die Vögel und Schmetterlinge flogen auf, die Heuschrecken sprangen, die Mücken und Bienen kreiselten sich in der Luft und „Zuch!“ tönte es ringsum von tausend Stimmen.

„Na?“ sagte Stübel erstaunt.

„Ich habe die Brille der Weisheit, aha! Ich höre schon die Pflanzen und Tiere reden. Die Weisheit scheint mir ein lustiges Ding zu sein, aber die Hauptsache ist: jetzt ist mir das Glück sicher.“

Er stieß noch einen Jauchzer aus, und wieder stimmte alles ein.

„Ich werde sie ein bißchen ausfragen; jetzt ist Gelegenheit zu erfahren, wie die Welt eigentlich beschaffen ist. Wie das Gras die Ohren spitzt! Worauf horcht ihr denn, ihr Gräserchen?“

„Auf den Wind. Er wollte heute zum Tanzen kommen, und wir haben schon alle die Tauperlen dazu angelegt. Man hat ja weiter nichts zu thun.“

„Das ist ein lustiges Leben. Wenn es aber nun regnet?“

„Ei nun, das ist ebenso hübsch, dann gibt es große Wäsche und etwas für den Durst.“

„Dort kommt er, dort kommt er,“ riefen drei Gänseblümchen und äugelten durch die Gräser.

„Wer denn?“ fragte Stübel.

„Der hübsche Schmetterling,“ kicherten sie. „Er besucht uns alle Tage und erzählt das Neueste. Er ist sehr glücklich, denn er hat nichts zu thun als herumzufliegen und Besuche zu machen, deshalb erfährt er so viel.“

„Willst du mein neuestes Stück hören?“ sagte etwas.

Eine Grille saß im Wege und äugte zu Stübel hinauf.

„Ist's etwas Besondres, du Dickkopf?“ fragte Stübel.

„Sehr etwas Feines. Ich habe jetzt gerade noch Zeit; wenn der Wind kommt, spielen wir Tanzmusik.“

Und die Grille fing gleich an.

„Hör nur auf,“ meinte der Student, „ich will heute noch das Glück finden und muß weiter.“

Er traf ein paar kleine Heupferde, die kreuz und quer im Wege sprangen. „Hm,“ sprach er mit Lachen, „es scheint, daß ihr auch nichts weiter zu thun habt.“

„Nein,“ bestätigten die, „wir haben überhaupt nichts zu thun; wir amüsieren uns bloß, erst wird gesprungen und nachher musiziert.“

„Ja ja,“ meinte das eine, „in der Welt geht's lustig zu, nur die Menschen sind so dumm, sich das Leben sauer zu machen.“ Und ein paar Mücken, die vor Stübels Nase tanzten, fügten hinzu: „Die Welt ist eine Art Tanzsaal; meistens ist großer Ball, nur manchmal wird gefegt und dann ruht man sich aus. Man tanzt bis man tot ist.“

Eine Schwalbe kam geflogen und fing ein paar Mücken weg.

„Siehst du,“ sagten die anderen, „so stirbt man, das ist ganz einfach.“

„Nun wahrhaftig,“ rief Stübel, „da soll mir noch einer kommen und sagen, die Welt wäre ein Jammerthal! Eine herrliche Welt ist das, die beste, die man sich denken kann. Jetzt kenne ich die rechte Weisheit inwendig und auswendig.“

Da kam ein Star geflogen. Er hatte einen schwarzen Rock an und sah wie ein Pastor aus. Der setzte sich dem Studenten auf die Schulter und sagte: „Ich will dir etwas predigen: Glaube, liebe, hoffe, so wirst du glücklich. Amen.“

Damit machte er sich davon.

„Kurz und erbaulich,“ lachte Stübel. „Aber er hat recht. Seit ich weiß, wie rosenrot die Welt ist, bin ich ganz voll Glaube, Liebe und Hoffnung. Zuchhei!“

„Zuchhei!“ klang es schallend durch den Chor aus dem Wald heraus, daß der Student aufhorchte. „Da muß ein Mensch sein,“ sagte er.

Und wirklich — aus dem Walde kam ein Unbekannter, der ebenso guter Laune zu sein schien wie Stübel, der breitete die Arme aus und fing an zu singen:



„Bin kein Freund von Traurigkeit,  
Bin nicht gern alleine — —“

„Bruderherz,“ rief Stübel und hob gleichfalls die Arme, „ein lustiger Mensch ein guter Mensch! Wir müssen zusammen wandern.“

Sie waren gleich ein Herz und eine Seele und erzählten einander die drolligsten Geschichten, und als sie sich zum fünftenmal umarmten und einander ewige Freundschaft schwuren, sagte der Fremde: „Freunde müssen einander ihre Last tragen helfen, so will ich dir auf ein Stück Weges dein Ränzle abnehmen.“

„Gute Seele,“ rief Stübel, „bloß um dir die Freude nicht zu verderben, ja!“ — schnallte ab und gab jenem das volle Ränzle mit den neuen Reservetiefeln drauf, und der nahm es über die Schulter.

Sie kamen nahe an das Gebüsch.

„Adieu,“ sprach der Fremde, sprang in die Haselnußsträucher, und fort war er.

„Der Spaßvogel,“ lachte Stübel. „Thut als ob er mir mein Ränzle stehlen wollte! Nein, so rasch verliere ich den Glauben an ihn nicht! Aber wenn er wiederkommt, werde ich ihm auch einen Poß spielen.“

Hinter einer Waldecke vernahm er Musik. Dort lag ein Wirtshaus, in dem Tanz war, und vor dem Wirtshause stand ein weibliches Wesen, das Stübel im Näherkommen wie ein Wunder anstarrte, so schön dünkte es ihm. Dieses schien ihn gar nicht zu bemerken, sondern sprach betrübt vor sich hin: „Was habe ich nun davon, daß ich des reichen Waldmüllers einziges Kind bin? Ich soll durchaus heiraten, und es gibt doch nichts für mich hier als rohe Bauerburschen. Ich mag nicht tanzen, weil ich so traurig bin.“

„Hier kommt Hilfe, mein Fräulein,“ sagte Stübel ganz vergnügt; „ich bin ein lustiges Studentenblut, das zum Glück geschickt ist, und ich merke schon, was das Glück ist: eine hübsche Braut und eine Waldmühle.“

Das Mädchen lächelte ihn freundlich an; da gingen sie in den Saal. Vier Musikanten spielten auf und alles tanzte, am schönsten aber Stübel mit seiner Waldmüller-Braut.

„Glaube, liebe, hoffe, hat der Star gesagt,“ dachte Stübel, während er auf und ab schwenkte, „und das hier ist die Liebe; ich bin ganz voll von ihr.“

„Wir wollen zu meinem Vater gehen,“ sprach das Mädchen mit heimlichem Lachen.

Es war schon sehr dämmrig und der Nebel stieg, als sie auf die Wiese kamen.

„Gafche mich,“ sagte die Schöne draußen und machte sich von seinem Arm los. „Aber erst ein Stück Vorsprung.“ Und der Student fand das spaßhaft und ließ sie in den Nebel hinein laufen. „Nun!“ rief sie, und jetzt lachte sie ganz laut.

Stübel sprang wie ein Gase durch den Nebel. Es patschte so feucht unter seinen Tritten, und mit einemmal fuhr er halben Leibes in einen Sumpf.

„Au,“ sprach er, „das habe ich dumm gemacht. Aber wie solch ein Sumpf hübsch weich ist! Nicht einen einzigen blauen Fleck habe ich bekommen. Teurer Schatz, wart ein wenig, ich sitze im Sumpf.“

Er krabbelte heraus, säuberte sich und fand endlich auch einen schmalen Pfad durch den Morast ins Trockne. „Das arme Kind,“ murmelte er, „nun hat sie mich verloren, und wenn ich nicht rufe, kommen wir in dem Nebel nicht wieder zusammen.“

Er ging tapfer vorwärts und rief zuweilen. Aber er sah nichts.

„Nur die Hoffnung nicht verloren!“ tröstete er sich.

Endlich erblickte er von weitem im Nebel eine Kindergestalt. „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden; noch heute abend hab ich das Glück. Ich werde das kleine Ding da vorn fragen und es müßte merkwürdig zugehen, wenn es den Weg zur Mühle nicht wüßte.“

Er folgte ihm in den Wald, unter die Bäume ins Pfadlose, und endlich hatte er es aus dem Gesicht verloren. Er rief nun wieder, aber er bekam keine Antwort.

Da legte er sich auf den Rasen und dachte: „Die Mühle muß in der Nähe sein, und morgen ist auch noch ein Tag, da finde ich sie.“ Und er schlief ganz vergnügt ein.

\* \* \*

Der Schwarzseher Dübel war tiefsinnig in die Schlucht hinab gestiegen. Das ging mühsam, und als er drunten war, drehte er sich um und seufzte: „Das ist mein Lebensweg: holprig und stolprig! Es wird Zeit, daß ich endlich zum Glück komme. Nun will ich bloß wünschen, daß der schlichäugige Jude uns nicht in den April statt zum Glück geschickt hat.“

Nach kurzem Gehen sperrte auch seinen Weg ein Graben, und indem er ihn übersprang, brummte er: „Weiter fehlt nichts, als daß noch ein Duzend solche Mördergruben kommen! Abends hätte ich hier sicher den Hals gebrochen.“



Er sprang drüben auf ein paar Büschel Männertreu.

„Ach Gott,“ schrie es unter ihm, „wir müssen sterben! Ist das ein elendes Dasein: man muß sich tot treten lassen und kann nicht fliehen!“

Dübel sprang auf den Weg zur Seite und merkte, daß die geknickten Männertreublüten so gejammt hatten.

„Es ist wahr,“ sprach er trübselig, „ich habe sie umgebracht. Hier scheint alle Kreatur sprechen zu können, und ich werde Wunderdinge erfahren. Daran habe ich nie gedacht, daß dies Kräutlein es fühlt, wenn es umgebracht wird. Da gibt's allerdings größeres Elend in der Welt als meines. Wenn ich denke, was alles in einem Sommer abgehauen, gepflückt, zertreten und vom Vieh gegraßt wird!“

„Uf!“ knarrte eine Buche am Wege. „Da ist wieder jemand, dem man sein Leid klagen kann. Dreiviertel vom Jahre Winter, Regen und Sturm! Wenn einmal die Sonne scheint, ärgert man sich nur, daß es nicht immer so ist. Kaum, daß man im Frühjahr seine paar Blätterchen getrieben hat, fangen die Raupen und Maitäfer an zu fressen, und das geht so bis zum Herbst, dann kommt die große Frostseuche und da stirbt der Rest. Jahraus jahrein dasselbe elende Leben — es wäre besser, daß man als Ecker von einem Gichkäz gefressen wäre.“

Eine Maus kam atemlos gerannt und schrie: „Hilfe, Hilfe! der Fuchs kommt.“ Aber der Fuchs guckte bloß von weitem und getraute sich nicht näher.

„Mein, der Jammer ist nicht mehr zum Aushalten!“ wehklagte sie zu dem Studenten hinauf. „Man plagt sich kümmerlich um das bißchen Leben und dabei ist man keinen Augenblick sicher, unversehens weggeschnappt zu werden. Ich will auch nicht mehr leben! Komm, du roter Räuber, und friß mich!“

Und sie lief dem Fuchs zu.

„Gräßlich!“ sagte der Gefell, dem immer jämmerlicher zu Mute ward, und ging weiter. „Darauf bin ich noch nie so recht gekommen, was das arme Getier in der Welt auszustehen hat.“

„Ping!“ schrie es vor ihm. „Ach wir armen Finken!“

„Um Himmels willen,“ antwortete ein anderer Fink, der auf einem dünnen Aste saß, was ist denn geschehen?“

„Unsere Eierchen sind weg, alle fünf. Die Elster hat sie eben gefressen, das abscheuliche Tier. Du weißt, wie oft die Buben unseren Bau gestört haben, und nun hatten wir endlich ein Versteck und Eierchen, da muß der Räuber alles finden. Ach, es ist ein Elend, man möchte lieber tot sein!“

„Jetzt mache ich aber auch tot, was ich finde,“ schrie der andere Fink. Er schoß wütend auf einen vorbeisliegenden Schmetterling los, der rief um Hilfe, aber es war schon zu spät; der Fink biß ihn mitten durch und war im Nu unter einem Mückenschwarm, rechts und links herum beißend. „Au, au —“ ging das ganz fein, das waren die Mücken, die auseinander flogen.

„Wirfst du gleich!“ wehrte der Student und schlug mit dem Stock nach dem Finken.

„Ich will auch umbringen,“ zeterte der; „du brauchst sie nicht zu beschützen: der dort ist eine elende Raupe, die erst die Bäume kahl gefressen und dann sich Flügel angeschafft hat und auf Unkosten der Blumen in Saus und Braus lebt, und das andere sind Blutsauger, Tier- und Menschenquäler.“

„Er hat recht,“ nickte Döbel vor sich hin. „Ist das eine Welt! Einer ist der Teufel des anderen, und wer am meisten Glück oder Kraft hat, quält sich ein Weilchen länger als die übrigen. Es ist unter den Menschen ganz ebenso.“

„Guten Tag, Freundchen,“ sagte es plötzlich neben ihm, und ein Mann erhob sich von einer Baumwurzel. „Da bekommt man doch wenigstens Reisegesellschaft.“

Döbel maß den Mann mißtrauisch von der Seite und faßte seinen Knotenstock fester. „Der Geier ist Euer Freundchen. Wenn Ihr ein Räuber seid, so sagt's nur gleich, ich habe hier einen richtigen Löffel, um Euch eine hübsche Prügelsuppe einzurühren.“ Damit ließ er den Stock in der Luft pfeifen.

„Ihr seid ein Grobian,“ sprach der fremde Wanderer ärgerlich und setzte sich wieder. „Ich will lieber warten, ob nicht ein besserer Gesell kommt als so ein Unhold wie Ihr seid.“

„Mir auch recht,“ brummte der Student und ging weiter.

Er kam zu einer Lichtung. Im Grase stand ein blühendes Weib und ein Kind, die warfen sich mit Stöcken einen Reisen zu.

Das junge Weib schleuderte ihn zu hoch und er blieb dicht bei Döbel an einem Zweige hängen. Da trat sie herzu und erblickte den Gesellen. Sie verneigte sich anmutig vor ihm und sagte schalkhaft: „Wollt Ihr uns den Reisen vom Baum holen, so sollt Ihr unser Gespieler werden.“

Döbel wurde es warm unter ihrem Blick, aber er machte ein finsternes Gesicht. „Nicht wahr, daß Ihr Eure Narrenspoffen mit mir treiben könnt!“ sprach er finster. „Habt Ihr ihn hinaufgeworfen, so holt ihn wieder herunter.“

Das junge Weib ward blutrot, und als der Student ein Stück fort war, fühlte er Reue. Aber nicht lange.



„Es ist schon besser so, man geht allein in der Welt,“ sagte er für sich. „Der fremde Gesell konnte es ehrlich meinen und das Weib gefiel mir gut. Aber wer nicht glaubt, wird nicht betrogen, und wer nicht liebt, wird nicht zum Narren gehalten. Es thut einer klug in dieser traurigen Welt, wenn er sich den Glauben und die Liebe vom Halse hält.“

„Unk,“ sprach es unter ihm, „und die Hoffnung dazu, unk!“

„Willst du mich Weisheit lehren, alte Unke?“ fragte Döbel. „Ich kenne jetzt die Welt schon.“

„Und bist doch auf dem Wege zum Glück,“ heulte die Unke.

„Das ist wahr.“

„Unk, es gibt gar kein Glück in der Welt. Gar nicht da sein, das ist das Rechte, und da sein, das ist die Sünde, unk, für die man tausend Sünden begehen muß und tausend Uebel leiden; und man kann es doch nicht erzwingen, daß man immer da ist. Sterben, das ist die Buße; wenn man tot ist, ist man da, wo man hingehört und hat Frieden. Unk, das ist die Weisheit.“

„So will ich alle Hoffnung fahren lassen,“ sprach Döbel; „aber sterben will ich nicht.“

„Das ist auch eine Strafe,“ stöhnte die Unke, „man hat nicht einmal die Kraft sich tot zu machen. Man muß warten, bis man stirbt, unk. Wir wollen zusammen warten, ich habe einen Keller für uns, da wohnen wir und du kannst Pilze, Grünzeug und Beeren essen und Wasser trinken.“

Döbel ging mit der Unke. Sie kamen zu etwas altem Mauerwerk, da war eine halb verschüttete Kelleröffnung, in die krochen beide, und der Student nahm seinen Ranzen herunter, legte seinen Kopf darauf und schief ein.

Es ist schrecklich, wenn man alles schwarz sieht!

\* \* \*

Döbel, der dritte Gesell, ging langsam den bequemen Waldweg in der Mitte, und ihm war nicht anders zu Mute als sonst, nur daß er heute eine recht innige Freude an der schönen Gotteswelt und die Seele so recht voll echten Waldfriedens hatte. Und als er an einer besonders hübschen Stelle war, stand er still, sah sich um und sprach laut: „Wahrlich, es lohnt sich doch der Mühe zu leben.“

„O ja,“ sagte es seitwärts im Grase, „wenn man es nur richtig anfängt.“

Dort saß ein Spatz, der das Fleisch einer Waldfirsche vom Kern schälte.

„Aha,“ meinte der Student, „das ist Märchenland, wo die Späßen reden; jetzt muß ich auch glauben, daß der Jude nicht bloß gestunkert hat. Wie muß man es denn anfangen, du Piffifikus?“

„Bloß das genießen, was einem zuträglich ist,“ sprach der Spaß, „nämlich das Fleisch. Den Kern lasse ich liegen, der Kern ist das Uebel, aber das Fleisch ist das Zuträglich.“

„Bei der Kirsche ist das leicht gefunden,“ lachte Hübel, „aber was ist sonst überall das Zuträglich und was nicht?“

„Riechen muß man und sorgfältig probieren, weiter weiß ich auch nichts.“ Damit flog Junfer Spaß in die Bäume.

„Komm nur zu mir, ich weiß mehr,“ sagte ein scharlachroter Fliegenpilz.

„Was weißt du denn, Schatz?“ fragte der Student und setzte sich zu ihm ins Gras. „Was dich betrifft, so weiß ich, daß du sehr hübsch aber sehr gefährlich bist.“

„Und doch fressen mich die Würmer ohne Schaden, und ihr selber braucht das Gift als Arznei! Die Welt ist eine Versammlung aller Widersprüche, und alles Ding ist je nach Maß und Umständen bald schlimm, bald gut, bald weder eines noch das andere.“

„Eine schöne Weisheit,“ nickte Hübel. „Aber zuweilen kommt Gutes und Schlimmes über einen, für das man nicht kann; da ist schlecht das rechte Maß und die rechten Umstände wahrnehmen!“

„Ich will dir auch etwas sagen,“ rief eine kleine Wickelblume. „Wenn es regnet und dunkelt, wickle ich mich zu, und wenn die Sonne zu heiß scheint, wickle ich mich auch zu. Inwendig lasse ich nur so viel hinein wie mir gut ist.“

„Merkwürdig, ich hätte nie gedacht, daß die Weisheit so an der Straße wächst. Aber wenn nun der Tod kommt, du kleines Orakel?“

Nun sah ihn die kleine Blume ganz verwundert an.

„Er lebt hundertmal so lange wie ich,“ brummte der Fliegenpilz, „und ist noch nicht zufrieden. Er soll froh sein, daß er sich so lange am Leben freuen kann.“

„Ich will ja zufrieden sein,“ sprach Hübel, stand nachdenklich auf und ging weiter. Nach einiger Zeit — er wußte kaum, wie lange er gegangen war — hielt er vor einem Graben und erblickte jenseits eine hohe Mauer. Er war ratlos.

Da kicherte es ein Stück seitwärts unter den Bäumen, dort saß ein Mann



mit einer wunderschönen jungen Frau im Grase; ein Kind spielte neben ihnen, und das war es, was so licherte.

„Wo bin ich hier hingeraten?“ fragte Hübel.

„Das ist ein Graben ohne Brücke und eine Mauer ohne Thor, dahinter liegt ein wilder Garten ohne Weg, in dem Garten ein Haus ohne Thür und Fenster, das hat einen Oberstock ohne Treppe, in dem Oberstock ist ein Saal mit einer Thür ohne Schloß, und in dem Saal wohnt das Glück. Man muß sich's Arbeit kosten lassen, ehe man es zu sehen bekommt, aber man wird sehr glücklich. Glaubst du das?“

So sprach der Mann, und der Gesell lachte. „Warum nicht?“ sagte er darauf; „möglich ist es schon.“

„Dann kannst du das Glück erlösen.“

Da erhob sich die schöne Frau, schwebte lächelnd auf ihn zu und zeigte ihm ein Bild. „So sieht das Glück aus; wenn du es liebst, dann wirfst du es auch erlösen wollen.“

Und Hübel sah das Gesicht eines Mädchens, das kam ihm bekannt vor, aber er wußte nicht, wo er es hinthun sollte. Es war so reizend! „Ja, ich will alle Kraft daran setzen,“ rief er.

„Aber ohne mich geht's doch nicht,“ meinte wichtig das kleine Ding, das im Grase spielte. „Soll ich dich führen?“

„Komm, du Schelmengesicht.“

Der Alte gab dem Studenten eine Art, die schöne Frau das Bild. „Damit hilf dir über die Hindernisse,“ sagte er. „Damit stärke dich, wenn dir die Kraft versagt,“ sprach sie.

„Jetzt bau eine Brücke,“ nickte das Kind. „Da stehen Bäume.“

Hübel hieb Bäume um und legte sie über das Wasser des Grabens. Er durchbrach die Mauer an der Stelle, auf welche das Kind zeigte; es ging leichter als er dachte. Er hieb einen Weg durch das Dickicht im Garten und brach eine Thür in das Haus, und im Hause schichtete er zusammengelesene Steine unter sich, höher und höher: das Kind warf sie ihm spielend hinauf und war zuletzt mit einem Sprunge bei ihm oben. So oft er matt geworden war, hatte er das Bild betrachtet und Kraft bekommen.

„Dort,“ sagte jetzt das Kind schalkhaft und zeigte auf die Thür ohne Schloß.

Belebend stand der Gesell davor. Ein paar Arthiebe schlugen die Flügel auseinander und er trat in den erleuchteten Saal.

Da stand das Glück.

Es hatte aschblondes, sonniges Haar und große blaue Augen und fiel ihm um den Hals.

„Nun habe ich dich,“ sagte das Glück und sah ihn aus den großen blauen Augen strahlend an; „ich habe lange genug auf dich gewartet. Du hast viel gelernt und schwer gearbeitet auf dem Wege zu mir, nun sollst du auch sehr glücklich werden.“

„Es haben mir drei geholfen,“ antwortete der Gesell, „ohne die hätte ich es doch nicht fertig gebracht.“

„Ja: Glaube, Liebe und Hoffnung; hast du sie nicht erkannt? Sie werden sich freuen in unserem Schlosse zu wohnen. Sie haben dir viel geholfen, ich weiß es; aber die Hauptsache war doch, daß du die weiße Brille aufhattest und keine bunte, sonst hättest du alles verfehlt wie deine zwei Gesellen.“

„Wo ist denn unser Schloß?“

„Willst du es sehen?“ sagte das Glück. „Küsse mich.“

Er küßte das Glück auf den Mund.

Da dehnte und schmückte sich alles um sie, aus dem wüsten Hause ward ein lustiges Schloßchen und aus der Wildnis drunten ein blühender Garten. Und Hübel und das Glück machten miteinander Hochzeit.

Die Brille brauchte er nicht mehr; „gar keine, das wäre ebensogut,“ sagte das Glück, und da wurde sie eingerahmt und bekam den besten Platz an der Wand.

\* \* \*

Stübel ist anderen Tages weitergewandert und aus dem Walde hinaus; er lief die ganze Erde ab und war immer vergnügt mit seiner roten Brille, das war noch das beste! Aber er sah Enttäuschung auf Enttäuschung, und es ging ihm immer kümmerlich.

Dübel saß bei der Unke im Keller, ausgenommen wenn er Nahrung im Walde suchte; und er lernte immer mehr von der Unkenweisheit, davon war ihm zuletzt so dumm im Kopfe, daß er närrisch ward.

Ein Tages waren sie beide gestorben und von den Brillen befreit; da sahen sie erst, wie übel sie mit ihnen beraten gewesen und wie gut es Hübel ergangen war.

Sie sahen auch viele Menschen auf der Erde, die mit rosenroten oder schwarzen Brillen liefen, und sie hätten ihnen gern davon geholfen, aber es ging nicht.





## Der Ostwind.



Es waren geistliche Gebäude; ein alter Deutschherrenstift, der sich in ein einfaches Gut verwandelt hatte. Eine gräfliche Familie hatte es vor Zeiten erworben, aber selten hatte ein Mitglied hier gewohnt. Es war von bezahlten Leuten verwaltet worden, wie manches andere Gut des Familienvermögens, und man hatte keine Kosten aufgewendet, um Dinge im Stande zu halten, die nichts einbrachten. Im Sommer war die lachende grüne Wildnis hier bezaubernd; sie lag herum wie die Rosenhecke um das Dornröschenschloß. Jetzt, im Winter, ließ der dürre Ueberrest häßlich. Aber die Schneenacht verklärte die Häßlichkeit und machte sie in anderer Weise märchenhaft. Und welch eine Schneenacht! Die Christnacht, in der die Lüfte so flug wehen, in der die schlafende Natur so plötzlich erwacht scheint, der Schnee wie lebendig flimmert. Das festlich lodernde Leben in der Menschenbrust wirft einen flackernden Schein über die Dinge, sie mit einer heimlichen Bewegung überkleidend — dies ist das ganze Geheimnis. Aber auch für den, welcher sich dies sagt, ändert es an dem Eindrücke nichts.

Die zwei kunstreichen Giebelhäuser, die eine Brücke durch die Luft verband, waren für die Herrschaft reserviert. Selten wurden die meist kleinen Zimmer mit ihrer altmodischen Einrichtung, den Wänden voll Holzbekleidung und verblichenen Stofftapeten, den Schnitzmöbeln mit hohen Lehnen und Leder- oder Seidenzeugbekleidung, den verschoffenen Teppichen, den hundert Kumpelkammergeräten gelüftet. Nur ein größerer und ein daran stoßender kleinerer Raum erfuhren jüngst eine Veränderung. Leute aus der Stadt kamen, warfen alles, was darin sich vorfand, bis auf die nackten Wände und den schwarzen Marmorkamin hinaus und richteten die Zimmer neu ein, mit Malereien, schmucken Tapeten, bequemen Möbeln und weichen Teppichen — in dem kleineren Raume gab es seitdem ein Himmelbett, einen Schreibtisch und bis zur Decke reichende Bücherspinde.

Vom Garten her wehte der Ostwind gegen die Häuser, er zog stetig, aber gemächlich, er streifte gewissermaßen vorsichtig über die helle Schneefante des alten Portals und die wie mit Watte umlegten Nestchen, die sich kaum rührten. Nur in die Schornsteine fuhr er mit ungenierter Wucht hinab und

blies so beharrlich, als fühle er sich verantwortlich dafür, daß in dieser Nacht die Menschenkinder warm säßen.

Dabei war er auf ein Kaminfeuer gestoßen, und das war ihm hier etwas Neues. Er prasselte in den Flammen umher und warf den Schein soweit als möglich in die Stube, welche sich so sehr verändert hatte. Kein lebendes Wesen befand sich in dem Raume, ausgenommen die alte schwarze Hauskaze, die in einer Ecke zu schlafen schien.

Ein berstendes Holzstück lärmte wie eine abgebrannte Pistole, und die Kaze richtete sich auf, dehnte sich und schritt gravitatisch zum Kamin.

„Hm!“ sagte sie, „wir kennen uns. Wie geht's in Rußland?“

„So, so,“ meinte der Ostwind. „Ich halte es nicht lange da aus. Wenn's möglich ist, komme ich Weihnachten immer herüber, denn da gibt's hier am meisten zu sehen. Was habt ihr für eine Veränderung?“

„Einen Herren hier. Er hat uns geerbt; als er auf großen Reisen, ich weiß nicht wo? war, hat er geschrieben, daß zwei Zimmer in stand gesetzt werden sollten, und nun ist er hier. Ich muß mich schon zu ihm halten; und er benimmt sich anständig gegen mich.“

„Lebt er allein?“

„Natürlich; bei zwei Zimmern! Er ist sogar sehr allein, denn er liest und schreibt fast den ganzen Tag —“

Es klopfte an der Thür draußen, häufiger und immer stärker. Plötzlich sprang die Thür gegenüber auf; man sah einen Schreibtisch und den Rücken eines Mannes, der „Herein!“ rief. Dann legte dieser Mann die Feder beiseite, stand auf, nahm die Lampe und trat gleichzeitig mit dem, welcher geklopft hatte, in das Kaminzimmer. Der eine war der junge Graf, der andere der Inspektor.

„Guten Abend, lieber Neuhaus,“ sagte der junge Graf, der doch schon hoch in den Dreißigern sein mochte. Seine Haltung war vornüber geneigt, sein Antlitz bleich, seine Stimme hart und klanglos. Dennoch hatte er etwas Vornehmes, etwas geistig Vornehmes. Er setzte die Lampe auf den Kaminsims, warf ein paar Holzstücke in die Glut und ließ sich wie fröstelnd in einen Lehnstuhl fallen.

„Was wünschen Sie?“

Der Inspektor stand breit an der Thür und blickte ein wenig verlegen aus dem vollbärtigen Gesicht, das von Kraft und männlichem Ernst sprach. Man merkte ihm an, daß er mit einem Herrn zu thun hatte, den er nicht recht zu nehmen wußte.



„Herr Graf,“ hub er an, mit rauher, schwer fließender Rede, „es ist heiliger Abend heute, und wir haben den Saal im Leutehause hergerichtet für das Gesinde, daß sie ihre Weihnachtsfreude haben und ihren Herrgott loben.“

„So, so; und wie haben Sie das gemacht?“ fragte der Graf zerstreut und fuhr mit der Fußspitze streichelnd an der Kage hin und wieder.

„Wie es von alters her Sitte ist: wir haben drei hübsche Tannen aus dem Forst geholt und aufgeputzt, und sie stehen auf der langen Tafel, und darunter ist für alle Leute aufgebaut, Bäckerei und Sachen, die sie gebrauchen können und die ihnen Freude machen. Wenn sie abgeessen haben, führe ich die Leute hinein, meine Frau und Kinder angeschlossen, daß sie inne werden, wir sind eine große Familie vor dem Herrgott; dann singen wir ein Weihnachtslied aus dem Gesangbuch, und ich habe danach immer ein paar Worte im guten Willen geredet, wie mir's ums Herz ist. Nachher ist alles fröhlich und übt allerlei Bräuche, wie sie in der Gegend althergebracht sind —“

„Schön, lieber Neuhaus; machen Sie das so, ich habe nichts dagegen.“

„Halten zu Gnaden — da wollt ich fragen, ob der Herr Graf uns nicht die Ehre schenken möchten, zugegen zu sein und zu thun, was ich sonst in Ermangelung des wirklichen Herrn gethan habe.“

Der Graf lachte auf, und das Lachen klang ein wenig spöttisch.

„Ich danke, mein Lieber,“ sagte er, „ich würde eine sonderbare Figur dabei machen. Ich kann weder Kirchenlieder vorsingen, noch predigen, am wenigsten Weihnachtspredigten halten. Das Volk hat seinen Weihnachtsglauben und mag seine Feste feiern; ich denke ein wenig anders über das Kind von Bethlehem und seine Mutter, seit ich mich habe überzeugen müssen, daß die Isis Hathor von Aegypten nebst ihrem Söhnchen das Original zu der jüdisch-christlichen Kopie eines wunderbar geborenen Christus darstellen. Es ist ein anmutiges Fest, voll Poesie, dieses Weihnachtsfest; wer es über sich gewinnen kann, mag es um deswillen mitfeiern. Mir ist Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit die höchste Mannestugend. Ich hoffe, daß Sie wenigstens die Ueberzeugung der Leute teilen, indem Sie die Führung der Feier übernehmen?“

Der Inspektor hob den Kopf und sah ernst, die Augen voll Glanz, zu seinem jungen Gebieter hinüber.

„Ja, Herr Graf, halten zu Gnaden, die theile ich. Was es mit dem ägyptischen Ibis auf sich hat, das weiß ich nicht und mag's auch nicht wissen.“

Aber um einer elenden Kreatur willen gebe ich meinen Trost im Leben und Sterben nicht dran. Die Weisheit ist gewiß ein schönes Ding, Herr Graf, aber sie ist nichts für das Herz, und ich will lieber glauben, daß Hirten auf dem Felde Engel singen hörten und Gottes Sohn in einer Krippe mit himmlischer Glorie sahen, als die Freude verlieren, die ich seit meinen Kinderjahren alle Weihnachten gehabt, und die Gewißheit, daß mir einer hilft, mein Geblüt und Gemüt ordentlich im Zaum zu halten, mir Licht gibt in Trübsal, und einen Stecken und Stab für das dunkle Thal des Todes."

Der Graf erhob sich und trat vor.

"Mein lieber Neuhaus," sagte er nicht unfreundlich, aber mit leiser Ungeduld, "das ist eine vortreffliche Weihnachtspredigt, welche Eindruck machen wird. Ich bin weit entfernt, Ihre Ueberzeugung antasten zu wollen. Es gehört viel eigene geistige Arbeit dazu, um dahin zu kommen, wo ich stehe, und keine Reue zu fühlen. Lassen Sie sich durch den Gedanken an mich Ihre Weihnachtsstimmung nicht stören —"

Er nickte verabschiedend und kehrte zum Kamin zurück. Der Mann mit dem ehrlichen, von innerem Feuer geröteten Gesicht sagte: "Halten zu Gnaden, Herr Graf, gute Nacht!" und schritt aus der Thür.

Die Flammen im Kamin loderten, knisterten und knackten. Der Ostwind fuhr ärgerlich darin herum, und plötzlich stäubte eine Funkengarbe hinaus, daß der Graf erschrocken beiseite rückte. Er griff nachdenklich zu der Zange und schob das Holz weiter zurück. Er sah den Leutesaal mit den drei hohen Tannen auf dem Tische im Geiste: der Lichtschein erhellte die braunen Gesichter, und er atmete Tannennwürze und Wachsdunst. Man sang, und die sonore Stimme des Inspektors predigte. Der Inspektor hatte fünf hübsche Kinder mit blauen Augen und Flachslocken, und in jedem der blauen Kinder-  
augen spiegelten sich drei Tannen voll Kerzen wie funkelnde Weihnachts-  
seligkeit —

"Ich bin kein Kind mehr," sagte er mit leisem Seufzer. "Es muß sein." Und er ging mit der Lampe wieder in sein Studierzimmer.

"Pfui!" fauchte der Ostwind; "Pedant! Pedant!" Die Funken stoben, und die Flammen loderten blaugolden in die Luft. "Wie dumm, wie langweilig!"

"Ich wollte, ich wäre vorhin mit durch die Thür gegangen," murrte die Raze. "Es wäre noch schöner, wenn ich das Jahr nichts von Weihnachten haben sollte! Du findest es überall; aber ich — —"



Der Ostwind fuhr über das Land. Er bekam genug zu sehen.

Auf dem Berglande lag überall der Schnee, und er war am dicksten an den Waldrändern, wo die Felder angingen. Die Hasen hätten viel lieber grüne Weihnachten gehabt.

Am Waldrande saß ein magerer Buschhase und machte Männchen. Die Häsfin lag dicht dabei unter einer Tanne, hart am Stamme, wo sie vorher den Boden abgescharrt hatte. Vom Thale glänzten glührote Fenster herauf.

„Warum reckst du dich?“ fragte der Ostwind. „Willst du im Dorfe die Weihnachtslichter sehen, und was aus den Tannen gemorden ist, die sie hier abgehauen? Die sind Prinzessinnen geworden, ich werde sie gleich besuchen. Alles voll Gold und Silber an ihnen, alles voll Lichter und Schmuckfaden. Die Menschen sind vernarrt in sie.“

„Ich befehe mir meine eigene Tanne da, und sie ist mir lieber so, wie sie ist. Sie ist grün, und darauf kommt mir's an. Das Grün ist die Hauptsache, denn davon lebt unsereiner. Ich wollte dir sagen, du solltest mir den Schnee von den Zweigen fegen, aber das wäre doch nicht das richtige. Grün unterm Schnee, das ist unsere Hoffnung in dieser betrübten Zeit, und das bedeutet die Tanne. Ihr Grün ist freilich ungenießbar, und darum sage ich, es ist nichts Reelles. Aber das paßt eben, denn die Hoffnung ist auch nichts Reelles. Man wird nicht wirklich satt von ihr. Du könntest etwas über den Schnee da fegen, denn es ist Saat darunter, ganz hübsch aufgegangen.“

Der Ostwind amüsierte sich über den Hasen, der noch immer auf den Hinterläufen saß und seine Tanne bewunderte. Die Häsfin, die zusammen duckt, mit hintergelegten Löffeln zugehört hatte, schielte herüber.

„Ihr sollt etwas Genießbares haben, das gehört zu Weihnachten.“

Der Ostwind wirbelte auf dem Felde hin und jagte dicke Schneewehen vor sich in das Dorf hinab — —

\*

\*

\*

Vor einem Orte stand eine Mühle, eine sogenannte holländische. Unten war sie eine Art Haus, oben darauf stand die Mühle. Heute war sie still, und der Ostwind machte keinen Versuch, die Flügel zu bewegen, was sonst zu seinen Hauptbelustigungen gehörte. Er fuhr durch die Lufen hinein, durch alle Gänge und Schlüßellocher.

In einer Stube stand ein Mann vor dem Spiegel. Er hatte schwere Stiefel an den Füßen, einen dicken Pelz am Leibe, eine Pelzmütze auf dem Kopfe und war bemüht, sich einen Bart aus Watte über das Gesicht zu





passen. Auf dem Tisch stand ein angepustetes Christbäumchen mit brennenden Lichtern, daneben lag auf einem vollgestopften Sack mit allerlei Buckeln und Erhebungen ein Paar pelzgefütterte Fausthandschuhe. Der Mann lächelte still vor sich hin, so recht glücklich, und dann wieder grimmig — nun pff! er leise durch die Watte und horchte: eine feine Kinderstimme plapperte in der Entfernung einformig und unverständlich, und der Mann ließ die Hände sinken und hörte zu, wie vor einer Offenbarung.

In einer anderen Stube, über den Hausflur hinüber, war es sehr warm. Ein sauberes Stübchen mit weißen Gardinen und Blumen auf dem Fenster Sims, mit einer weißen Decke über dem Tische und einem braunen alten Kachelofen in der Ecke. Eine alte Frau in häuerlicher Kleidung hielt ein sonniges blondes Geschöpf von Kind auf dem Schoße, dabei erhob sich eben ein etwa fünfjähriger Knabe von einem hölzernen Schemel, auf dem er gekniet hatte, während auf der anderen Seite ein etwas älteres Mädchen im Stuhle saß.

Eine junge Frau lehnte am Kachelofen, mit höchst ernsthaftem Gesicht. Auf dem Tische stand ein Licht, die einzige Beleuchtung in dem Stübchen.

„Habe ich's gekonnt, Mutter?“ fragte stolz der Junge. „Nicht wahr, fein?“

„Du hast gesagt: in meine Augen, es heißt: in meinen Augen,“ meinte das Mädchen eifrig.

Der Junge sah sie von der Seite an. „Du weißt auch was! Um so was kümmert sich der Weihnachtsmann gar nicht. Nicht wahr, Mutter? Vielleicht weiß der's gar nicht einmal, wie's richtig ist.“

„Oho, der weiß alles.“

„Ich glaube gar, ihr fangt euch an zu zanken,“ sagte die Mutter vom Ofen her, und die beiden senkten die Köpfe. Die Großmutter sumnte eine Choralmelodie, und das goldige kleine Ding auf ihrem Schoße steckte den Finger in den Mund.

Dem Ostwind gefiel das Stübchen, er schürte im Feuer des Kachelofens und sprühte kleine Feuerwerke hinaus. Der Junge trat vor: „Liese, der Ofen sät Feuerfamen.“

„Still!“ sagte die Mutter. „Ich glaube, er kommt.“

Auf dem Hausflur knisterte es, die Hausthür ging auf, es klingelte, und schwere Stiefel trampelten, wie um sich von Schnee zu befreien. Ein paar tiefe Seufzer stiegen in dem Stübchen auf.

Die Mutter nahm das Licht vom Tisch und sagte: „Herein!“ — denn es klopfte.

Der Mann im Pelz aus der Stube gegenüber trat herein und sagte mit rauher Stimme guten Abend. Er hatte den Sack über die Schulter genommen und trug das brennende Weihnachtsbäumchen.

„Guten Abend, lieber Weihnachtsmann,“ sagte die Mutter. „Da sind meine drei artigen Kinder. Die beiden großen können ganz ordentlich beten.“

Der Junge kniete mit verschüchtertem Gesicht auf den Holzschemel und faltete die Hände, während seine Augen wie gebannt an dem Baume hingen. Der Mann schritt mit brummendem Kopfnicken in die Stube vor und stellte den Baum auf den Tisch. Dann wandte er sich zu den Kindern und hub in tiefem Tone an:

„Ich komme durch den tiefen Schnee,  
Ich komme von der Himmelshöh,  
Da loben die Engel vor güldenem Thron  
Gott den Vater und den Sohn,  
Den heiligen Geist in Herrlichkeit,  
Die loben sie in Ewigkeit.  
Gottes Sohn ist in die Welt geboren  
Als Kindlein vor Bethlehems Thoren,  
Auf daß ihn ehren alle Frommen  
Und in den schönen Himmel kommen;  
Des sollt ihr heut gedenken,  
So will er euch beschenken:  
Schöne Sachen den Guten,  
Den Bösen eine Ruten,  
Eine Ruten, die heißt und brennt —  
Jetzt zeigt mir, ob ihr beten könnt.“

Dazu rappelte er mit dem Sacke. Der Junge hob andächtig die Blicke und sagte:

„Jesus in meinen Augen,  
Jesus auf meinen Lippen,  
Jesus in dem Herzen mein,  
Daß ich ein Gotteskind mag sein.  
Geboren ist der Heiland heut,  
Des freun sich alle Christenleut —“

Weiter kam er nicht. Der Blick des Mannes im Pelz war auf das süße Geschöpf gefallen, das die Großmutter im Schoße hielt. Es hatte Härchen, die wie Sonnenschein flimmerten, und Augen wie Heidelbeeren, und sah, den



Finger im Munde, groß und unverwandt zu dem Manne empor. Und der Mann wäre am liebsten hingegangen und hätte es ans Herz genommen und abgeküßt, doch bezwang er sich und blinzelte nur ganz wenig, wie er meinte, ihm zu, so wie er sonst gern that — und plötzlich nahm das kleine Ding den Finger vom Munde und deutete mit dem nassen, winzigen auf den Mann hin und sagte mit hellem Aufleuchten in den klugen Augen: „Papa!“

Da überkam es den Mann, er wußte nicht wie. Er warf den Sack auf die Erde, riß die Mühe und den falschen Bart herab und kniete mit einem Aufjauchzen zu dem Kinde hin.

„Es hat mich erkannt, Mutter! So 'n kluges Kind! Es hat mich erkannt, es ist nicht zu glauben —“ und die Worte versagten ihm, und er riß das Kind an sich und erstickte es fast mit seinen Küßen.

„Der Vater!“ sagten die beiden größeren Kinder verdutzt lachend. „Aber Mann!“ rief es vorwurfsvoll vom Ofen.

„Oh, so laß, sie werden wohl auch ohne den Weihnachtsmann fromm werden.“

Der Ostwind kreiselte voll Rührung wie toll im Ofen. „Das lohnt doch der Mühe! Das ist doch ein Weihnachtsvergnügen — ja, die Kinder, die Kinder!“ —

\* \* \*

In der Stadt war's. Ein hübsches Häuschen, und im oberen Stock ein nettes Stübchen, warm, einfach, recht wie für einen sauberen alten Herrn geschaffen. Am weißen Kachelofen ein Lehnstuhl mit grünem Plüsch bezogen, ein runder Tisch mit grüner Decke, darunter ein Hirschfell als Teppich und darauf ein Christbäumchen im Holzgestell, noch unangezündet. Was braucht ein einsamer alter Mensch viel mehr, um Weihnachten zu feiern, als solch ein Plätzchen?

Ein Lämpchen brannte auf dem Sofatische, ein grüner Schirm dämpfte das Licht. In diesem grünen Dämmerlicht schritt der alte Herr behäbig breit auf und ab, das feine, ganz weiß umrahmte Gesicht nachdenklich zu Boden gesenkt. Er mochte schon lange so gegangen sein, denn der Abend war bereits stark vorgeschritten. Zuweilen blieb er stehen und blickte sich um. „Es zieht hier, ich weiß nicht wovon,“ murmelte er. Der Ostwind war's, der mit ihm ging. Er war neugierig, wie lange es dauern würde, ehe dieser alte Herr aufhörte, die Beine zu bewegen.

Jetzt stand derselbe am Fenster und drückte wohl zum zwanzigstenmal die Stirn dagegen. Man konnte gegenüber eine Weihnachtsstube mit vollem

Kinderjubil sehen und ein junges Paar, das sich manchmal verklärt aneinander lehnte und küßte.

Der alte Herr seufzte, zog ein baumwollenes Taschentuch und fuhr über sein Gesicht.

„Es hat nicht sollen sein, und heute sind es fünfzig Jahre her. Und heute sind wir zwei einsame Menschenkinder und könnten doch glücklich sein, ich wenigstens, und ich glaube, sie auch.“

Er raffte sich auf und nahm eine Flasche und ein Glas aus einem Schränkchen, die er neben das Christbäumchen setzte. Dann schritt er in einen dunklen Nebenraum und brachte ein Bild herein, das er dem Ofen gegenüber sorglich auf einen Stuhl stellte. Nun zog er Streichhölzer aus der Tasche und begann die Wachskerzen in den Tannenzweigen anzuzünden. Ebenso bedächtig entforzte er die Flasche, goß in den grünen Römer ein und ließ sich in den Lehnstuhl nieder.

„Gefegnete Weihnacht!“

Die mildstrahlenden Wachsfämmchen erhellten die Zimmerecke mit festlichem Schein. Ein Glasschrank, ein paar eingerahmte Photographieen an der Wand, die Flasche und der Römer brannten mit goldigen Reflexen. Der alte Herr mit dem feinen stillen Gesicht und dem schlichten weißen Haar legte das Taschentuch über den Schoß, faltete die Hände hinein und betrachtete das Bild gegenüber.

Ein Delbild in einfachem Goldrahmen, ein junges Mädchen im Kostüm der Luisenzeit, die Büste knapp umschlossen, die vollen Arme bloß und in der Taille gekreuzt, das dunkle wellige Haar über dem Wirbel aufgenommen, hübsche, aber eigensinnige Züge. Ein Gesicht, um zu reizen und zu quälen, weich und selbstfüchtig und selbstzufrieden.

Es quälte den alten Herrn noch immer: das sah man ihm an. Nicht mit jener Qual, welche hager macht und unstet, sondern mit jener still nagenden, die wie eine alte Kugel in der Wunde zuweilen drückt, bis an das Lebensende.

„Das ist der Tag, da ich dich gewinnen wollte und dich verlor, und so sahst du aus. Hätten unsere Wege sich noch einmal gekreuzt — vielleicht, es stünde doch anders um uns.“

Er versank in stummes Brüten, indem er spielend die Daumen übereinander drehte. Der Wein leuchtete unberührt mit geheimnisvollem Feuer. Der Kerzenschein überschimmerte das Mädchenantlitz, daß es in erheucheltem Leben spielte. Es war so still im Zimmer; und der Kopf des alten Herrn sank tiefer auf die Brust.



„Die Liebe höret nimmer auf.“

Im Ofen schnurrte es auf und ab, der Ostwind. „Dummes Zeug, dummes Zeug —“ Es war ihm nicht recht behaglich in dieser Weihnachtsstube.

\* \* \*

Wieder ein sauberes, helles Stübchen, etwas hoch gelegen. Helle Möbel, weiße Gardinen, weiße Decken — weiß, weiß, und hübsch gestärkt mit einem gewissen Schimmer von Waschblau. Etwas ärmlich das Ganze. Auf dem Tisch ein mageres Bäumchen mit einem halben Duzend Lichtern. Auf den nackten, mit weißem Sand bestreuten Dielen zwei Teller voll Milchmus.

Ein Anblick zum Kopfschütteln. Aber die ältliche Person, welche das Arrangement musterte, lächelte so zufrieden, sogar zärtlich. Sie trug einen langen dunklen Wollrock und um den Hals ein Knüpfstuch; das Scheitelhaar rahmte die Ohren mit zwei Zöpfchen ein, das übrige Haar war in einen dünnen Kranz aufgesteckt. Es lag etwas unbeschreiblich Altmodisches und Altjüngferliches über der hageren Person, in der Atmosphäre des ganzen Raumes.

Die Bewohnerin ging mit so leisen Schritten, als es der knirschende Sand zuließ, auf die Stubenthür zu und blieb da ein paar Augenblicke in lauschender Stellung. Den Mund, über dessen Oberlippe sich ein Schatten hinzog, spitzte ein Lächeln. Es war die Antwort auf ein leises Miauen, das draußen hart hinter der Thüre erscholl, wie mit einer kläglichen vorwurfsvollen Frage.

„Hübsch warten, Miezchen, hübsch abwarten, Hinzchen, die Kinderchen müssen Geduld haben und warten lernen. Alles nach der Ordnung. Erst singen wir etwas, und dann wird geklingelt.“

Und sie trat zurück und begann, in der Stube auf und ab gehend, mit dünner Stimme ein Weihnachtslied zu singen:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,  
Und bring euch gute neue Mär —“

Sie konnte es auswendig und sang es bis zu Ende. Dann ergriff sie eine Schelle und klingelte, und nun erst ging sie die Thür öffnen.

Zwei Katzen schmiegen sich durch die Thür, beide weiß, mit rot und grauem Rücken und Schwanz.

„Ei, ei, was hat denn der Weihnachtsmann gebracht für die Kinderchen? Das ist doch was, um sich den Bart zu lecken. Nun, ganz überrascht seid

ihr, nicht wahr? Ganz schüchtern sind die Kinderchen, wahrhaftig; es ist auch so schöner Zucker dran, und reiner Rahm, nicht die abscheuliche blaue Milch — ei, ei, ei —“

Der Ostwind pffte zu der noch immer halb offenen Thür herein, daß die Ragenjungfer rasch zuschlug. Er flog an ihrem wellen Gesichte vorbei, kreiste um die Stube und kam wieder und wieder zu einem Bilde an der Wand zurück. Waren das dieselben Züge, die er in der Stube des alten Herrn auf dem Delbilde gesehen hatte, oder täuschte er sich? Hui! das war sie, streichelte zwei prall ausgefüllte Ragen — und dort saß er mit den feuchten Augen und dem rührenden alten Herzen — die Liebe höret nimmer auf — — hui! —

Der Ostwind kann überall hin. Er wunderte sich, nicht vorher daran gedacht zu haben, daß er dies Gesicht treffen müsse. Eine närrische Welt!

\* \* \*

In Kamine blies er am liebsten. Da gehörte das Flammenspiel mit zur Stube, und man konnte bequem etwas sehen.

Und das war eine Weihnachtsstube! Ein Saal, hoch wie eine Kapelle; auf dem Tische ein Baum, fast so hoch wie ein Bootsmast. Jeder Ast hätte noch einen netten kleinen Christbaum abgegeben. Die Lichter darin große Tafelkerzen; handgroße flimmernde Papiersterne, Schmetterlinge, Konfettisachen. Und welche Kostbarkeiten darunter aufgebaut! Ein Kunstkabinett voll Schönheit, ein funkelnder Reichtum an Arbeit und Material. Getriebene Schalen, venetianisches Kunstglas, eingelegte, beschlagene Holzarbeit, Prachtbücher, Decken von Seidenplüsch und Brokat. Auf einem der in Altgold bezogenen Rokokoesseln ein Ballkleid, ein Hauch von Schönheit. Wenn die Kerzen brannten und der Weihnachtstisch sich dann in den hohen Deckenspiegeln verzehnfachte, mußte das eine Orgie von Farben und Glanzlichtern geben.

Jetzt war es noch still im Saale: eine weiße Kage mit wohlgepflegtem seidenem Pelz lag faul auf einer Felldecke, aber sie rührte sich nicht. Nur aus dem Nebenzimmer, dessen Thür bloß angelehnt sein mußte, hörte man lebhaftes Reden.

„Ich bestehe darauf, daß du hingehst, Georg! Mein Gott, nun habe ich mich gequält mit der abscheulichen Stickerie und der Mensch hat mir ganz bestimmt versprochen, ich soll das Ding heute haben — und ich sehe keinen



Schritt eher in den Saal, das sage ich dir, ehe ich es nicht hier sehe. Es ist zu häßlich von dir, daß du mir's verweigerst; das wirst du davon haben, daß du mir den ganzen Abend verdirbst."

"Aber sei doch vernünftig, liebes Kind —"

"Ich will aber nicht vernünftig sein, oder vielmehr ich bin es; wenn einer von uns unvernünftig ist, so bist du es. Ein anderer Mann, der seine Frau liebt, wie du es mir immer versicherst, wäre längst gesprungen. Aber das vermißte ich eben an dir, dieses Achten auf meine Wünsche! — Ich habe mir die Augen für dich verdorben —"

"Du hast noch so süße Augen —"

"Was ist das — um Gottes willen sieh nach, Georg —"

Die Thürspalte hatte sich erweitert, und Fips war im Saale erschienen. Fips war ein brauner Wachtelhund, ein sehr streitbarer kleiner Herr, und Mimi, die Raze, zu Mißtrauen geneigt. Sie hob sich, zeigte die Zähne und fauchte. Der Wachtelhund stellte sich in Schlachordnung und bellte. Der Kampf schien unvermeidlich. Allein Mimi war die schwächere, und sie wußte das; sie floh. Eine wilde Jagd begann. Ein paar Sekunden später saß die Raze in den Zweigen des Christbaums, welcher zitterte und schwankte, und blickte mit giftigen Augen auf den Feind, der auf dem Ballkleide Stellung genommen hatte. Ein Weinglas lag auf dem Tische in Scherben, eine Karaffe war umgefallen und blutroter Burgunder strömte auf das zarte schillernde Märchen von einem Ballkleide.

Der Ostwind konnte alles sehen, er trieb die Flammen höher auf, und sie beleuchteten das feindliche Paar. Der Hund lärnte und tobte.

Ein junges Ehepaar stand davor, aristokratische Figuren und Gesichter, noch sehr jung.

"Bestie," sagte der junge Mann zähneknirschend, griff in das Fell des Hundes, trug den Heulenden zur offenen Thür hinaus und warf ihn in das Nebenzimmer. Die Raze sprang hinab und kroch in eine Ecke. Die junge Frau lag lachend und weinend vor dem Ballkleide auf den Knien.

"Georg, das ist süß, das ist bezaubernd! Und nun ist es hin. Jetzt will ich dir gestehen, daß ich mir zu übermorgen auch ein neues Ballkleid habe machen lassen. Siehst du, wie gut es war; das hier kann ich doch nicht anziehen. Nicht wahr, nun sagst du nichts, wenn die Rechnung kommt? Und so eins bekomme ich auch noch, du hast einen unbeschreiblichen Geschmack. Meinethalben bleib nun hier, die Stickerie wird dir auch

später noch Freude machen. Klinge dem Johann, er soll den Baum anzünden."

Der junge Mann schritt zu einem Klingelzug. Sein Gesicht war finster.  
„Ruh!“ machte der Ostwind — —

\* \* \*

Er flog wieder über offenes Land. Ein Dorf lag hinter ihm, vor ihm die verschneite, von Wagenspuren zerrissene Landstraße, weiterhin winterlicher Wald. Eine eisige Nacht, die zum Morgen neigte und die im Licht des scheidenden Mondes dämmerte.

Die Straße vom Dorfe her war belebt, vermunnte Gestalten wateten durch den Schnee, Männer, Weiber, Kinder. Glockengeläute schwang sich mit dröhnendem Klang durch die Winterluft — da lag das Kirchlein, seitlich der Straße auf einer Erhöhung, das Dach voll bläulich silbernem Schneeglanz, die Fenster hell erleuchtet. Man läutete zur Frühmette.

Der Reisende, welcher noch halb verschlafen in der verschlossenen Kutsche den Weg herauffuhr, vernahm das vom Kutscher. Er wußte nicht, was eine Frühmette war, er war nie in einer solchen gewesen.

„Hübsch ist es drin, Herr, die ganze Kirche wie ein Weihnachtsbaum.“

„Anhalten, ich will eine Frühmette sehen! Ich komme gleich wieder.“

Der Wagen hielt im Angesicht der Kirche mitten auf der Landstraße, und der Mann im Wagen nahm seinen Pelz fest um sich und kletterte heraus. Die Glocken läuteten nicht mehr, aber man hörte die Orgel spielen, als er die glatten Stufen aufwärts stieg.

Die kleine Dorfkirche mit den weißgetünchten Wänden sah wie verklärt aus. Rechts und links vom Altar zwei mächtige Tannen, wie mit leuchtenden Sternen besät, die Emporen mit Tannenzweigen verkleidet. Die Sitze waren fast gefüllt, zwischen den ernsten Männern und Frauen bewegliches Kindervolk, brennende Lichter davor, während die Kinder Wachstümpfchen hielten, einander ausbliesen und wieder anzündeten.

Ein bezauberndes Bild, voll Unruhe, aber voll freudiger, festlicher Unruhe.

Der Fremde fand einen Platz, und die neugierigen Gesichter beruhigten sich über seine Anwesenheit. Er war ein junger reisender Kaufmann, mit vollen gesunden Backen, krausem Haar und einem Schnurrbärtchen. Seine Augen blinzelten ein wenig verschlafen — er hatte am Abend helfen eine



Weihnachtsbowle im Wirtshaus trinken, und sie war nicht klein gewesen. Eine seelenvergnügte Gesellschaft war da beisammen gewesen, und sie hatten Schnurren erzählt, und er hatte eigentlich den Vogel abgeschossen. Er war überhaupt immer so vergnügt wie ein Sperling, Tag für Tag. Er hatte keine Sorgen, kannte die besten Wirtshäuser und ließ sich nichts abgehen. Er war ein so guter Mensch, wie irgend einer, und es war ihm klar, daß man dazu nicht gerade Kirchen zu besuchen nötig hatte. Er bildete sich ordentlich etwas darauf ein, daß er hier am kalten Wintermorgen in einer solchen saß. Dann wieder, wenn er die Augen ein wenig schloß, hatte er ein Gefühl, als säße er in einem Theater.

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her —“

scholl es um ihn, und es dämmerte in ihm auf, als könne er das Lied auch noch singen. Er setzte mit einer gar nicht üblen Stimme ein, und je länger er sang, je schwungvoller sang er. Es war ihm, als brächte er erst das rechte Leben in den Gesang und als dürfe er nicht aufhören, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen.

Der Prediger sang die Liturgie, die ganze Gemeinde antwortete, ein brausender Chor. Jener war ein weißhaariges, schlichtes Männlein mit zitternder Stimme, aber das klang eigentümlich ergreifend, wenn er sie hören ließ. Ein wunderbarer Geist zog durch diesen Raum, Tannen- und Wachsdunst und feierliche Töne und dabei noch etwas Unbeschreibliches. Die müden Augen des jungen Mannes klärten sich und leuchteten und er sank ein wenig zurück. Ein paar Saiten in seiner Brust klangen, wie vielleicht einmal in ferner Zeit, schmerzlich-angenehm. Er träumte, während alles sang, Weihnachtsfeste der Kindheit, und wachte erst auf, als man schwieg.

Der Prediger stand auf der Kanzel.

„Christ ist geboren, freuet euch! Das Licht ist in die Welt gekommen, und abermals sage ich: freuet euch! der Gläubige freue sich, und wer da nicht glaubt, der bete: Vater gib mir meine Jugend wieder — —“

Der junge Reisende erhob sich leise. Er saß ganz hinten und konnte ohne viel Aufsehen hinausgehen zu dem harrenden Wagen.

„Nun, war's nicht hübsch, Herr?“

„Sehr hübsch. Jetzt kann's weiter gehen.“

Er legte sich bequem in die Kissen und schloß die Augen. Die Weihnachtskirche verdämmerte vor ihm wie ein Traum, und in dem Traume klang

es langgedehnt: Vater, gib mir meine Jugend wieder! Es klang wie von einer pfeifenden Stimme. Aber es war die Stimme des Ostwinds, der um den Wagen piff.

\* \* \*

Ueber acht Tage waren vergangen. In dem alten Guts Hause mit dem schnörkeligen Giebel loderte wieder das Kaminfeuer in dem Saale, während der gelehrte junge Graf nebenan schrieb. Die schwarze Kaze saß zusammengekauert auf einem Polsterschemel und blinzelte in die Flamme. Neben ihr lagen die dürrn Reste eines Christbaums, ein paar Nester knisterten im Kamin.

Plötzlich blies es kräftig von oben herein — der Ostwind.

„Da bin ich wieder einmal. Ich war gerade im Zuge und bin ein wenig um die Erde gefahren. Die Nacht, wenn uns niemand mehr stört, will ich dir Weihnachtsgeschichten erzählen. Aber der Tausend, hier geht's einem alten Christbaum zu Leibe?“

„Einer von denen aus der Leutestube. Du erinnerst dich? Unser Graf will sie alle für sich verbrennen, er meint, der Harzgeruch wäre ihm angenehm. Einen haben wir schon verbrannt.“

Das Christbaumholz ächzte und knackte.

„Ja, das hilft nichts, Schätzchen,“ sagte der Ostwind. „Es gibt Genüsse, die man mit dem Leben bezahlt. Du hast wenigstens das Höchste genossen, was einer Tanne werden kann. Solch ein Weihnachten ist unbeschreiblich schön, aber es dauert auch nur eine Nacht, dann ist's vorbei. Nur die Liebe höret nimmer auf, wie ein alter Herr sagte — das ist eine schnurrige Geschichte, eine, die du nachher hören sollst, Freundchen.“







## Das Kind mit dem Kätzchen.



**E**s ist Heiligabend, obwohl kein Schnee auf den Straßen liegt und die Luft eher herbstlich als winterlich weht. Die Dämmerung ist hereingebrochen, was an diesem Tage etwas zu bedeuten hat:

„Mutter, es wird schon dunkel. Geht's noch nicht bald an?“

„Mann, bist du noch nicht fertig? Es wird wieder so unausstehlich spät, wie voriges Jahr.“

„So geben Sie her, Fräulein. Das Ding ist zu teuer, aber es dämmt

schon, und ich habe keine Zeit mehr, um mit Ihnen zu feilschen.“

„Noch eine Schnarre, lieber Herr? Es ist bald Nacht, und ich habe erst eine einzige verkauft. Bitte schön, lieber Herr!“

So redet das in der Dämmerung.

Auf der Straße hier blüht noch der Weihnachtsmarkt: erleuchtete Buden, Harmonikablasen, Pfeifen, Trommeln, Drängen und Treiben und Summen. Wie auf dem Pflaster da die wechselnden Lichter und Schatten durcheinander

laufen! Und die Menschen sind auf der einen Seite goldbestrahlt, auf der anderen ganz schwarz.

Gedämpftes Budenlicht fällt in einen Thorwinkel, da steht ein Kind, ein Rätzchen zwischen den Füßchen. Es gibt Kinder, welche aussehen wie von irgendwoher auf die Erde geschneit, und dieses Kind ist ein solches.

Es steht auch plötzlich so da, niemand hat es kommen sehen. Es blickt in die Budenherrlichkeit hinüber, und sein Gesicht spiegelt dunkel empfundenen Kummer und hoffnungslose Wünsche. Wäre es ein Bild, man würde darunter schreiben: Vergessen!

Das Rätzchen zwischen den nackten Füßen sagt von Zeit zu Zeit: „Mir auch! Mir auch!“ — ganz deutlich.

Zwei Damen halten vor der Gruppe an, in Pelz und Schleier.

„Das arme Würmchen! Ohne Zweifel friert es, aber es ist so neugierig, daß es aushält. Freilich haben diese armen Geschöpfe nicht viel vom Fest außer dem Anblick des Weihnachtsmarktes.“

„Ei, es ist gut, daß sie sich von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnen. Uebrigens haben wir zwei Bescherungsvereine für arme Kinder. Gehen wir also!“ Und sie gehen.

„Solch ein Fest kostet mich wenigstens zweihundert Thaler,“ sagt ein Mann zu einer Dame neben ihm.

„O, sehen Sie dies Kind hier! Welch eine auffallende Erscheinung!“ ruft die Dame.

„Bitte, bitte, wir haben keine Minute Zeit.“

Das Rätzchen rührt sich, als sie ein paar Schritt fortgegangen sind. „Mir auch! Mir auch!“ — sie hören es gar nicht mehr. Aber zwei junge Männer haben es gehört, und einer davon wendet das Gesicht herüber.

„Da steht solch ein Ding, das seine Mutter zum Betteln hergestellt hat. Heute muß man ein Uebrigcs thun. Ah — na, dann heb dir ihn selber auf.“

Das Kind hat den Groschen nicht genommen, dort liegt er auf der Erde, wo er hingefallen. Die jungen Männer entfernen sich.

„Ich habe meine Grundsätze,“ sagt der zweite, und man versteht jedes Wort in dem dämmerigen Thorwinkel. „Ich gebe grundsätzlich nur an Leute, deren Verhältnisse ich kenne. Diese Bettler leben mitunter zu Hause sehr gut.“

„Mir auch! Mir auch!“ ruft kläglich das Rätzchen.

„Papa, bringt dem da das Christkind nichts?“ Ein kleines Mädchen zeigt auf die Gruppe.



„Vielleicht nicht. Arme Kinder sind meist unartig und nicht fleißig. Ueberhaupt trägt es in die schönsten Wohnungen immer das Meiste und Schönste, das ist ganz natürlich.“

„Soll ich dem Kinde etwas geben?“

„Oho, das müssen wir doch dem Christkind überlassen.“

Das Kind mit dem Käzchen läßt dem kleinen Mädchen und dessen Vater verstohlene Blicke nachgehen, und es zuckt ihm um die tiefen Winkel des Kirchenmündchens. Indem hört es, wie einer im Vorübergehen murmelt: „Ach was! Man hat selber fünf Kinder.“

Ein etwas dünn angezogener Mann, der ein paar kleine Bäckchen mit langem Arm in die Seite preßt. Da rennt er nun hin!

In den Buden wird jetzt eingepackt. Die Glocken läuten, der Lichter werden immer weniger. Dafür sieht man in ein paar Fenstern brennende Christbäume.

Das Kind steht noch immer auf der nämlichen Stelle. Jetzt kommt ein Junge die Straße her, derselbe, der Schnarren zu verkaufen hatte. Er hält noch eine Schnarre zwischen den Zähnen und zählt eifrig Geld aus der Tasche in die Hand.

„Mir auch! Mir auch!“

Der Junge fährt auf und sieht das Paar in dem Thorminkel.

„Gott bewahre,“ spricht er mitleidig durch die Zähne, welche die Schnarre halten. „Da hast du den Waldteufel, es ist der letzte. Dreh mal — so, Kleiner! Auf den Waldteufel soll es mir nicht ankommen; aber das Geld brauchen wir selber zu nötig.“

Das Kind lächelt ein wenig und läßt schüchtern den Waldteufel schnarren, und der Junge nickt ihm gutherzig zu, dann geht er weiter und fährt fort zu zählen.

Er sieht nicht, wie das Kind hinter ihm drein kommt mit den nackten Beinchen.

Nun steht er in einer Stube — das ist ein Loch mit einem Ofen, einem Tische, einer Bank, einer Bettstelle, einem Strohbund und mit einem Häufchen Lumpen, welches dasselbe bedeutet, wie bei anderen Leuten der Kleiderschrank. Im Bett liegt eine kranke Frau.

„Alles verkauft, bis auf einen, Mutter,“ sagt der Junge. Und plötzlich: „Gott, das brennt ja wohl nebenan?“

Durch die Ritzen in der Thür fällt Lichtschein. Der Knabe springt hin und öffnet.

Da steht das Kind mit dem Käzchen im Flur, in der Hand die Schnarre. Es steht da in einem zitternden und geheimnisvollen Lichtglanz, der gleichsam die Haut und die Lumpen an ihm durchtränkt. Die tiefen Augen sind voll Liebe, und der kleine Mund lächelt.

„Selig sind die Barmherzigen,“ sagt es.

Der Glanz dunkelt wieder — es ist verschwunden.



## Der einsame Vogel.



Ueber der höchsten Fels Spitze der Gegend flog ein einsamer Vogel, viel höher noch. Er schlug nicht mit den Flügeln, hatte sie nur weit ausgebreitet und zog langsam Kreise in der Luft. Ein gewaltiger Vogel war es.

„Ich und die Welt!“ sagte er.

Nach einer Weile bekam er Lust, sich nach seiner Frau und seinen Kindern umzusehen. Er flog ein Stück fort und schwebte langsam nieder.

Das Nest an der steilen Felswand war leer, Blutspuren und Büschel von Federn drin.

Da saß er auf der Steinkante und starrte mit den düsteren, gewaltigen Augen auf den Fleck und holte mächtig Atem. Danach drehte er sich um und blickte in die Tiefe. Regungslos saß er.

Nun breitete er wieder die Flügel aus, hob sich in die Luft, immer höher, und zog wieder seine Kreise über der Fels Spitze.

„Ich und die Welt!“ sagte er.

Einige Zeit später verspürte er Hunger. Er stellte die Augen ein und sah tief unten auf einer Halde Ziegen weiden. Da nahm er die Flügel an den Leib, stieß nieder und faßte ein Bicklein, mit dem schwang er sich auf. Plötzlich krachte ein Schuß, ein Feuerstrom fuhr auf, und der Tod bohrte ihm in die Brust.

Er lag unten mit brechendem Blick, und ein Jägermann kam auf ihn zu. Mit den verschleierten Augen versuchte er zu drohen und schlug zuckend mit den Fängen nach dem Manne. „Ich und die Welt!“ sagte er trotzig und starb . . .

Es war ein Adler.





## Der Erbschatz.



**E**s war ein Knabe.

Die Leute fanden, er sei ein schönes Kind. Er besaß ein feines, rosiges Gesichtchen, flachsblonde Locken, die im Sonnenlicht einen Goldschimmer annahmen, einen kleinen, ernsthaften Mund und große, offene, blaue Augen, die alle Dinge wie mit einem Fragezeichen betrachteten. Wenn man ihn, da er kaum zehn Monate geboren, fragte: „Wie geht es in der Welt?“ so zeigte er die Händchen erst von innen, dann von außen, und dazu sagte er: „Bald so, bald so.“ Er sah dabei aus wie ein kleiner Philosoph, aber es war nur so eine Redensart, die man ihm einstudiert hatte. Ein kluges Kind war er darum doch, und als ihn der alte Magister, der ihn getauft hatte, nach einem Jahre wieder sah, da legte er ihm die weichen Hände auf den Lockenkopf und sprach: „Eine kleine Laterne, ein großes Licht.“

An seinem ersten Weihnachtsfest zeigte man dem Knaben ein kostbares Kunstwerk. Es war ein Erbstück, uralt und wundersam; man wußte nicht zu sagen, seit wann es in der Familie fortgeerbt hatte. Es stellte eine Krippe dar, das heißt eine Abbildung der Geburt unseres Heilandes mit Figuren, die wie lebendig aussahen, so klein sie auch waren. Das Ganze befand sich in einem länglichen Kasten von Goldblech, und schon dieser war prachtvoll: gewundene Elfenbeinsäulchen mit Goldknäufen und Goldsockeln von reicher Arbeit schmückten die Seitenkanten; feines Elfenbeinrankenwerk war in die punktierten Goldwände eingelassen, aus ihm blühten Edelsteinblumen; auf dem Deckel erhob sich eine Rose aus Blutkorallen, von Knospen umgeben, und sie trug einen Diamanten wie einen Tautropfen. Ein vornehmer Glanz von Schönheit lag über diesem Kasten.

Eine der Wände zeigte zwei gekreuzte Himmelschlüsselblumen, und an der Stelle, wo dieselben sich kreuzten, ein aufgeschlagenes Buch. Auf einer Seite dieses Buches war ein A, auf der anderen ein O zu lesen. Wenn der Finger auf das Buch drückte, klappte die Wand auf, dahinter befand sich eine Glasscheibe, und hinter der Glasscheibe war die Krippe sichtbar.

Woraus die Figuren gearbeitet waren, hat der Knabe nie erfahren. Man hätte die Scheibe zerbrechen müssen, um die Antwort auf diese Frage zu finden. Joseph im braunen Hirtenkittel, Maria mit dem Kinde im Schoße,

blaß, voll heiliger Mutterliebe im Antlitz, Ochs und Esel, die von der Krippe her die Köpfe wandten, alles das von einer Felshöhle umschlossen, an deren Eingang die Hirten scheuen Fußes und zögernd einzutreten schienen. So naturgetreu war das gebildet, daß man meinte, man sähe Lebendiges durch ein Verkleinerungsglas.

Lebendiges — und doch nicht. Nichts rührte sich in der Höhle.

Nur in der Christnacht, in der Stunde, welche das Leben segnet, war das anders. Der Knabe hat den Augenblick aus seiner ersten Christnacht deutlich behalten sein Leben lang, wenngleich er das Wunder später noch manchmal sah.

Niemand drückte an das Buch mit dem A und dem O — die Wand schlug von selber herum, indes die Mutter ihn auf dem Arm hielt und draußen auf dem nahen Rathhausturm die Glocke Schlag auf Schlag dröhnte. Da leuchtete das Kind in Mariens Schoße hell auf wie ein Glühwurm in der Ziminacht, und das Licht brach sich mit zitternden Wellen an den Wänden der Höhle. Und das Christkind setzte sich aufrecht und breitete die Arme aus und blickte mit Augen, dunkel wie ein unergründliches Geheimnis, vor sich hin. Tiefer neigte die wunderbare Mutter das Haupt, Joseph kniete nieder, die Hirten fielen zu Boden und bargen das Antlitz in die Hände, und unsichtbare Stimmen von überirdischer Süßigkeit sangen den Weihnachtspruch: Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Nun webte und hegte das wirkliche Leben in der Krippe, und durch die junge Brust des staunenden Knaben auf dem Mutterarm davor flossen geheimnisvolle Schauer einer unbekannten Welt und durchtränkten ihn mit einem Glücksgesühl, in dem jede andere Empfindung sich auflöste. Er regte sich nicht, er sah mit weitgeöffneten Augen auf das Wunder.

Die Eltern des Knaben starben an einer Seuche kurz nacheinander, der alte Magister nahm ihn zu sich, derselbe, welcher ihm prophezeit hatte, er werde ein großes Licht werden. Nun bewohnte er ein reizendes Erkerstübchen in dem alten grauen Pfarrhause, das schaute in den Garten hinaus, über dessen feuchte, finstere Mauer er immer einmal zu blicken gewünscht hatte, und der alte Lindenbaum, in dem die ausschwärmenden Bienen sich zum Knäuel zu ballen pflegten, wenn die Zeit dazu gekommen, streckte seine üppigen Zweige bis hart an die grünlichen Scheiben seines Fensters. Die alte Martha, die den Magister pflegte, sorgte nun auch für ihn, und sie war gar nicht so



finster und hegenhaft, wie er gefürchtet, nur melancholischen Gemüthes, als laste beständig eine schwere Sorge auf ihr. Einmal, als er unwohl zu Bett lag und sich von ihr pflegen lassen mußte, ließ sie ihn auch einen Blick in das Geheimnis ihrer Schwermut thun. Der Magister war einen Augenblick oben gewesen, und als sein sauberes, faltenreiches Gesicht mit dem Samtkäppchen und dem weißen, seidigfeinen Haar freundlich nickend hinter der Thür verschwunden war, da hatte der Knabe gesagt: „Wie gut er ist und wie sehr ich ihn liebe!“ Da waren in der Martha altersrote Augen Thränen geschossen und sie hatte geschluchzt; und endlich hatte sie gestanden, warum?

„Wenn ich nur wüßte, ob er wirklich in den Himmel kommt! Denn ich weiß, es ist etwas nicht richtig in seinem Glauben.“

Sie hatte aber nicht sagen wollen, was das sei, und der Knabe trug Scheu, den alten Mann zu fragen. Er war auch noch zu jung für solche Fragen — erst zwölf Jahre alt.

Aber bei einer Gelegenheit kam ihm doch die Aeußerung der bekümmerten Frau in den Sinn, just in einer Christnacht, der ersten, die er in dem grauen Pfarrhause verlebte. Er hatte mit seinem Pflegevater unter einem kleinen Weihnachtsbaum gegessen, den er selber geschmückt und angezündet, und der Alte hatte ein Kapitel aus der Bibel gelesen, über das er früh in der Mette sprechen wollte. Da hatte der Knabe von seinem Erbschatz gesprochen, und daß er ihn holen müsse; in jeder Weihnacht müsse er das thun, so habe ihm der sterbende Vater eingeschärft. Er wollte ihn in das dunkle Nebenzimmer tragen.

Er holte ihn, und in der zwölften Stunde ward das Geheimnis des Raftens in Gold und Edelstein und Elfenbein lebendig. Der Magister saß schweigend davor, und die großen hellblauen Augen in dem klugen Gesicht nahmen einen leichten Ausdruck von Trauer und Sehnsucht an.

„Es ist so schön, so rührend und so heilig,“ flüsterte der Knabe mit glänzenden Blicken, „nicht wahr?“

„O süßes Geheimnis der Jugend!“ sprach der Magister vor sich hin. „Wie lange ist es her, daß du für mich zum letztenmal lebendig wurdest! Selig, der dich besitzt, seliger, mit wem du lebst, seliger noch, wer dich verlor, weil er dich verstand — nur ich nicht — ich nicht —“ und die Stimme des alten Mannes hob sich wie in dumpfem, gequältem Aufschreien, und er grub das Gesicht in die aufgehobenen Hände — „nur ich nicht!“

Der Knabe sah ihn schüchtern an und verwundert zugleich. „Mein Vater,“ sagte er zaghaft, „du hast meine Krippe schon früher gesehen?“



„Schweig und frage nicht,“ antwortete der Magister fast heftig, stand auf und ging in der Stube auf und ab. Die unsichtbaren Stimmen saugen noch immer, und die knarrenden Schritte des Alten nahmen sich häßlich dazu aus; der Knabe fühlte das, als ob sie sein Herz träfen, wirklich schmerzhaft.

Dabei mußte er an das Bekenntnis der alten Martha denken.

Als die Wand sich wieder vor das Bildwerk gelegt hatte, war der Magister ruhiger; nur traurig sah er noch aus, indem er vor den Knaben hintrat und ihm die Hand auf die Schulter legte. Er schien sich überwinden zu müssen, ehe er sprechen konnte, dann sagte er mit zitternder Stimme: „Ich will dir einen Rat geben in dieser schmerzhaften Stunde, obwohl ich glaube, daß er umsonst gegeben wird. Denn du bist ein Gezeichneter und hast die Augen dieser Welt. Forste nach allem, was im Himmel und auf Erden ist, aber nie nach dem Geheimnis dieses Kunstwerkes, wenn du es behalten und deinen Kindern vererben willst! Gute Nacht, mein Sohn!“

Er beugte sich nieder, küßte die Stirn des Knaben und ging aus der Stube. Man konnte an den knarrenden Dielen und dem Thürschlagen hören, daß er in sein Arbeitszimmer hinabstieg.

Der Knabe war einsam mit seiner Wunderkrippe. Ein Licht brannte hinter ihm auf einem Tische, und der flackernde Schein lief über die edelsteinleuchtende Kastenwand hin und her, als suche er eine Oeffnung, um einzudringen. Es sah so versucherisch aus! Aber der Knabe schüttelte den blonden Lockenkopf.

„Ich will nicht forschen, guter Vater,“ sprach er.

Er empfand ein Grauen vor dem bloßen Gedanken — er hatte alles da drinnen eben erst lebendig gesehen, und das Leben wehrt sich gegen den forschenden Blick, der sein Wesen zerlegen will. Es wurde ihm unheimlich in der stillen Stube, und er nahm innerlich bebend den Kasten unter den Arm, um schlafen zu gehen. In der Nebentube stand der Christbaum. Die Lichter waren herabgebrannt, nur zwei oder drei kämpften noch flackernd und zischelnd mit den Nadeln, und ein brenzlicher Harzduft füllte den Raum. Die alte Martha kam, um auszulöschen, was noch auszulöschen war.

„Er hat wieder keine Ruhe,“ sagte sie und deutete unter sich, wo die Stube des Magisters lag. „Ja ja — ich weiß es wohl, warum. Der liebe Gott ändere es! Gute Nacht!“

Der Knabe schlief ein paar Stunden, dann wachte er auf. Draußen tobte ein wilder Sturm, daß die dunklen, fahlen Nester der Linde klappernd



aneinander schlugen und die Scheiben streiften. Es heulte, pfiß und prasselte durcheinander wie ein Heer von bösen Geistern. Plötzlich that sich die Thür auf und der Magister trat ein. Er hatte seinen langen schwarzen Gehrock an und eine schwarzseidene Mütze auf, über die ein schwarzseidenes Tuch lief, unter dem Kinn des Alten sich verknotend. Er winkte dem Knaben, ruhig liegen zu bleiben, trat vor das Bett, eine Kerze in der einen, einen Rohrstock mit silbernem Knopf in der anderen Hand, und sah ihn mit leuchtenden Augen an, indes seine Gestalt sich hob, wie der Knabe sie so hoch gerichtet nie gesehen hatte.

„Ich muß dir noch eines sagen, mein Sohn. Es ist das wahre Geheimnis irdischen Glückes. Dulde nie einen Zwiespalt zwischen deinem Handeln und deiner Ueberzeugung! Es ist mein Vermächtnis an dich, das Vermächtnis eines, der überwunden hat. Wohl mir, daß mir die Stunde vor jenem Wunderkasten da vergönnt ward. Und nun leb wohl!“

Er beugte sich zu dem Munde des Knaben nieder, und der Schlafrunkene fühlte seinen Kuß, sah ihn dann festen Schrittes wieder gehen. Ein paar Augenblicke füllte das Sturmgebräuse noch sein Ohr in der Dunkelheit, darauf schlief er ein.

Am anderen Morgen weckte ihn Martha mit verstörtem Gesicht: der Magister war nicht zur Mette gegangen, er war verschwunden. Niemand fand seine Spur. Die Alte aber war seitdem nicht ganz richtig im Kopfe; sie wohnte im Spital und behauptete, böse Geister hätten die Hände bei dem Ereignis der Christnacht im Spiel gehabt, und sie wisse, warum, und müsse so lange beten, bis der Magister erlöst sei.

Jahre vergingen. Der Knabe ward größer, ein blühender Jüngling. Er schöpfte abwechselnd vom Born der Weisheit und aus der sprudelnden Quelle des Lebensgenusses; aber er nippte nur, und das Herz fand kein rechtes Genügen dabei. In diesem Herzen war etwas, das sich nach Unbekanntem sehnte, nach Gewaltigem, unbeschreiblich Süßem. Er wußte nicht, was es war, aber der Gedanke daran machte ihn unruhig.

Es gab nur ein Mittel, die Unruhe zu verscheuchen: er mußte den kostbaren Schatz betrachten, der ihn immer begleitet und den er sorgfältig gehütet hatte. Wenn sich in der Christnacht das Wunder wiederholte, hatte er das alte Glücksgefühl der Kindheit. Dann gedachte er auch mit Wehmut der dahingeschiedenen Eltern und des verschwundenen Magisters, und das Rätsel des alten Mannes schwebte durch seine Gedanken wie eine gewitterhafte Wolke.

Er kam wieder in seine Heimatstadt, voll innerer Unrast. Diese Stadt lag am Fuße eines wilden, zerklüfteten, höhlenreichen Gebirges, von dem nur einige Teile, die am leichtesten zugänglichen, besucht wurden. Das übrige war menschenleere, schwer zugängliche Klippenwüste. Wenn er ein Stück hineingeklettert war und die fremdartige Gebirgswelt mit ihren scharf gezeichneten Gestalten und wunderbaren Stimmungen bald wüßt und ungeheuerlich, bald lauschig und vertraut und doch eigenartig reizend ihn umfing, ging ihm eine Ahnung in der Brust auf, als müsse er hier finden, was ihm vorschwebe. In diesen Abgründen und Schluchten und Höhlen, in diesem wuchernden, kriechenden, fliegenden Leben, das sich in Feuchtigkeit und Dürre, in Sonnenglut und Riesenschatten abspann, lag es wie ein Schleier, durch den ihn wunderbare Augen ansahen, hinter dem sich die Formen regten, die doch für ihn formlos blieben. Er entfloß so viel wie möglich der Gegenwart, um grüblerisch dem Geheimnis seiner Zukunft nachzufühlen, bis es demselben gefiele, sich zu offenbaren.

Es war Abend. Er wanderte in der feuchten, bläulichen Finsternis in einer Schlucht, zwischen eng einander genäherten unersteiglichen Wänden. Ein Bach rieselte und murmelte zwischen Moos und Felsbrocken. Zuweilen fiel bei einer Wendung des Wegs ein Schein von Abendrot auf den Kalkstein, daß er wie Rosen glühte. Und wie in Rosenglut getaucht lag plötzlich vor ihm der Eingang zu einer Höhle.

Auf einem Felsblock vor der Höhle saß eine Frauengestalt. Ein einfaches, glänzend weißes, doch rosig bestrahltes Gewand umschloß in schönen Falten den jugendlich vollen Leib; Heckenrosen trug sie vor der Brust und in dem üppigen blauschwarzen Haar. Als er näher kam, sahen sie einander in die Augen: die ihrigen waren Nixenaugen, nicht blau, nicht braun, unter schwarzen Wimpern und Brauen. Kaum sah er das feine kurze Näschen und den dunkelpurpurnen kleinen Mund, durch den bläulich weiße Zähnen lächelten, vor dem Blick dieser Augen.

„Nun hast du mich gefunden,“ sagte sie süß. „Ich bin schöner als alles, was du kennst.“

Er sank zu ihr nieder und küßte ihre Hand. Es war eine volle, zärtliche Hand mit rosigen Nägeln.

„Wie heißest du?“

„Perdita.“

„Ich habe mich nach dir gesehnt, Perdita.“



„Ich weiß es. Komm, ich will dir zeigen, was schön ist.“

Sie erhoben sich und gingen in die Höhle.

„Schließe die Augen.“

Er gehorchte. Als er die Augen öffnen durfte, sah er um und über sich ein wunderbares Pflanzengewirr, in das sich vereinzelt Sonnenlicht stahl. Die Vegetation der Tropen konnte keine prächtigeren Gruppierungen liefern, als dies geheimnisvoll dämmerige Gemisch von grünen Formen, breit quellend, fächerartig, schwertartig, zartgegliedert, durchzogen von blühenden Ranken mit Kelchen von unvergleichlicher Farbenpracht; wo die Sonnenstrahlen hinfielen, glomm es wie aus Edelsteinen geschnitten. Vögel in Kolibripracht, seltsam gestaltet, schwirrten hie und da, tropische Falter saßen und flogen, es summt und kroch von Geschöpfen, die der Jüngling nie gesehen. Am Fuß eines Baumstammes, von dessen tief herabhängenden Zweigen große Früchte wie Goldorangen leuchteten, saß Perdita. Keine Kleidung verhüllte den schönen Leib. Mit verschleiertem Lächeln sah sie den Lauscher an, indes ihre Hand den erhobenen, goldgrün beschuppten Kopf einer Schlange streichelte.

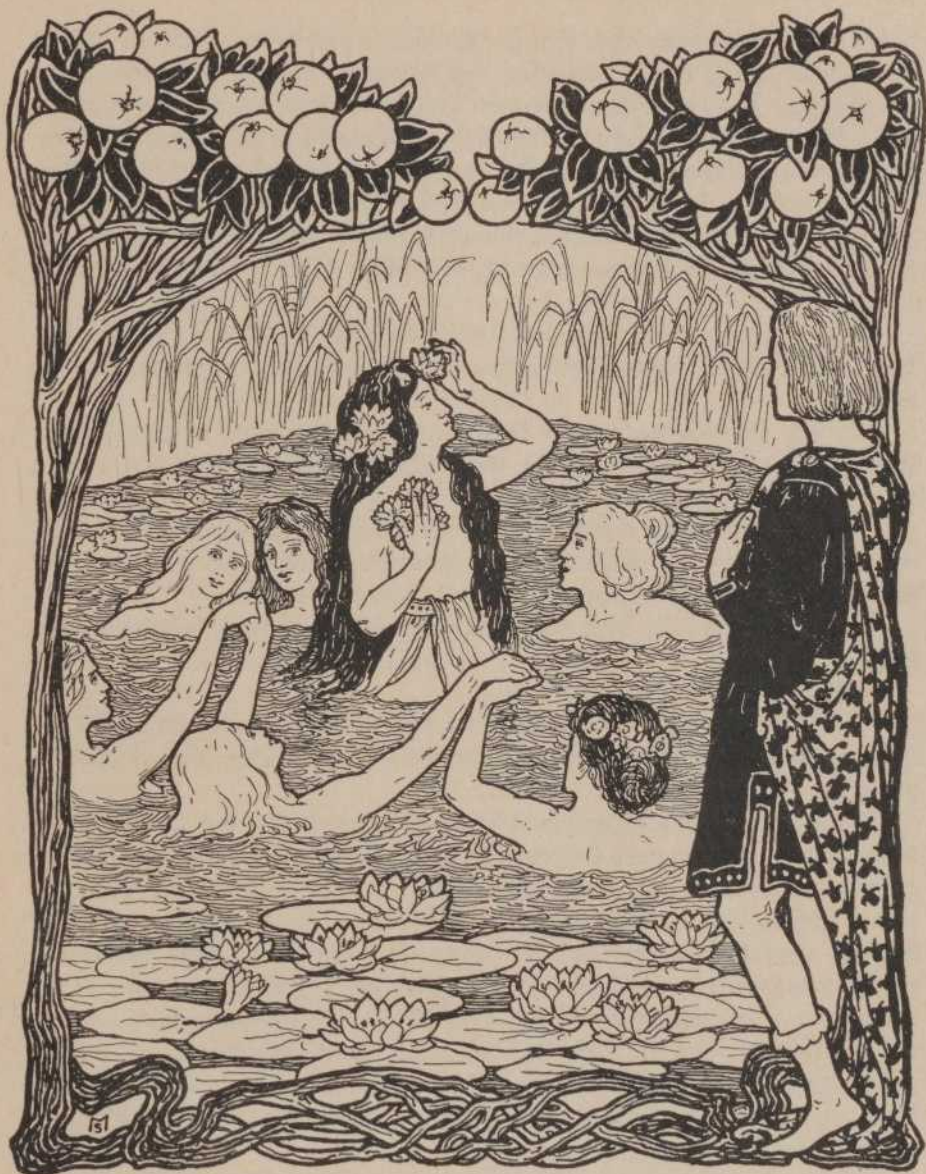
Ein Wink von dieser Hand, und das Bild war verschwunden; sie stand neben dem Bezauberten wie zuvor.

Und abermals mußte er die Augen schließen. Er vernahm ein Rauschen wie von Meeresbrandung, immer lauter — und da lag der schäumende, zischende, vom Abendrot verklärte Tumult vor ihm, und er stand am Strand zwischen Palmen. Fernhin dehnte sich das Meer. Flötenklänge trafen sein Ohr, von weicher, mit Hyazinthenduft gewürzter Luft getragen. Und immer heißer klangen die Flöten und immer duftrunkener wurden die Lüfte — da hob sich vor ihm ein breiter Wellenrücken, weich aufschwellend und endlich sich teilend. Taubensflügel arbeiteten sich in das Freie, eine Wolke von Tauben flatterte auf, ein Muschelwagen, vor den sie gespannt, kam zum Vorschein, und in ihm stand Perdita, wie aus rosigem Marmor gemeißelt. Sie rang das Meerwasser aus dem gelösten blauschwarzen Haar, indes die Wellen den rankenden Tang vom Wagen hinabspülten. Aus der Nähe, vom Lande her, jauchzten Hymnen.

Wieder eine Handbewegung, und Perdita stand lächelnd und mit glänzenden Augen neben dem Jüngling.

Ein drittes Bild. Die Höhle, in ihr ein See, dessen Wellen leise bis an des Beschauers Füße spülten. In der Ferne eine Oeffnung, durch welche ein schwaches Tageslicht fiel. Die Wände der Höhle leuchteten mit Phosphorglanz,





Blüthgen, Hesperiden.



das Wasser war blau wie ein in Wasser verwandelter Himmel. Schilf und Binsen wucherten um das Ufer, weiße Wasserrosen schwammen mit ihren Blattschilben, und dazwischen regten sich leichte Mädchenarme, tauchten wunder-volle Mädchengesichter auf. Sie warfen sich scherzend blauleuchtende Funken-garben von Wassertropfen zu und die Wände gaben das Echo ihres hellen Lachens zurück. Da hob sich halben Leibes Perdita zwischen ihnen heraus, das Haar voll Wasserrosen, und die Mädchen verschlangen die Hände und begannen um sie zu kreisen, immer bacchantischer, von blauen Funken über-stürzt — —

„Himmliche, Süße,“ stammelte der Jüngling, und fiel der weißen Ge-stalt, die plötzlich wieder neben ihm stand, zu Füßen, „sei mein, wie ich dein bin!“

Er sah nichts mehr, aber er fühlte, wie sie sanft und doch unwidersteh-lich die Arme löste, die er um die Kniee geschlungen, und wie sich etwas zu seinem Ohre neigte und zärtlich flüsterte: „Geh!“

Er war allein in der Höhle. Er wartete und nichts regte sich. Halb besinnungslos ging er hinaus. Noch glomm der Abendhimmel, als er sich auf den Heimweg machte, und er taumelte wie ein Kranker.

In tiefer Nacht lag er im Halbschlaf, da fühlte er kühle Lippen, die ihn küßten.

„Perdita!“ rief er jubelnd — —

Er kam zu ihr, sie kam zu ihm. Er fühlte, dachte, wollte nichts als sie. Wochen, Monde, Jahre vergingen, und er führte das Leben eines Märchen-prinzen.

Nur in der ersten Christnacht wartete er vergeblich auf sie, und das ärgerte ihn. Er hätte ihr so gern sein Kleinod, den Erbschatz gezeigt; das war doch auch etwas Schönes, Zauberhaftes. Er saß in der Mitternacht vor dem Kästchen, sah das selige Weihnachtswunder, aber es war doch merk-würdig, wie kühl und schal ihm das oft Gesehene vorkam. „Es ist doch irgend ein kunstvoller Mechanismus,“ sagte er nüchtern, „kein Wunder.“ Und in der verdrießlichen Stimmung überkam ihn ein trotziges Verlangen, dem Geheimnis des Kunstwerkes auf die Spur zu kommen. Die Warnung des alten Ma-gisters tauchte zwar schattenhaft vor ihm auf, zugleich aber noch etwas an-deres. „Selig er noch, wer dich erklor, weil er dich verstand!“ hatte der Alte in jener Weihnacht gesagt.

Und während das Kind aufrecht saß und seine Armechen zu den Knieenden

hinstreckte, und während die feinen heimlichen Stimmchen die Weihnachts-  
hymne sangen, griff er entschlossen nach dem Kasten, um ihn vom Tisch  
her auf seinen Schoß zu heben.

Im selben Augenblick verstummte der Hymnus, und als er in die Glas-  
scheibe sah, erblickte er das starre Bildwerk, wie er es jeden Tag sehen  
konnte.

Für ihn war das Leben daraus entwichen.

Er empfand einen leisen Schmerz in der Brust, dann ward er ruhig.  
Und plötzlich knisterte es und raschelte es hinter ihm.

„Eine schöne Arbeit!“ sagte Perdita.

Sie war da, wie immer, ohne daß er merkte, wie sie kam. Er berichtete  
ihr, was geschehen, und sie lachte überlaut.

„Gib mir das Kunstwerk!“

„Es ist ein Familienerbe,“ sprach er zögernd.

„Das Beste ist doch weg davon; es ist nichts mehr als die kunstvolle  
Arbeit eines Meisters. Und ich habe dir mehr geschenkt als das.“

Als sie schied, verschwand der Erbschaft mit ihr.

Er lebte wie ein Märchenprinz, und er war doch nur ein Mensch. Erst  
merkte er nicht, daß er der Künste des wunderbaren Wesens überdrüssig ward,  
an das er sich gekettet, dann wollte er es nicht merken. Zuletzt wußte er es  
und verbarg es nicht mehr.

Eines Tages sagte er es ihr in das Gesicht. Sie blickte ihn mit großen  
Augen an, er empfand einen Schlag auf der Wange und verlor das Be-  
wußtsein.

Er wachte endlich wieder auf, ein Genesender nach langer Krankheit.  
Nun hatte er Perdita verloren und das Kunstwerk auch. Es war öde in ihm,  
das Leben ihm gleichgültig; sein Gedächtnis bewahrte eine bunte Summe  
von Erinnerungen, die ihn mehr langweilten als quälten.

Da kam wieder eine Christnacht.

Er bewohnte das elterliche Haus, und in dieser Nacht fiel es ihm ein,  
in die lange verschlossene Stube seiner Mutter zu gehen.

In dieser Stube stand eine Wiege, daneben eine Truhe, an welcher der  
Schlüssel saß. Ein seltsamer Schauer durchrieselte ihn, warm wie ein Tau-  
wind. Und als er die Truhe öffnete, sah er Kinderkleider, oben ein Hemdchen  
und auf dem Hemdchen zwei kleine, bunte Kinderstrümpfchen. Ein tiefes  
Weh kam über seine Seele und schluchzend sank er zu Boden.



Da schlug es langsam vom Rathhausturm die zwölfte Stunde.

„Mein Erbe, mein Schatz!“ schrie er auf. „Ich will ihn wieder haben und das Unausprechliche fühlen. Ich habe ihn verdorben und verschleudert. Perdita, gib, o gib ihn mir wieder!“

Nichts regte sich. Er sprang empor und stürzte hinaus auf die Straße, in die Eislust der Winternacht. Am klaren Himmel funkelten die Sterne. Er eilte wie gejagt über den knirschenden Schnee, weiter und weiter, kletternd, fallend, und wieder aufschnellend. Alle Glieder schmerzten ihn. Erst vor der wohlbekannten Höhle hatte er die Besinnung zurück.

Auf dem Stein, auf dem er Perdita gefunden, saß sie wieder. Oder war sie es nicht? Ihre Gestalt kam ihm schlanker vor — nein, wer sollte sonst hier sitzen? Er fiel vor ihr nieder in den Schnee und blickte flehend zu dem von Schneelicht und Sternenschein dämmerig erhellten ernstesten Gesicht empor, und die Hände faltend rief er mit herzerreißendem Ton: „Erbarme dich, Perdita, gib mir das Kleinod wieder, das ich dir geschenkt. Heute weiß ich, daß ich elend bin ohne mein Erbe.“

Langsam richtete sich die Gestalt auf.

„Du irrst,“ sagte ihre Stimme, süß wie er sie in der Erinnerung hatte, aber klarer und tiefer. „Komm und prüfe seinen Wert. Aber nenne mich Berchta.“

„So bist du nicht Perdita?“ fragte er zögernd, indem er aufstand.

Das waren ihre Züge, und doch wieder andere, ernste, feierlich stille; und feierlich still war ihr Lächeln, mit dem sie sagte: „Vielleicht. Ja ist nein und nein ist ja — grüble nicht!“

Sie schritt voraus in die Höhle. Dunkelheit umgab den Verwirrten, welcher dem Schall der Schritte folgte, die vor ihm so leicht dahinschwebten. Lange dauerte die Wanderung, dann wurde es heller und heller. Er vernahm feine Stimmchen, welche die Weihnachtshymne jubelten, ähnlich denen, die das Wunder seines Erbschatzes begleitet. Und dann strömte ein Lichtglanz durch eine abschließende Krystallscheibe, und hinter ihr saßen Kinder in buntem Gemisch, Kinder jeden Alters, die Gesichter verklärt von jenem Ausdruck des Glückes, wie ihn nur das Kind findet; und diese Kinder saßen vor einem Altar, auf dem sein Erbschatz stand. Die Hirten lagen auf dem Boden, Joseph kniete und Maria neigte ihr schönes Haupt zu dem Kinde, von dem ein Schein ausging, hinreichend, um den ganzen saalartigen Raum hinter der großen Krystallscheibe zu erhellen.

Der junge Mann stand mit seiner schweigenden Begleiterin davor. Er war glücklich, sein Kleinod wieder zu erblicken, aber mehr noch durch den Anblick der glückseligen Gesichtchen voll rührender Andacht, welche das Kunstwerk genossen. Und was ihm selber unerklärlich schien: sein Verlangen, wieder in den Besitz des Schatzes zu kommen, war erloschen. Fast verlegen wandte er sich zu der schönen ernstern Frauengestalt.

„Ich gönne ihnen das Wunder, es hat mich sehr beseligt, als ich es besaß. Und ich freue mich, daß es wieder lebendig geworden. Für mich war es tot.“

„Ja,“ war die Antwort.

Er senkte den Kopf, wie einer stillen Hoffnung entsetzend. Endlich seufzte er tief auf.

„O mein alter verschollener Meister,“ murmelte er schmerzlich, „nun wollte ich das Geheimnis prüfen und verlor es; aber selig bin ich nicht geworden. Wer löst mir dein Rätsel?“

„Hast du es verloren, weil du es verstandest?“ fragte es neben ihm, und er blickte betroffen in das blasser, kluge Gesicht, aus dem ihn die unergründlichen Nirenaugen nicht mehr sinnverwirrend ansahen, wie einst, sondern mit mildem Glanze, der ihm unsäglich wohlthat.

„Nein! Und wodurch verlor ich es?“

„Durch Schuld,“ sagte sie, die Lider senkend, und ein feines Rot ergoß sich über ihre Wangen.

„Perdita!“ rief er außer sich und hob die Arme — aber er besann sich und ließ sie sinken. „Es ist vorbei, und es ist gut so. Ich suchte das Unausprechliche, das unendlich Reiche und Große, über dem die Alltäglichkeit schwimmt. Ich habe es genossen; ist das Schuld, weil meine Menschenkraft darüber ermattete?“

„Ja,“ erwiderte sie einfach. „Hast du versucht, zu verstehen? Ueber dem Genießen steht das Verstehen.“

Er schlug die Hände vor das Antlitz.

„Wer gibt mir meine Jugend wieder?“

„Ich. Folge mir!“

Sie verließen die Stelle und tauchten wieder in Dunkelheit. Hinter ihnen versank der Glanz des Weihnachtswunders, und der Klang der Hymne verhallte. Es war nicht kalt und nicht warm um den Mann, etwas wunderbar Klares und Mildes war es, was ihn umgab, was er atmete. Und die Brust



## 326 Der Erbschatz.

weitete sich ihm, und es war ihm groß und unaussprechlich erhaben zu Mute; und still und stetig wuchs in ihm eine Liebe auf, wie er sie nie gekannt, und umschloß das hehre Bild des Weibes, dessen Kleiderfaum vor ihm leise den Boden streifte.

„Berchta!“ rief er sehnsüchtig.

Ein Rollen ging durch das Gestein, wie von Gewittern; starr und mit heimlichem Beben hielt er an. Vor ihm, um ihn, hinter ihm schoben sich gewaltige Massen voneinander. Er schloß die Augen.

Ein heißer Glanz zwang ihn endlich, sie zu öffnen. Er stand neben Berchta, vor einem Altar, den ein weiter Raum umgab; ringsum sah sein Auge Quellen, die aus den Felsen sprangen und sich wieder im Gestein verloren.

Auf dem Altar gewahrte er einen Leuchter, und auf dem Leuchter eine Kugel, die wie eine Sonne aussah. Vor dem Altar aber, auf einer Stufe, stand der alte Magister. Ein langer weißer Talar umgab seine Gestalt, auf dem schneeweißen Haupthaar saß ihm ein goldiges Käppchen von Brokatstoff. Und indes er die Arme hob, rief er mit lauter Stimme: „Das Licht ist geboren — Freude dem Leben und Auferstehung zu seiner Zeit!“

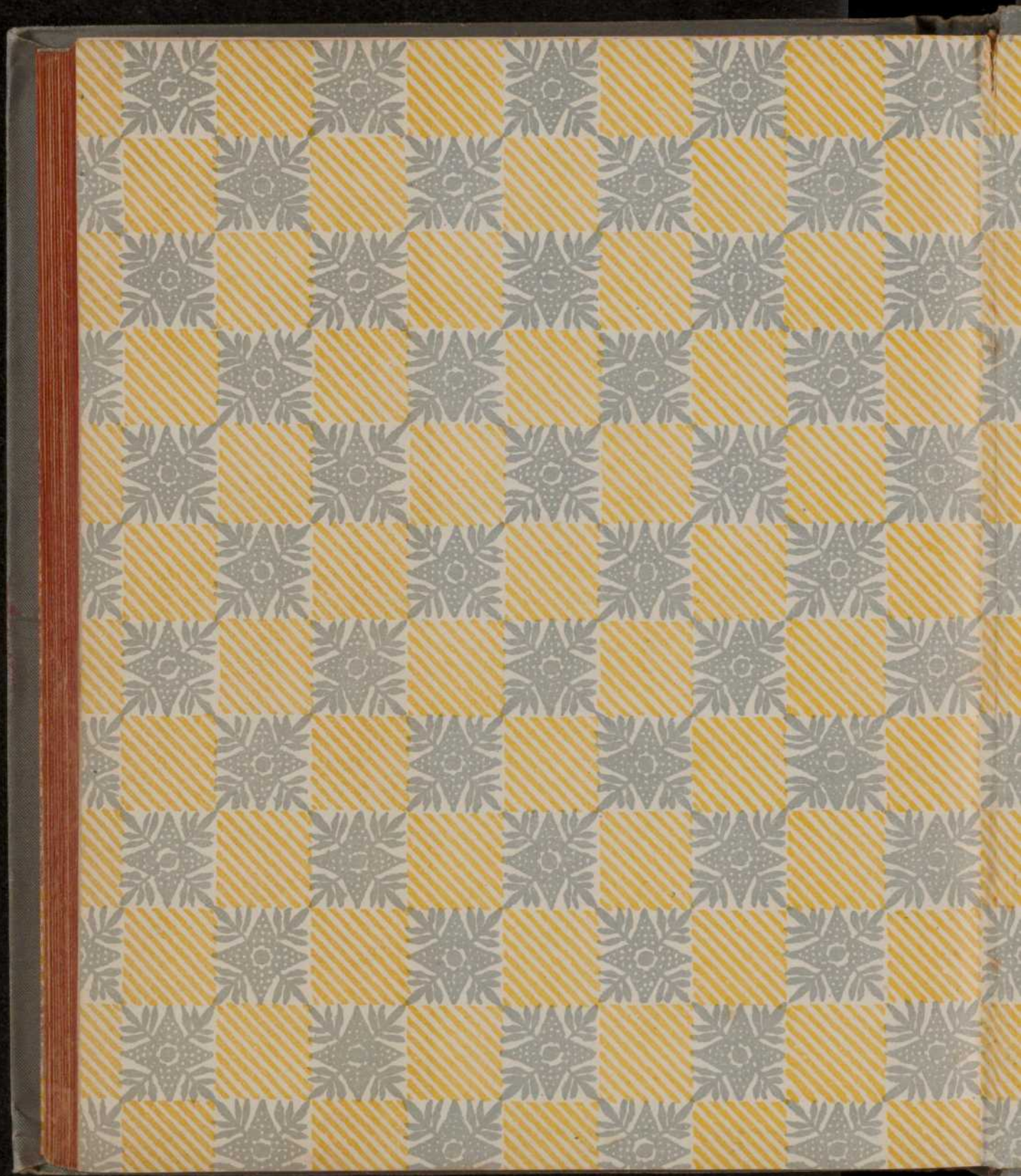
Da rauschten die Quellen stärker, und von weither scholl ein unendliches Gewirr dumpfer Stimmen. Der Magister aber stieg die Stufe hinab und schritt auf das Paar zu. Die Jahre schienen spurlos an ihm vorübergegangen zu sein, seit er in jener Christnacht das alte Pfarrhaus am Kirchhof verlassen. Er schloß den Mann, der das Unbegreifliche um ihn noch nicht fassen konnte, in die Arme und blickte ein paar Sekunden in sein Gesicht.

„Ich wußte, daß du eines Tages kommen würdest. Es ist nicht ohne Narben abgegangen, mein Sohn. Jeder hat seinen eigenen Kampf gekämpft — die Hauptsache bleibt, daß man überwindet. Und nun, meine Tochter, tränke ihn mit den tausend Geheimnissen, welche das Dasein weben.“



AG 06 / 275







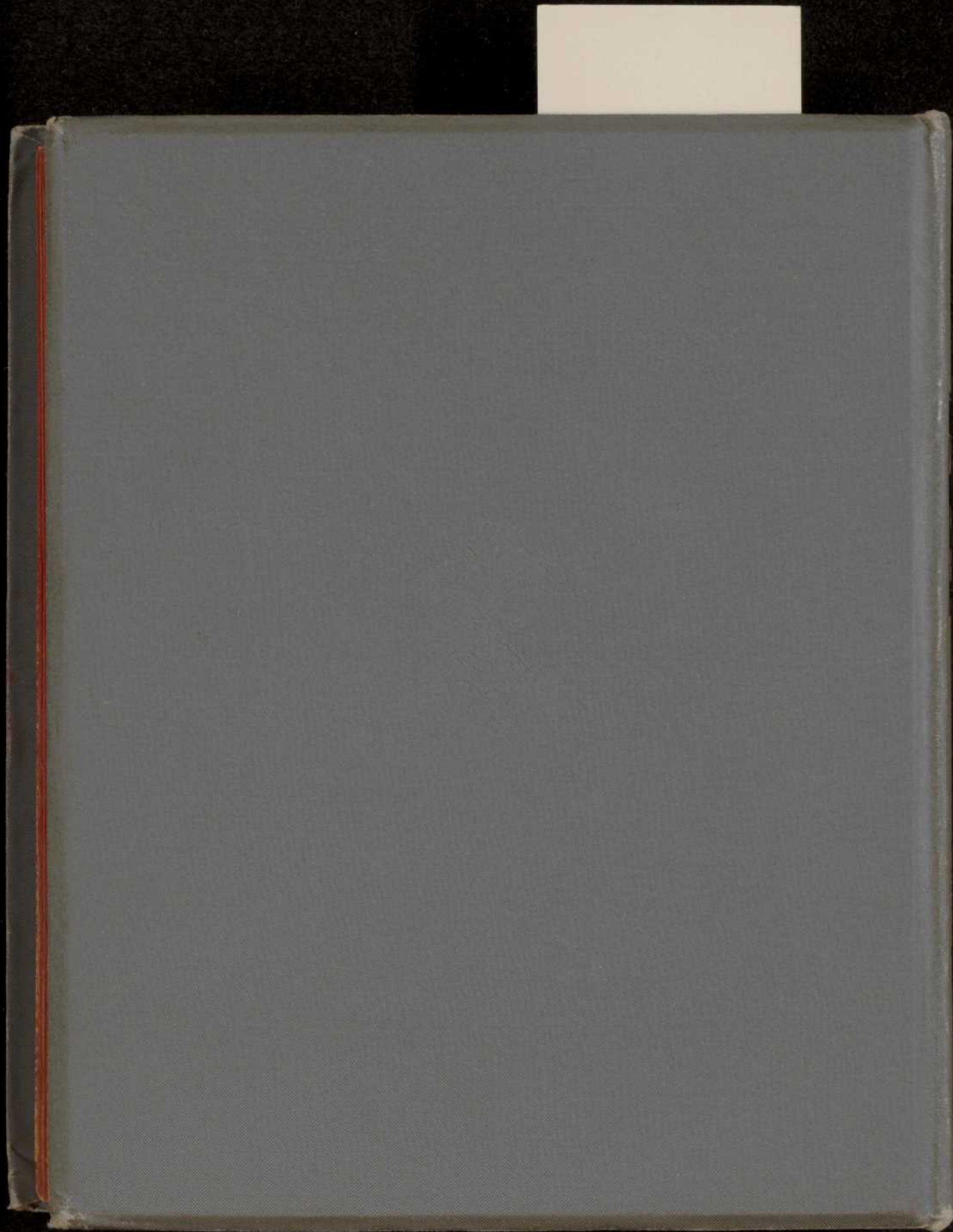
H/M 137 450

Internationale Jugendbibliothek



047002365952





# Hesperiden

Victor Blüthgens Märchen für jung und alt

Vollständige Ausgabe



— Mit 20 ganzseitigen und 20 Textbildern von Ludwig Berwald —  
Robert Engels, Paul Heydel, W. Müller-Schönefeld, Carl Röhling, Franz Stassen  
L. von Zumbusch



Dritte Auflage



Stuttgart, Berlin, Leipzig

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

